BRADLEY C. BIRKENFELD

DES TEUFELS BANKER

WIE ICH DAS SCHWEIZER BANKGEHEIMNIS ZU FALL BRACHTE

FBV

2. aktualisierte Auflage des Wirtschafts-Thrillers

BRADLEY C. BIRKENFELD

DES TEUFELS BANKER

WIE ICH DAS SCHWEIZER BANKGEHEIMNIS ZU FALL BRACHTE

FBV

2. aktualisierte Auflage des Wirtschafts-Thrillers

BRADLEY C. BIRKENFELD

DES TEUFELS BANKER

WIE ICH DAS SCHWEIZER
BANKGEHEIMNIS ZU FALL BRACHTE

FBV

Stimmen zu diesem Buch

»Bradley Birkenfeld – diesen Namen werden Sie nie wieder vergessen.«

New Haven Register

»Der wichtigste Whistleblower in der Finanzbranche aller Zeiten.«

CNBC

»Um es ganz einfach zu sagen: Man muss Birkenfeld zu den größten Whistleblowern aller Zeiten zählen.«

Tax Notes

»Wenn man von einem Menschen sagen kann, dass er im Alleingang die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Offshore-Welt gelenkt hat, dann ist das Bradley Birkenfeld.«

Financial Times

»Im Jahr 2007 wurde der Schleier der Geheimhaltung von einem Whistleblower namens Bradley Birkenfeld zerrissen.«

The Washington Post

»Der UBS-Whistleblower Bradley Birkenfeld verdient keine Gefängnisstrafe, sondern ein Denkmal an der Wall Street.«

New York Daily News

»Ich bin nicht sicher, ob die US-Regierung dieses massive Betrugsprogramm heute schon aufgedeckt hätte, wenn Birkenfeld nicht im Sommer 2007 zum Justizministerium gekommen wäre.«

Beamter im US-Justizministerium

»Hat Birkenfeld die Belohnung von 104 Millionen Dollar verdient? Jeden Cent davon!«

BEAMTER IN DER US-STEUERBEHÖRDE IRS

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://d-nb.de abrufbar.

Für Fragen und Anregungen:
info@finanzbuchverlag.de

2. Auflage 2017

© 2017 by FinanzBuch Verlag,
ein Imprint der Münchner Verlagsgruppe GmbH
Nymphenburger Straße 86
D-80636 München
Tel.: 089 651285-0
Fax: 089 652096

Die englische Originalausgabe erschien 2016 bei Greenleaf Book Group unter dem Titel »Lucifer's Banker«.
© 2016 by Bradley C. Birkenfeld. All rights reserved.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Einige Namen und Details, die zur Identifizierung von Personen dienen könnten, wurden verändert.

Übersetzung: Sascha Mattke
Redaktion: Matthias Michel
Korrektorat: Sonja Rose
Umschlaggestaltung: Greenleaf Book Group, Sheila Parr, Bradley C. Birkenfeld und Marc-Torben Fischer
Umschlagabbildung: Bradley C. Birkenfeld

ISBN Print 978-3-95972-077-9
ISBN E-Book (PDF) 978-3-96092-128-8
ISBN E-Book (EPUB, Mobi) 978-3-96092-129-5

Weitere Informationen zum Verlag finden Sie unter

www.finanzbuchverlag.de

Beachten Sie auch unsere weiteren Verlage unter www.m-vg.de

Für meinen Bruder Doug, der mich vom ersten Tag meiner Achterbahnfahrt an begleitet hat. Als loyaler Freund und brillanter Anwalt erlebte er die Korruption mit, verstand, was sich abspielte, und hat mich die ganze Zeit über beraten.

»Es hat sich etwas ereignet, über das schwer zu sprechen und unmöglich zu schweigen ist.«

EDMUND BURKE, IRISCHER PHILOSOPH

UBS Wealth Management

Bradley C. Birkenfeld
Director, Key Clients

UBS AG
8, rue du Rhône
CH-1204 Geneva, Switzerland
Tel. +41-22-375 61 32
Fax +41-22-375 60 80
bradley.birkenfeld@ubs.com

www.ubs.com

Inhalt

Prolog: Der Prügelknabe

Kapitel 1: In der Auswahl

Kapitel 2: Massaker in Boston

Kapitel 3: Den Code knacken

Kapitel 4: Sportwagen, Models und Yachten – oh ja!

Kapitel 5: Verbrannt in Bern

Kapitel 6: Der Gegenschlag

Kapitel 7: Tarantula

Kapitel 8: Die Mexiko-Falle

Kapitel 9: Auf dem Drahtseil

Kapitel 10: Gejagt

Kapitel 11: Im Zwielicht

Kapitel 12: Aufgeflogen

Kapitel 13: Der Sündenbock

Kapitel 14: Camp Cupcake

Kapitel 15: Reicher Mann, armer Mann

Dank
Anhang
Interview mit dem Autor
Über den Autor

Prolog
Der Prügelknabe

»Ich habe die Sorge, dass ausländische Banker mit ihrem Geschick und ihren faulen Tricks den gesamten riesigen Reichtum Amerikas kontrollieren und ihn nutzen werden, um systematisch die Zivilisation zu korrumpieren.«

Otto von Bismarck, deutscher Kanzler[1]

8. Januar 2010
Minersville, Pennsylvania

Alle Wege, die in ein Bundesgefängnis führen, sind lang.
Es gibt keine Ausfahrten und auch keine Abkürzungen, mit denen man den Weg schneller hinter sich bringen und den Schmerz der Erwartung dämpfen könnte. Alle diese Wege sind gebaut auf Entscheidungen, mit Serpentinen und in die Irre führenden Verläufen. Das letzte Stück kann eine kurze Anfahrt von einem Gericht aus sein oder eine sechsstündige Reise in einem verrauchten Gefangenentransporter, doch stets ist es das Ergebnis eines Lebens, das aus den Fugen geraten ist, und das Ende ist immer gleich.

Für mich selbst schien der Weg zur Schuylkill Federal Correctional Institution an diesem eiskalten Freitagmorgen kein Ende nehmen zu wollen. Mein Hotel in Scranton im US-Bundesstaat Pennsylvania war nur eine Autostunde von dem Gefängnis in irgendeinem Provinzkaff entfernt, aber es kam mir vor wie ein Jahr. In dem Lexus konnte ich vor Kälte meinen Atem sehen und in dichten, vom Wind gepeitschten

Schleiern fiel Schnee, was die Straße glatt und gefährlich machte. Ich hatte selbst fahren wollen, eine letzte Runde drehen, bevor sie mich einsperren, aber sie hatten mir eine Ausgangssperre aufgebrummt und eine elektronische Fußfessel verpasst – und ich hatte kein Auto mehr. Also übernahm mein älterer Bruder Doug, wie ich gut 1,90 Meter groß, die Fahrt durch den Sturm. Ich erledigte vom Auto aus ein paar letzte Anrufe an Freunde. Die meiste Zeit über aber saßen wir mit aufeinandergepressten Lippen schweigend da, auf dem Weg zu einer Verabredung, die keiner von uns einhalten wollte.

Ich wusste, dass das für Doug hart werden würde, vielleicht sogar noch härter als für mich selbst. Er war verdammt stolz auf mich für das, was ich getan hatte, denn ich hatte den größten Banken- und Steuerbetrug der Geschichte aufgedeckt. Außerdem war er wütend auf das Justizministerium. Für Doug hatte ich statt Fußfesseln eine Ehrenmedaille verdient. Ich versuchte, ihm zu erklären, dass ich schon klarkommen würde.

»Hey Alter, entspann dich«, sagte ich, als ich sah, wie seine Hände das Lenkrad so fest umklammerten, dass seine Fingerknöchel weiß hervortraten. »Drei Jahre im Knast schaffe ich mit links.«

Doch Doug glaubte mir nicht. Er war wütend, verbittert und rachsüchtig. Und weil es keinen Sinn hatte, ihm weiter etwas anderes vorzuspielen, schloss ich mich ihm an.

Als das Auto in eine lange Kurve einbog und wir durch einen Wald aus dick mit Schnee bedeckten Pinien fuhren, gab ich meine gespielte Tapferkeit auf. Plötzlich verloren die Räder die Haftung und wir kamen ins Rutschen, aber Doug reagierte so souverän wie ein Formel-1-Pilot und nahm noch nicht einmal den Fuß vom Gaspedal. Über das Lenkrad gebeugt starrte er durch die Windschutzscheibe, auf der die Wischer auf der höchsten Stufe den Schnee wegschoben. Für mich klangen sie wie

ein Metronom, angeschlossen an eine Bombe mit Zeitzünder. Das hört sich vielleicht etwas dramatisch an, aber so war es.

»Lass dir Zeit, Bruder.« Ich streckte den Arm aus und fasste ihn an der Schulter. »Ich hab's nicht eilig.«

Endlich ein Lächeln auf Dougs Gesicht, aber es sah eher aus wie das Grinsen eines Totenkopfs. Wir wendeten uns beide wieder unseren Gedanken zu.

Angeblich spielt sich das gesamte Leben eines Menschen blitzartig vor seinen Augen ab, wenn er kurz vor einem gewaltsamen Tod steht. Zum Glück habe ich so etwas nie selbst erlebt, aber ich kann aus eigener Erfahrung berichten, dass etwas Ähnliches passiert, wenn man gleich in ein Gefängnis eingesperrt wird. Allerdings fühlte sich die Rückschau bei mir eher an wie bei einer langen, unheilbaren Krankheit: Ich hatte reichlich Zeit, noch einmal jede Freude und jedes Leid durchzugehen, genau wie jeden perfekten Schachzug, den ich ausgeführt hatte, und ein paar dämliche Fehler. Mein Leben erschien nicht blitzartig vor meinen Augen, es lief langsam ab wie ein alter Film auf einem klapperigen Projektor.

Ich bereute nichts und bin kein Freund von Gejammer. Trotzdem gab es einige Dinge, die ich verdammt sicher anders gemacht hätte. So hätte ich *niemals* darauf vertraut, dass die Chefs meiner Bank in der Schweiz mich unterstützen würden, denn tief in meinem Inneren wusste ich, dass so etwas wie Integrität in ihrem Wortschatz nicht vorkam. Und ich hätte mich definitiv nicht an das US-Justizministerium gewandt, in der Erwartung, dass es mich schützen würde, weil ich ihm das größte Steuerbetrugsprogramm der Geschichte auf einem Silbertablett servierte. Selbst im reifen Alter von 44 Jahren hatte ich noch Vertrauen in das amerikanische Justizsystem gesetzt. Na ja, man lebt und lernt.

Was mich während der Fahrt wirklich beschäftigte, waren die Dinge, die ich vermissen würde: der Lebensstil, für den ich mir den Arsch abgearbeitet hatte, meine Eltern und meine Brüder, meine Freunde und meine Freiheit. Ich wusste, dass ich in ungefähr einer Stunde einem heftigen Kontrast ausgesetzt sein würde: zwischen dem Disneyland, das mein Leben bisher gewesen war, und dem Tower of London, zu dem es jetzt werden würde.

Ich lehnte mich zurück, schloss die Augen und dachte zurück an meine Achterbahnfahrt. Noch vor zwei Jahren hatte ich ein Leben geführt, von dem die meisten Menschen nur träumen können. All die Anblicke und Gerüche und Empfindungen dieser Zeit rollten noch einmal über mich wie eine warme Welle in der Karibik.

Ich war wieder in Genf, wo ich es mir auf der Terrasse meiner Luxuswohnung im dritten Stock mit Blick auf den Cours de Rive gemütlich gemacht hatte. Von einem Espresso in einer Tasse aus feinem Porzellan stieg feiner Dampf auf, und die lachsfarbenen Seiten der *Financial Times* flatterten im Morgenwind. Auf meinem Marmortisch glänzte eine Schale mit frischen Erdbeeren vom Markt auf der anderen Straßenseite, und die Schweizer Straßenbahnen fuhren hin und her wie eine Spielzeugeisenbahn an Weihnachten. Samstags war mein sonst lebhaftes Viertel Eaux-Vives ganz ruhig, die Kleinkunstbühnen hatten morgens noch geschlossen, und aus geringer Entfernung konnte ich das Trappeln der Pferdehufe einer Touristenkutsche auf Pflastersteinen hören. Die mit Schnee bedeckten Gipfel der Alpen glitzerten im Sonnenlicht, und durch meine hohen Balkontüren drang leiser Jazz von Diana Krall an meine Ohren.

Außer mir war meine aus Brasilien stammende Freundin Thais in der Wohnung und lag gemütlich auf einem Stapel persischer Kissen. Wir hatten beide einen Kater, fühlten uns aber trotzdem zufrieden und

wohlig. Ich konnte noch ihre Haut spüren, weich wie nepalesische Seide, und ich hörte sie mit diesem reizenden portugiesischen Akzent etwas rufen, das mich zum Lächeln brachte.

»*Bradliiie*, komm zurück ins Bett, Liebling. Und bring das Ding mit, das ich so *liiiiiebe*.«

Es war wieder eines dieser famosen Wochenenden, an denen wir in meinen feuerroten Ferrari 550 Maranello sprangen und nach Zermatt fuhren, mit röhrendem Motor über prachtvolle Bergpässe, Sonnenbrillen auf unseren grinsenden Gesichtern. Mein Schweizer Chalet befand sich ganz oben in einem malerischen Städtchen, in dem Autos verboten waren, also parkten wir in einem kleinen Dorf nahe am Fuß der Gebirgskette und nahmen die Zahnradbahn durch ein langes, steiles Tal bis zum Gipfel. Und endlich, nach einem letzten Aufstieg, waren wir da und standen atemlos und hingerissen vor meinem Panoramafenster mit Blick auf das Matterhorn.

Vielleicht war es gar nichts so Besonderes, falls Sie nicht gerade eine Schwäche für Champagner von Laurent-Perrier in Magnum-Flaschen, frischen Beluga-Kaviar oder Kisten mit frisch aus Havanna eingeflogenen Churchill-Zigarren haben. Sicher finden sie es ganz nett, wenn Sie Schweizer Frigor-Schokolade, Uhren von Audemars Piguet, Brioni-Anzüge und hinreißende Mädchen mögen, denen es nur darum geht, Ihnen Vergnügen zu bereiten und eine gute Zeit zu haben. Stellen Sie sich das alles einmal vor, und dann das Beste daran: All das hatte ich in *bar* bezahlt.

Um Geld ging es doch schließlich, oder? Aus diesem Grund war ich ins internationale Bankgeschäft eingestiegen, hatte einen Master an der Universität in La Tour-de-Peilz gemacht und mich dann in Genf kaputtgearbeitet. Aus diesem Grund bekam ich einen der begehrten Jobs bei der Union Bank of Switzerland, kurz UBS, der größten und

besten Bank der Welt. Und als ich erst einmal dort war, als der einzige Amerikaner in einem Elite-Team aus Schweizer Privatbankern, hatte ich dieses Spiel perfektioniert. Ich flog First Class durch die ganze Welt, wohnte in Fünf-Sterne-Hotelresorts und verführte Scharen von Angehörigen des reichsten Prozents dazu, ihr Vermögen in geheimen Schweizer Nummernkonten zu verstecken; Fragen wurden nicht gestellt. Ausgestattet mit zwei dicken Eiern, Finanzwissen und reichlich Charme, hatte ich Millionen Dollar für die UBS verdient, ebenso wie für meine Kunden, und einen hübschen dicken Anteil für mich selbst.

Doch als ich jetzt noch einmal daran zurückdachte, fiel mir auf, dass Geld doch nicht das Wichtigste gewesen war. Ich hatte das Leben einer Figur von Ian Fleming geführt, in dem es vor allem anderen um Aufregung geht, und das ist ein Hunger, der einen unter die Erde bringen kann. Ich hätte dabei bleiben können, nur zeigte sich, dass ich dieses nervige Kleinigkeit hatte, die man Gewissen nennt, und wie ich irgendwann feststellte, gab es in »der Firma« nichts dergleichen. Die hinterhältigen Bastarde bei UBS, meine verachtenswerten Schweizer Bosse, hatten die ganze Zeit über gewusst, dass alles, was wir trieben, einen krassen Verstoß gegen amerikanische Steuergesetze darstellte und mich ins Gefängnis bringen konnte, bis mein Kinnbart weiß geworden wäre. Sie ließen mich ins offene Messer laufen, zusammen mit meinen Kunden und meinen Kollegen, also hatte ich die Schweizer Mafiosi ausmanövriert und war ihnen zuvorgekommen.

Das Problem war, dass ich auf dem falschen Schoß landete. Das US-Justizministerium hätte mich willkommen heißen sollen, mich schützen und mir dafür *danken*, dass ich als erster und einziger Schweizer Banker die undurchdringliche Hülle von Geheimhaltung und Korruption in der Schweiz durchbrochen hatte, um dafür zu sorgen, dass die amerikanischen Steuerzahler nicht weiter betrogen werden.

Stattdessen hatte das Ministerium mit der einen schleimigen Hand nach meinem Informationsschatz gegriffen und mir mit der anderen Handschellen angelegt.

Drecksäcke. Und das ist noch höflich formuliert.

Als die Wut über die ganze Sache wieder in mir hochstieg, öffnete ich meine Augen, und die Landschaft draußen riss mich aus meinen Erinnerungen. *Du bist nicht der einzige in Ungnade gefallene Samurai hier, Birkenfeld*. Ich schaute hinaus in die vom Kohlebergbau geprägte Gegend mit ihren verfallenen Häusern und Farmen, mit Rauch, der sich aus rissigen Schornsteinen emporschlängelte, und mit rostigen alten Autos, abgestellt auf Betonplatten. Ich sah, wie Pferde, das einzige Transportmittel, das einem noch bleibt, wenn man sich kein überteuertes Benzin mehr leisten kann, auf schneeverwehten Hügeln standen und mit ihren großen Köpfen nach Resten von Grün suchten. Ich wusste, dass dies einst der Ort der amerikanischen Helden gewesen war, von Männern, die tief unter der Erde arbeiteten, um das schwarze Gestein zu fördern, das ihre Landsleute so dringend brauchten. Viele von ihnen waren in kollabierenden Minen gestorben und noch viele weitere würden an kollabierenden Lungen sterben. Und jetzt waren sie Aussätzige, angefeindet von Umweltschützern und ignoriert von den Politikern, die zwar gerne ihre Stimmen genommen hatten, aber jetzt nichts mehr von ihnen wissen wollten. Verraten von ihrem eigenen Land, genau wie ich. Nur, dass sie natürlich nie ein Ski-Chalet in Zermatt haben würden.

Wir kamen an einem Ortsschild vorbei: »Minersville«. Es wurde Zeit, mein Pokerface aufzusetzen. In wenigen Minuten würde mein Arsch der US-Regierung gehören, als Belohnung dafür, dass ich ausgepackt hatte. *Vielen Dank, Uncle Sam*.

Doch ich hatte eine Überraschung für die Trottel von der Regierung: All der Schweizer Glamour bedeutete mir gar nicht so viel. Ich war ohne ihn aufgewachsen und ich kam auch unter schwierigsten Umständen bestens zurecht. Schließlich hatte ich die Norwich University im Bundesstaat Vermont hinter mich gebracht, eine der ältesten und härtesten Militärakademien des Landes, an der jeder Tag mit Liegestützen im Schnee begann, gefolgt von Zehn-Meilen-Märschen mit Gepäck, geschrieenen Befehlen von gnadenlosen Drill-Sergeants, stundenlangem schwierigem Unterricht und dann Lernen wie verrückt bis Mitternacht. Ich wusste, dass in Schuylkill nichts dergleichen passieren würde. Das Gefängnispersonal konnte die Häftlinge nicht wie Kadetten bei der Army behandeln, was irgendwie ironisch war, denn das hätte bestimmt die Rückfallquote sinken lassen.

Ich jedenfalls hatte beschlossen, sie in ihrem eigenen Spiel zu schlagen, egal, was man mir vorsetzen würde. Ich war schon immer ein glühender Fan einer alten Fernsehserie namens *Hogan's Heroes* (*Ein Käfig voller Helden*) gewesen, einer Sitcom über eine Gruppe von alliierten Gefangenen im Zweiten Weltkrieg, die ihren Nazi-Aufpassern auf der Nase herumtanzen. Schuylkill würde also mein »Stalag 13« sein und ich Colonel Hogan. *Lass uns loslegen, Baby.*

Ich schaute hinüber zu Doug. Er sieht ziemlich gut aus, besser als ich oder unser älterer Bruder Dave, mit seinem vollen Schopf aus kastanienbraunem Haar und den weißen Zähnen. Doug ist ein zäher Rechtsanwalt, und wenn er wütend ist, streckt er sein großes Kinn nach vorn und nimmt sein Ziel mit seinen kalten blauen Augen aufs Korn wie mit einem Laser. Jetzt gerade mahlte sein Kiefer.

»Du bist sauer«, sagte ich.

»Quatsch, ich bringe *total gern* meinen kleinen Bruder zum Gefängnis. Vielleicht können wir dafür sorgen, dass Dave auch wegen

irgendwas verurteilt wird, dann kann ich ihn auch noch holen.«

Ich musste lachen. Wenn man nicht mehr lachen kann, ist man erledigt.

»Entspann dich, Alter«, sagte ich. »Das ist alles im Nullkommanichts vorbei, du wirst schon sehen.«

»Ich habe das Gefühl, dass ich jemanden töten möchte«, schäumte Doug. »Kevin Downing zum Beispiel.«

Ganz bestimmt teilte ich diesen Wunsch meines Bruders. Kevin Downing war leitender Staatsanwalt in der Steuerabteilung des Justizministeriums, der Mann, an den ich mich zuerst gewandt hatte. Ich hatte ihm die Schlüssel zum Königreich gegeben, all die Geheimnisse des illegalen Schweizer Bankgeschäfts, und er hatte sich auf mich gestürzt wie ein tollwütiger Hund. Doug, ein Jurist mit makelloser Moral, sah Downing als die niedrigste Lebensform seiner Profession an: kleinlich, heuchlerisch, selbstsüchtig – ganz einfach ein bösartiges Arschloch.

»Steht noch jemand auf deiner Liste«, fragte ich.

»Außer Downing? Aber ja, Olenicoff.«

Na klar, Igor Olenicoff. Die bloße Erwähnung dieses Namens brachte sofort auch mein Blut zum Kochen. Olenicoff war ein in Russland geborener kalifornischer Immobilienmogul, ein Multimilliardär, und er war einer meiner größten Kunden bei UBS gewesen. Ich hatte ihn in einem dieser Yachthäfen kennengelernt, wo jedes Boot so viel kostet wie ein ganzes Haus, wo die Crews immer aussehen wie Werbefiguren von Abercrombie & Fitch und wo die Geliebten der Yachtbesitzer vor den Augen der Ehefrauen ihre Silikonbrüste und Diamantarmbänder zur Schau stellen. Später hatte ich Olenicoff erneut getroffen und ihn meinem Kollegen in Liechtenstein vorgestellt, einem Zauberer, wenn es darum ging, Geld und Identitäten verschwinden zu lassen.

Olenicoff hatte *richtig* Geld, und einen großen Teil davon wollte er für schlechte Tage vor den neugierigen Augen der US-Steuerbehörde IRS verbergen. Also hatte man für ihn zwei Trusts in Liechtenstein mit drei Firmenhüllen in Dänemark dahinter eingerichtet, mit Olenicoff als letztlichem Eigentümer. Bald darauf lagen 200 Millionen Dollar aus seinen Immobiliengewinnen in den USA auf mehreren Nummernkonten bei UBS in der Schweiz. Das Einzige, was Olenicoff als wahren Inhaber dieser Konten identifizierbar machte, war eine Karteikarte mit seinem Namen darauf und sein Codename. Die Karte war in einem Safe in unserem Hauptquartier in Genf eingeschlossen, und die einzigen Personen, die Zugriff darauf hatten, waren ich und mein Chef, Christian Bovay. Niemand sonst bei UBS kannte Olenicoffs Identität.

Technisch gesehen war nichts an diesem Arrangement illegal, solange Olenicoff nicht »vergessen« würde, seine Schweizer Spargroschen in seiner US-Steuererklärung anzugeben. Ich hatte reichlich wohlhabende Amerikaner als Kunden bei UBS, und ob sie das W9-Formular für Auslandssteuern ausfüllten oder nicht, ging mich nichts an. Aber verstehen Sie mich nicht falsch: Ich war kein Chorknabe und wusste durchaus, was ich tat. Und UBS drängte uns »Jäger« immer weiter dazu, mehr reiche Leute mit viel Bargeld ins Haus zu holen, also hatte ich mein Gewissen in ein Sabbatjahr geschickt und mitgespielt. Erst als mir klar wurde, dass meine Chefs mich im Regen stehen lassen würden, ergriff ich präventive Maßnahmen und verriet sie.

Dann machte mir das US-Justizministerium ein Angebot, das ich nicht ablehnen konnte. »Geben Sie uns die Namen von Ihren amerikanischen Kontoinhabern, Birkenfeld. *Alle* Namen, oder wir erheben auch gegen Sie Anklage.« Das ließ mir kaum eine Wahl. Wenn

man zum Whistleblower wird, kann man sich nicht mehr aussuchen, wen man schützen möchte.

Igor Olenicoff war aus meiner Sicht ein typischer arroganter Milliardär und gleichzeitig unglaublich geizig. Ich hatte kein Problem damit, ihn zu verraten, denn ich ging davon aus, dass er die besten Anwälte, die man mit Geld bekommen kann, beauftragen und sich schon irgendwie herauswinden würde. Einmal wurde er sogar zutraulich und sagte mir, in seinem nächsten Leben wäre er gern eine Ehefrau in Newport Beach. Auf meine Frage nach dem Hintergrund für diese bizarre Aussage antwortete er: »Weil die nichts machen als das Geld ihrer Ehemänner ausgeben.« Wirklich ein toller Typ!

Damit hatte ich recht behalten, nicht aber in Bezug auf die Schwachköpfe vom Ministerium. Dankbarkeit war kein Teil ihrer DNA. Sie klagten Olenicoff wegen Steuerhinterziehung an und zusammen mit ihm *mich* als seinen Komplizen. Und um auch ganz sicher zu sein, dass ich ins Gefängnis wandere, behaupteten sie, ich hätte seinen Namen erst genannt, *nachdem* ich angeklagt worden war.

Es war verdammt nochmal unglaublich. Ich hatte dem Justizministerium seinen Namen tatsächlich nicht genannt – und die Beamten dort wussten ganz genau, warum. Ich hatte bereits unter Eid ausgesagt, als ich vor den US-Senat geladen wurde, und dort meine umfangreichen Geschäfte mit Olenicoff dargelegt. In meiner Gerichtsverhandlung aber sah Kevin Downing dem Richter in die Augen und behauptete, ich hätte diesen Namen zurückgehalten. Mit einem Pokerface und aufrichtig wie der Teufel behauptete er, ich würde einen reichen Kunden decken und darauf hoffen, später dafür belohnt zu werden, dass ich so nett zu ihm war.

Peng machte der Hammer des Richters. Gefängnis für Birkenfeld.

Ich werde dieses Gefühl nie vergessen, und auch nicht das Geräusch, das der Hammer machte, als er auf das Mahagoni knallte. Es war mein Lee-Harvey-Oswald-Erlebnis. Gerade wurde jemand getötet, und weißt du was? Das warst du selbst.

Olenicoff dagegen schloss einen Pakt mit dem Teufel und kam mit zwei Jahren auf Bewährung und einer Geldstrafe für seine Steuerschulden davon. Die Strafe betrug 52 Millionen Dollar, was nach viel klingt, für ihn aber nur Taschengeld war. Was danach kam, war der vergiftete Zuckerguss auf dem Kuchen: Als Nächstes verklagte Olenicoff UBS, mich und mehr als *dreißig* andere Personen und Geschäftseinheiten und behauptete, *wir* seien dafür verantwortlich, dass er seine Steuern nicht bezahlt hatte. Das nenne ich dreist. Man betrügt jahrzehntelang den Staat, dann wird man verraten, und *diesen* Typen nimmt man sich dann vor – er kommt ins Gefängnis und man selbst wendet sich wieder seinen Champagner-Orgien zu. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten mich meine Anwaltskosten ruiniert und meine Anwälte zogen sich zurück. Bald würde ich eingesperrt sein, ohne Verteidigung, während Olenicoff weiterfeierte und mich vor Gericht niedermachte.

Was für ein Land, oder? Das Land der Freien – aber nur, wenn man genügend Geld hat, um sich die Freiheit zu kaufen.

Aber bleiben Sie noch für eine letzte Pointe in der ganzen Angelegenheit bei mir. Olenicoff hatte einen geliebten Sohn, Andrei, den ich viel lieber mochte als seinen Vater. Er war ein junger Mann mit Stil, gutaussehend und tüchtig. Ich war sogar bei seiner Hochzeit in Newport Beach in Kalifornien dabei, wo er eine reizende junge Frau namens Kim heiratete. Und dann fuhr Andrei eines Tages mit seinem Jeep über die Route 1 an der Küste entlang, und aus irgendeinem Grund versagten seine Bremsen, so dass er tödlich verunglückte. Ich war

erschrocken und ehrlich traurig. Kim war am Boden zerstört und das Herz von Igor Olenicoff für immer gebrochen.

Die Moral von dieser Geschichte ist wahrscheinlich das: Egal, wie viel Geld man hat oder für wie schlau man sich hält, gegen den Tod kann man nichts machen. Wie man so sagt: Nichts ist sicher außer der Tod und Steuern. Und ironischerweise machte Igor Olenicoff mit beidem intensiv Bekanntschaft.

Ich wendete meine Aufmerksamkeit wieder Doug zu, der jetzt ein Schmunzeln auf den Lippen hatte. Ich erkannte gleich, dass auch er gerade an die Wendung des Schicksals bei Olenicoff gedacht hatte.

Das ist das Besondere an uns Birkenfeld-Jungs: Wir sind ein zäher, ziemlich konkurrenzfreudiger Haufen, Kämpfer von Natur aus. Unser Vater ist ein bekannter Neurochirurg und wir drei Brüder sind mit Eishockey- und Football-Matches aufgewachsen und haben ziemlich sofort, nachdem wir laufen gelernt hatten, immer irgendwelche Jobs gemacht. Wir hatten es gut, waren aber nicht verwöhnt. Unser deutscher Name Birkenfeld trifft es sehr gut: Wir sind groß und hart, manchmal beugen wir uns im Wind, aber niemals brechen wir. Wenn Sie uns zurechtschneiden wollen, sollten Sie etwas Größeres dabeihaben als ein Brotmesser.

Wir nahmen in dem tosenden Sturm eine Biegung und fuhren eine lange schmale Straße entlang. Dann sah ich es: Schuylkill (ausgesprochen »school kill«, was so klingt, als würde man dort absolut nichts lernen). Das Gefängnis befand sich in der Mitte von Nirgendwo, umgeben von Wäldern und verstreut über eine offene Fläche in der Größe von zehn Fußballfeldern. Den Haupteingang bildete ein niedriger Betonklotz mit rauchschwarzen Fenstern und Reihen von Stacheldraht, die sich über das Dach schlängelten. Eine amerikanische

Flagge peitschte im Wind, ihre Seilrollen schlugen an den Mast. Mein Magen zog sich zusammen. *Zeit für die Rechnung.*

Draußen auf der Straße sah ich ein paar Übertragungswagen und mehrere Autos von Journalisten, die hintereinander am Straßenrand parkten. In der Kälte standen Kamerateams und Reporter aus aller Welt in Daunenjacken herum und schlugen mit den Armen, um sich aufzuwärmen. Als sie unser Auto erkannten, warfen sie ihre Kaffeebecher weg und schalteten ihre Scheinwerfer und Mikrofone an. Sie waren da, weil sie einen Tipp bekommen hatten – von mir. Ich war entschlossen, eine Pressekonferenz abzuhalten und der US-Regierung zu erzählen, was ich von ihren beschissenen Lügen halte, kurz bevor ich eingesperrt werde.

Falls Sie das Entscheidende an mir noch nicht mitbekommen haben: Ich bin ein Hammer, immer auf der Suche nach Nägeln.

»Da sind wir«, sagte Doug, als er das Auto am Ende der Schlange abstellte. Ich stieg aus und schaute hoch zum Himmel, aus dem Schnee in dicken Flocken fiel, mein letzter Blick auf die freie Welt, bevor sie mich für drei Jahre wegsperren würden. Ich war angezogen wie ein ganz normaler Typ, mit einem Holzfällerhemd aus Flanell, einer roten Skijacke und einer schwarzen Baseball-Mütze. Dann entdeckte ich ein freundliches Gesicht.

Der einzige Anwalt, der noch auf meiner Seite stand, war Stephen Kohn und er bekam kein Geld dafür. Er war ein kleiner Mann mit wirrem grauen Haar, Brille und immer einem optimistischen Grinsen im Gesicht, so schlau, wie man nur sein kann, und angriffslustig wie ein Pitbull. Außerdem war er Chefjurist beim National Whistleblower Center in Washington DC. Kohn war überzeugt, dass die Regierung mir eine fette Belohnung schuldete, und die wollte er erstreiten oder beim Versuch draufgehen. Ich liebte den Typen, aber ich hielt ihn für einen

Träumer. Ich nickte ihm zu, dann begann ich den langen letzten Gang, mit Doug als Bewacher an meiner Seite.

Die Reporter bildeten eine Traube um uns, und dann sah ich, wie zwei Gefängniswärter in schwarzen Parkas, behängt mit Pistole und Schlagstock, vom Haupteingang herübergetrampelt kamen. Einer von ihnen wedelte panisch mit seinen behandschuhten Händen.

»Sie dürfen hier keine Pressekonferenz abhalten«, schrie er. »Das ist Privateigentum!«

Ich deutete mit einem Finger auf die Straße und bot ihm eine Kostprobe meines New-England-Akzents: »Diese Straße gehört dem amerikanischen Volk, nicht *Ihnen*. Dies ist *Staatsbesitz*. Wollen Sie mir meine Rechte nach dem Ersten Verfassungszusatz versagen?«

Die Wärter tuschelten miteinander, fluchten und zogen sich zurück. Eine kleine Reporterin sah zu mir hoch und hielt mir ihr Mikrofon ins Gesicht.

»Mr. Birkenfeld, Sie sind hier, um sich wegen Verschwörung zur Steuerhinterziehung den Bundesbehörden zu stellen«, begann sie, während sie für ihren Kameramann posierte. »Haben Sie irgendetwas zu sagen?«

Ich gab ihr meinen besten Clint Eastwood.

»Ich möchte sagen, wie stolz ich bin, dass ich so mutig war, hervorzutreten und zu tun, was ich getan habe, um den größten Steuerbetrug der Welt aufzudecken.« Die Reporter fummelten an ihren Aufnahmegeräten und machten Notizen. »Und das hier ist das, was ich dafür bekomme.« Ich wies mit meinem Kinn auf das Gefängnis. »Eine Anklage vom Justizministerium.« Dann zeigte ich ihnen mein stählernstes Starren. »Sie können daraus Ihre eigenen Schlussfolgerungen ziehen.«

Ein Durcheinander von Fragen kam aus der Menge, doch ich hatte meinen Schuss gegen die Regierung schon abgefeuert. Steve Kohn drängte sich an mir vorbei und ließ seinen Gefühlen freien Lauf.

»Man steckt einen Whistleblower, der für die höchsten Steuernachzahlungen an das amerikanische Volk verantwortlich ist, ins Gefängnis? Das ist eine Perversion der Gerechtigkeit. Eine *Fehlgeburt* der Gerechtigkeit! Es ist *grotesk*.«

Dann klopfte ich Kohn auf die Schulter, schüttelte die Hand meines Bruders und ging über die Betonplatten in Richtung Eingang. Die beiden Wärter drehten mir die Arme auf den Rücken und legten mir Handschellen an. *Klick*.

Sie brachten mich nach drinnen und knallten die Türen zu. Das Getöse der Reporter vor dem Gefängnis verstummte. Nichts war mehr zu hören als schmelzender Schnee, der auf meine Schuhe tropfte. Wir gingen durch einen Eingangsbereich mit kalkweißen Wänden, an denen Porträts von hängebackigen Gefängnisdirektoren hingen. Der Linoleumgang roch wie eine Schulturnhalle, ein Geruch, den ich sogar mag. An seinem Ende saß vor einem Pult eine korpulente blonde Frau, die ungefähr so erfreut aussah wie der Zauberer von Oz. Sie wusste schon, wer ich war, aber trotzdem ging ich vor ihr zackig in Habtachtstellung.

»Birkenfeld, Bradley C.«, meldete ich.

Sie wusste meine kleine Spitze nicht zu schätzen. »Miss-terr Birkenfeld, haben Sie irgendetwas bei sich?«

Ich nahm meine Uhr ab, eine Audemars Piguet Royal Oak Offshore T3, dasselbe Modell, das Arnold Schwarzenegger in *Terminator 3* getragen hatte.

»Nur das hier«, sagte ich, als ich ihr die Uhr überreichte. »Verlieren Sie sie nicht. Sie ist 25.000 Dollar wert.«

Sie sah mich an, nahm die Uhr an sich, als sei sie eine zischende Kobra, und ließ sie in einen braunen Umschlag gleiten.

Die Wärter brachten mich zur »Aufnahme«, einen leeren Raum mit Stahlschließfächern, in dem es nach schmutzigen Socken stank. Sie stellten mich vor eine Wand und machten das Gefängnisfoto von mir. Ich grinste, als der Blitz aufleuchtete.

»Warum zum Teufel lächeln Sie?«, fragte einer der beiden höhnisch.

»Weil ich hier bin, um Spaß zu haben«, antwortete ich.

Die Wärter versteiften sich und warfen sich einen Blick zu. Der zweite zeigte mit einem Finger auf meinen Fuß.

»Wo ist Ihre Fußfessel?«

»Die habe ich gestern Abend mit einem Messer abgeschnitten. Habe sie bei der Bewährungshilfe abgegeben.«

Danach nahmen sie mir die Handschellen ab und beobachteten mich so aufmerksam wie zwei Katzenbabys, die zusammen mit einem Schakal in einem Käfig stecken, während ich mich auszog und ihnen meine Kleidungsstücke gab.

Ein paar Minuten später trug ich enge weiße Unterhosen, ein graues T-Shirt, eine olivgrüne Gefängnisuniform und geschnürte Arbeitsstiefel. Das Outfit machte mir nichts aus. Ich hatte mich informiert. Ich wusste, dass ich in den Flügel mit den lockersten Sicherheitsvorkehrungen kommen würde, in dem Wirtschaftskriminelle ihre Zeit absitzen, vergleichbar mit einer Kaserne.

Ein Arzt in einem weißen Laborkittel kam herein, überprüfte meinen Blutdruck und erklärte, ich sei gesund genug, um gefesselt zu werden. Die Wachen legten mir die Handschellen wieder an und brachten mich zurück zu Fräulein Fröhlich. Sie stempelte auf irgendwelchen Formularen herum.

»Also, wo ist das Wohnheim«, fragte ich sie. »Ich will auf keinen Fall das Mittagessen verpassen.«

Sie starrte mich über ihre Brille an. »Sie kommen heute nicht dorthin, Mr. Birkenfeld.«

»Ach ja? Wohin dann?«

»Einzelhaft.« Sie zeigte zur Decke. »Befehl von oben.«

Ich verstand. Der Direktor war wahrscheinlich sauer, weil ich ein öffentliches Spektakel am Eingang zu seinem Gefängnis veranstaltet hatte. Also beschloss er, mich in den Abkühlraum zu stecken. Aber ich wusste, dass es wie Angst aussehen würde, wenn ich fragen würde, für wie lange. Also zeigte ich ihr einfach mein breitestes Birkenfeld-Grinsen.

»Kein Problem«, sagte ich. »Ich habe gern mal etwas Zeit für mich.«

Einer der Wärter nahm meinen Ellenbogen und führte mich durch eine mit einem Summer gesicherte Tür. Ich hörte noch, wie der andere »Das war das erste Mal, dass ich *so was* gehört habe« zu Fräulein Fröhlich murmelte.

Es war ein langer, stiller Flur, der zu einer schweren Tür mit einem kleinen kugelsicheren Fenster und einem riesigen Schloss führte. Der Wärter öffnete, nahm mir die Handschellen ab, schubste mich hinein und schmiss die Tür zu. Als er den Schlüssel umdrehte, wandte ich mich zu dem Fenster, winkte ihm zu und sagte: »Ich wünsche Ihnen ein schönes Wochenende.«

Er zuckte etwas zusammen und ging dann weg. Rasch.

Schon vor langer Zeit, lange bevor ich ins Geschäftsleben und ins Bankgeschäft eingestiegen war, hatte ich etwas Wichtiges gelernt. Und zwar als ich auf der Highschool in Massachusetts Eishockey spielte: Man muss den Leuten sofort zeigen, wer man ist – ein Typ, der freundlich zu sein scheint, aber vollkommen unberechenbar ist. Schau

auf sie herunter und zeig ihnen das Leoparden-Lächeln, bei dem die Augen nicht mitmachen, und sie werden wissen, dass sie sich nicht mit dir anlegen sollten.

Na los, werft mich ins Gefängnis. Tut so, als wärt ihr das Gesetz des Landes, die Beschützer des Volkes, als würdet ihr tun, was richtig und wahr ist. Holt mich zu euch mit all den Geheimnissen, die ich freiwillig preisgebe, womit ich meine gesamte Karriere riskiere, von meinem Leben ganz zu schweigen. Dann betrügt mich, sagt mir, ich bin ein Dreckschwein, und macht währenddessen versteckte Deals mit dicken Fischen und lasst all die echten Haie davonschwimmen. Na los, steckt mich in Einzelhaft und schmeißt den Schlüssel weg.

Aber eine Sache dürft ihr nicht vergessen, Leute: Eines Tages werde ich wieder draußen sein.

Und dann werdet ihr *bezahlen*.

---

1 Dieses Zitat stammt nicht von Bismarck, sondern ist eine Fälschung. Zur vermutlichen Entstehung und der weltanschaulichen Stoßrichtung dahinter siehe etwa Gary North: http://www.garynorth.com/public/6940.cfm (Zugriff 2/2017). (Anm. d. Red.)

TEIL I

Kapitel 1
In der Auswahl

»Gier, leider gibt es dafür kein besseres Wort, ist gut.«

Gordon Gekko, Wall Street

Wie meine Kindheit war, wollen Sie vielleicht gar nicht wissen. Aber ich möchte Ihnen trotzdem davon erzählen, also haben Sie ein paar Seiten Geduld, während ich ein bisschen in Erinnerungen schwelge.

Ich bin in einem Schloss aufgewachsen.

Damit habe ich wahrscheinlich Ihre Aufmerksamkeit geweckt, aber ich meine kein echtes Schloss mit Kavalieren und edlen Damen. Es nannte einfach jeder in der kleinen Stadt Hingham im Bundesstaat Massachusetts unser Zuhause »The Castle« (Abbildung 1). Der großzügige Ziegelbau, errichtet im frühen 20. Jahrhundert von einem wohlhabenden Industriebaron, hatte sechs Schlafzimmer und war verziert mit Giebeln, Türmchen und Bleiglasfenstern. Er stand auf einem Grundstück mit 20.000 Quadratmetern sorgfältig gepflegtem Rasen, umgeben von weiteren Flächen mit naturbelassenem Land, und war zu erreichen über eine 100 Meter lange Einfahrt, die fast bis zum malerischen Hafen der Stadt reichte. Wenn Sie heute dort vorbeifahren, würden Sie wahrscheinlich »reiche Leute, verwöhnte Kinder« denken, doch in Wirklichkeit wurde das Anwesen Ende der 1960er-Jahre für den heutigen Preis eines Wagens der oberen Mittelklasse zu »Schloss Birkenfeld«. Und der Grund dafür, dass ich noch so genau weiß, wie

groß das Grundstück war, ist, dass meine Brüder und ich den Rasen gemäht haben – jede Woche im Frühling, im Sommer und im Herbst.

Wie ich schon erwähnt habe, war mein Vater ein angesehener Neurochirurg in Boston, ein Mann, der daran glaubte, hart zu lernen, noch härter zu arbeiten und Freizeit nur dann zu genießen, wenn man sie sich verdient hatte. Als Kind war er auf ein Quäker-Internat in Pennsylvania gegangen (was mir etwas merkwürdig vorkam, weil er von russischen Juden abstammte). Dort hatte er sich zum Thema Ausbildung die Haltung »Du wirst nicht viel lernen, wenn du nur rumlaberst« angeeignet. Meine Mutter war ein gutaussehendes ehemaliges Model und ausgebildete Krankenschwester, protestantisch erzogen, hatte aber den ganzen Haute-Couture-Kram aufgegeben, um als Mutter zu Hause zu bleiben. Damals musste man sich dafür noch nicht schämen, auch wenn das manche Leute heute anders sehen.

Ein anderer wichtiger Mensch in meinem jungen Leben war der Bruder meiner Mutter, Major General E. Donald Walsh, den ich respektierte und sehr liebte. Wir sahen Onkel Don nicht sehr oft, weil er Generaladjutant von Connecticut war, doch sein Einfluss auf mich war stark. Der Mann war eine Legende, ein hochdekorierter Veteran der Schlachten um Iwojima und Okinawa. Ich glaube, er war es, von dem ich meinen Hunger nach Adrenalin und Abenteuer bekam.

Bei einer Vollzeitmutter mit Manieren und Stil, einem brillanten Neurochirurgen mit eiserner Arbeitsethik als Vater und einem Kriegshelden als Onkel kommen natürlich interessante Kinder heraus.

Meine älteren Brüder, Dave und Doug, waren gute Jungs. Sie hatten etwas im Hirn und waren zielstrebig. Der mit den Flausen im Kopf war ich, was in Ordnung für mich war, denn als drittes Kind kommt man oft leichter durch (Abbildung 2). Aber ein Faulpelz war keiner von uns. Wir mussten den golfplatzgroßen Rasen mähen und die Einfahrt von der

Länge einer Landebahn harken. In den Sommern machten wir alle möglichen Jobs; wir mähten den Rasen bei anderen Leuten oder halfen bei Umzügen. Unser Vater erwartete, dass wir gute Noten nach Hause bringen, und ermutigte uns, Eishockey und Football zu spielen, damit wir Wettkampfgeist entwickeln, was in meinem Fall mit Sicherheit funktioniert hat. Wir konnten Krawatten binden, bei den Cocktailpartys unserer Mutter »Ma'am« und »Sir« sagen und Unsinn so diskret machen, dass unser Vater nichts davon mitbekam. Wenn er es doch einmal tat, dann war die Hölle los.

Als es Zeit für die Highschool wurde, bekniete ich meinen Vater, auf eine Privatschule gehen zu dürfen. Das war keine Harry-Potter-Idee (die Bücher gab es damals noch gar nicht) – ich dachte einfach, es wäre eine coole Sache. Die medizinische Kompetenz meines Vaters war sehr gefragt, also wusste ich, dass die Schulgebühren ihn nicht in finanzielle Nöte bringen würden. Er seufzte und stimmte zu, und ich machte mich auf zur Thayer Academy, wo ich Jackett und Krawatte trug und jeden Montag zur Messe ging. Ich hatte ordentliche Noten, schlug beim Eishockey und Football Köpfe ein, feierte am Wochenende mit den Mädchen und trank jede Menge Bier mit meinem engen Freundeskreis.

Inzwischen dürften Sie verstanden haben, dass ich schon immer auf Abenteuer und Unabhängigkeit aus war, trotz der sorgfältigen Einflussnahme meiner Eltern. Für mich war nichts genug. Mit 18 Jahren war ich ein begeisterter Sportschütze und hatte mir schon einen eigenen Colt Kaliber 45 gekauft, den gleichen, den Onkel Don im Gürtel stecken hatte. Ich sprang mit dem Fallschirm aus Flugzeugen in New York und schleppte meine jammernden Freunde auf dreitägige Touren in die Berge von Vermont, wo wir zelteten, angelten, jagten und überlegten, welche Mädchen wir als nächstes daten wollten. Normale,

spaßige Unternehmungen wie bei Tom Sawyer und Huckleberry Finn eben.

Gleichzeitig aber dachte ich ernsthaft an meine Zukunft. Mein ältester Bruder Dave studierte Medizin, Doug wollte Rechtsanwalt werden. Und ich? Nun, ich entschied mich, eine Militärlaufbahn einzuschlagen, und zwar nicht als irgendein Depp mit Knarre. Ich wollte Kampfpilot werden und als »Sonnengott im Overall« um die Welt jagen. Also schrieb ich Bewerbungen für Militärakademien, und bei einer hervorragenden wurde ich angenommen.

Die Norwich Academy in Northfield im Bundesstaat Vermont ist die älteste private Militärakademie der USA. Sie liegt inmitten eines üppigen Tals, umgeben von Bergen. Die Gebäude sind aus massivem Backstein und Granit, mit einer hübschen weißen Kapelle als Zentrum und reichlich dichten Wäldern und Flüssen, in denen man Soldat spielen kann. In Norwich sind alle Teilstreitkräfte des US-Militärs vertreten; ich kam als Teilnehmer eines Ausbildungsprogramms zum Reserveoffizier der Air Force dorthin. Das komplette erste Jahr über aber war ich nichts als ein »Rook«, was bedeutet, dass man auf Bewährung dabei ist, bis der eigene Berater (ein echter Militäroffizier) der Meinung ist, dass man sich den Titel »Kadett« verdient hat.

»Rook! Die Sonne ist schon vor einer vollen Minute aufgestanden. Was zum Teufel ist los mit *Ihnen*?!«

»Rook! Diese Stiefel müssen glänzen wie ein Spiegel. Wenn ich sie nicht zum Rasieren benutzen kann, können Sie auch nicht damit kämpfen!«

»Rook! Was zum Teufel schauen Sie? Holen Sie Ihr Gepäck und Ihre Waffe und seien Sie in 30 Sekunden wieder hier. Wir machen einen *Spaziergang*.«

Fast unnötig zu sagen: Diese »Spaziergänge« führten oft durch knietiefen Schnee – und niemand sagte uns vorher, wie lang sie sein würden, aber weniger als zehn Meilen waren es selten. Wir lernten, wie wir unsere Uniform zu tragen hatten, die für den Kampf ebenso wie die für festliche Anlässe. Wir lernten zu schießen, Stellungen zu wechseln und uns auf dem Feld zu bewegen, unsere Wohnquartiere makellos sauber zu halten und bereit zu sein, Vorschriften runterzurasseln wie Roboter auf Speed. Die Liegestütze, Sit-ups und Läufe schienen kein Ende zu nehmen, aber das störte mich nicht besonders. Als ehemaliger Highschool-Sportler konnte ich bis zum Sankt-Nimmerleins-Tag trainieren, der, klar, nie kam.

Der Unterricht war anspruchsvoll. Es standen ein paar militärische Themen auf dem Lehrplan, aber meistens der übliche Stoff in Mathematik, Englisch, Geschichte und Fremdsprachen. Alles, was man dafür tun musste, war intensiv lernen. Allerdings gab es einen Haken an der Sache, eine Art Zwickmühle: Man konnte sich nicht auf die Bücher stürzen, bevor man nicht alle seine soldatischen Pflichten erledigt hatte, und man konnte sich nicht auf seine Gürtel und Gewehre konzentrieren, wenn man im Unterricht nicht mitkam. Also zog sich jeder Tag bis nach Mitternacht hin und fünf Stunden später mussten wir wieder aufstehen, und zwar ohne Herumgezicke. »Ab auf den Paradeplatz! Ab an die Bücher!«

Nun, nach dem Ende dieses ersten Jahres hatte ich es zum Kadetten gebracht. Und dann ging es mit der Arbeit erst richtig los. Als Hauptfach wählte ich Wirtschaft, aber wissen Sie was? Kaum hatte der Unterricht begonnen, langweilte ich mich. Er war zwar ganz interessant und ich lernte gern Neues über Finanzen, Statistik, die Börse und so weiter. Aber solange es keinen Spaß machte, war das nur Theorie, und Spaß bedeutete für mich schon immer Risiko.

»Hey Beeker«, sagte ich eines Abends zu meinem Zimmergenossen Dave Burke, als wir in unserer Unterkunft für eine Prüfung büffelten. »Lass uns ein Geschäft starten.«

»Wie meinst du das, ein Geschäft?«

Ich richtete mich im Bett auf. Wir hatten ein Zimmer mit einer ordentlichen Größe und einem Wohnbereich, der allerdings so trostlos war wie ein Zollhäuschen auf dem Highway.

»Diese Akademie ist wie ein Kloster, oder? Es gibt nichts zu tun, wenn man ein bisschen frei hat. Mann, bei all diesem beschissenen Schnee kann man nicht mal in die Stadt gehen, um sich einen Film anzuschauen!«

»Okay, woran denkst du, Birkenfeld? Eine Strip-Bar?«

Ich grinste und hob einen Finger. »Einen Filmverleih.«

»Du bist verrückt.«

»Ich meine das ernst! Jeder Zweite hier hat einen Fernseher, aber die Hälfte der Zeit kommt nur der Wetterbericht oder *Mork vom Ork*. Überleg mal, wenn wir ein paar Videorekorder und einen Stapel Filme hätten …«

Jetzt setzte sich auch Beeker im Bett auf. »Aber kriegen wir dafür keinen Ärger? Was ist mit den Vorschriften?«

»Habe ich schon gecheckt«, grinste ich. »Es ist nicht verboten, Geld auf dem Campus zu verdienen.«

»Du bist ein gerissener Hund.«

»Ich weiß.«

Am Wochenende legten wir unser Geld zusammen, fuhren nach Boston und kamen mit vier Videorekordern, 30 Videokassetten, sechs Filmplakaten und einem Farbfernseher zurück. Dann maßen wir unseren Wohnbereich aus, fuhren nach Northfield und kauften dort Holzvertäfelungen, Kabel, Teppichboden und drei gemütliche

Clubsessel (wir hatten überlegt: Kadetten ohne eigenen Fernseher könnten gegen Eintritt Filme in unserem »Kino« schauen). Es dauerte nicht lange, bis unser Zimmer aussah wie ein französisches Kino, und die Nachricht darüber verbreitete sich von unserer Baracke aus wie ein Lauffeuer.

Die Kameraden kamen in Scharen! Sie waren ganz begeistert davon, ein paar Dollar zu bezahlen, einen Videorekorder mitzunehmen und in ihrem Zimmer den neuesten Stallone-Film zu sehen. Manche von ihnen mieteten nur die Geräte, also ging ich davon aus, dass sie irgendwo einen Stapel Pornos versteckt hatten. Aber wenn sie dafür einen »Gig« bekamen (Army-Jargon für Anschiss), hatte ich damit nichts zu tun. Und wenn jemand nur einen Film leihen und ihn in unserem Kino anschauen wollte, boten wir natürlich auch Popcorn zu einem sehr vernünftigen Preis an.

Schon bald also konnten Dave und ich uns über das ultimative Ziel jedes Geschäfts freuen: einen Gewinn, mit dem wir unsere Bücher, extraschicke Militärausrüstung, Bier außer Haus und Wochenendausflüge nach Burlington bezahlten. Es lief alles wie geschmiert, bis eines Abends eine schwere Faust gegen unsere Tür hämmerte.

Scheiße! Colonel Carbone!

Daves Augen traten hervor wie eine Heuschrecke im Sommer, als ich die Tür öffnete und wir in Habtachtstellung gingen.

Carbone war ein regulärer Oberst der US Army und als Commandant of Cadets unser Berater. Seine Haare waren militärisch kurz, sein Koppelschloss glänzte wie pures Gold. Er trat in unser Zimmer und sagte nichts. Wir standen da wie versteinert, während seine Augen die Holzvertäfelung, die Poster, die ordentlichen Stapel mit Videorekordern und das Regal voller Filme musterten. Er schaute nach unten, wo seine

mit Spucke polierten Stiefel unseren Hochflor-Teppich zerdrückten, und dann auf unsere dicken Ledersessel. Dann nickte er.

»Ich bin beeindruckt, meine Herren. Das ist deutlich hübscher als meine eigene Unterkunft.« So etwas Ähnliches wie ein Lächeln kam über seine Lippen. »Weitermachen.«

Er machte auf der Hacke kehrt und ging. Ich wandte mich zu Dave und grinste.

»Ich hab dir doch gesagt, dass nichts in den Vorschriften steht.«

»Jesus«, lachte er. »Ich hätte mir beinahe in die Hose gemacht.«

Am Ende meines zweiten Jahres fuhr ich nach Hause und bewarb mich für ein paar Sommerjobs in der Gegend um Boston. Mit meinem Hauptfach Wirtschaft und dem militärischen Drill ging ich davon aus, dass ich attraktiv für die Personalleute sein würde, die daran gewöhnt waren, langhaarige Unistudenten mit vom Kiffen geröteten Augen abzulehnen. Ich bekam einen Job bei einem der feinsten und ältesten Finanzinstitute Bostons, der State Street Bank and Trust Company. Die Bezahlung war fantastisch, rund 4000 Dollar für den Sommer. Drei Monate lang holte ich Kaffee für Fondsmanager und trug Aktienanalysen in den Handelssaal und wieder zurück. Dabei lernte ich mehr über die echte Welt der Hochfinanz als durch alles, was meine Professoren mir erzählten.

Irgendwo tief in mir drin wurde mir klar, dass ich mir, wenn ich wirklich Kampfpilot werden wollte, einen Job im Luftfahrtbereich gesucht hätte. Doch das Geld im Bankgeschäft war verlockend und ich hatte eine Schwäche für Bares. Wie sich zeigte, standen die Zeichen schon an der Wand.

Am Ende meines Junior-Jahres an der Akademie war ich Senior-Kadett und hatte nur noch ein Jahr bis zum Abschluss vor mir. Ich schrie die Rooks an, war stark wie ein Bulle und segelte ohne Probleme

durch die Trainingseinheiten und den Wirtschaftsunterricht. Im Sommer arbeitete ich wieder bei State Street, im Frühherbst kam ich für mein letztes Jahr zurück nach Norwich. An einem schönen Tag mit buntem Laub stand ich auf dem Paradeplatz und sah zu, wie die Neuen versuchten, »links um« von »rechts um« zu unterscheiden, als ich jemanden neben mir bemerkte. Es war Colonel Carbone.

»Kadett Birkenfeld«, sagte er, während die Rufe des Ausbilders über den Platz schallten. »Ich wollte schon seit einer Weile mal mit Ihnen reden.«

»Sir?«

»Sie sind ein guter Soldat. Intelligent, diszipliniert und entschlossen. Aber ich glaube, Sie sollten nochmal über Ihre Zukunft nachdenken.«

Ich drehte mich um und sah zu ihm herunter. Wenn man so groß ist wie ich, muss man auf so ziemlich jeden herunterblicken. »Wie meinen Sie das, Sir?«

Colonel Carbone sagte es ganz direkt, ohne Umschweife. »Sie werden nie ein Kampfpilot werden, Brad. Heutzutage sind das alles Absolventen der Air Force Academy, mit Technik-Diplomen und 4,0 Punkten. Sie sind gut, aber Sie sind ein Finanzmensch, und Sie haben nur 3,0.« Er zuckte mit den Schultern, fast entschuldigend. »Und außerdem sind Sie einfach zu groß für ein F16-Cockpit, verdammt. Man müsste Sie mit Butter und einem Schuhlöffel da reinzwängen.«

Ich war nicht wirklich geschockt. Die Kadetten sprachen ständig über ihre Chancen, beim Militär das zu werden, was sie sich vorgenommen hatten, und ich wusste schon, dass meine nicht sehr gut waren. Carbone bestätigte nur meine Vermutungen.

»Was würden Sie mir empfehlen, Sir?«

»Orientieren Sie sich um«, sagte er. »Überlegen Sie sich etwas anderes, mit dem Sie glücklich werden. Wenn Sie hier weitermachen

und zur Air Force gehen, enden Sie als beschissener Raketenstart-Offizier eine Meile unter der Erde in Nebraska.«

Und das war es. Ich nahm mir seine Bemerkungen zu Herzen, aber ich jammerte nicht, wurde nicht depressiv und fand nicht, ich hätte meine College-Jahre verschwendet. Ich dachte an die Zeile von Clint Eastwood in *Dirty Harry*: »Ein Mann muss seine Grenzen kennen.« Dann würde ich eben kein Kampfpilot werden, aber ich wusste ja schon, dass ich ein Ass in Banking und Finanzen sein konnte.

Im Winter 1987 packte ich meine Sachen und salutierte ein letztes Mal vor der Norwich University (Abbildung 3). Ich war für mein letztes Semester am Richmond College in London angenommen worden und vollkommen begeistert von der Aussicht darauf, in ein internationales Finanzzentrum einzutauchen, neue Freunde im Ausland zu finden und eine ordentliche Dosis europäischer Kultur in mich aufzunehmen. Ich wusste, dass ich nie ein Kriegsheld werden würde, aber ich war voll in Form, trainiert und bereit, die Welt zu erobern.

Und so machte ich mich auf meinen langen Weg, der einen Boxenstopp in einer Gefängniszelle mit einschließen sollte.

Doch wenn Sie mir damals gesagt hätten, dass am Ende der Irrungen und Wirrungen, der Vergnügen, Intrigen und Abenteuer Schuylkill auf mich warten würde, dann hätte ich gesagt …

»Sie müssen *verrückt* sein. Ein Birkenfeld geht *auf keinen Fall* ins Gefängnis.«

Kapitel 2
Massaker in Boston

»Ein überlegener Mensch ist bescheiden in dem, was er sagt, aber übertrifft es mit seinen Taten.«

Konfuzius, chinesischer Philosoph

State Street Bank and Trust Company, 1989.

Als ich Nick Lopardo, den Chief Executive Officer von State Street Global Advisors, zum ersten Mal sah, dachte ich, er gehöre zum Filmteam für eine Fortsetzung von *Der Pate* unten auf der Straße und habe sich in das falsche Gebäude verirrt.

Er raste durch den Analysten-Saal, 1,90 Meter groß und mindestens 120 Kilo schwer, gezwängt in einen silbern glänzenden Anzug mit einer blutroten Krawatte, gefolgt von einem Bodyguard mit einem Haken anstelle der rechten Hand. Lopardo hatte dichtes schwarzes Haar, Augenbrauen wie Tausendfüßler, eine schiefe Nase und einen Kiefer, der noch breiter war als sein Footballspieler-Nacken. Sein Gesicht war rot von irgendeinem Meeting, in dem er sich geärgert hatte, und während er durch die Tischreihen stürmte und die Kaffeetassen zum Klappern brachte, sagte er zu einem jungen Kerl, der ihn nicht schnell genug bemerkt hatte, das Erste, was ich je von ihm hörte.

»Nehmen Sie die Füße von dem verdammten Tisch. Das ist hier keine Ersatzbank im Stadion.«

Der Kerl richtete sich im Stuhl auf und zog seine Füße so schnell herunter, dass ich dachte, er würde sich einnässen. Als Lopardo durch

Glastüren weiter zum Aufzug drängte, lehnte sich mein Freund Rick James zu mir herüber und flüsterte: »Das ist der neue Chef.«

Nicholas A. Lopardo. Nicht gerade der Inbegriff eines korrekten Bostoner Bankers.

Als Sohn eines Altmetallhändlers aus Brooklyn hatte er in seiner Zeit an der Susquehanna University in Pennsylvania Baseball als Shortstop gespielt und Football als Fullback. Nach einem Bachelor-Abschluss in Marketing und Management war er zu dem Schluss gekommen, dass er den ganzen Scheiß mit der Wharton Business School nicht brauchte, und hatte sich von den gefährlichen Straßen von Little Italy aus auf in die Welt der Hochfinanz gemacht. Achtzehn Jahre lang hatte er bei Equitable Life Pensionsprogramme für Unternehmen verkauft, und jeder bei State Street wusste, dass er gekommen war, um aus der altmodischen und hochnäsigen Finanzfirma, die bis dahin reiche Menschen aus dem Geldadel betreute, etwas viel, viel Größeres zu machen.

Als Lopardo im Jahr 1987 bei State Street anfing, verwaltete der Wealth-Management-Arm der Bank ein Vermögen von 18 Milliarden Dollar. Als er 2011 ging, hatte er daraus mehr als *700 Milliarden Dollar* gemacht. Jeder von uns hatte Angst vor ihm. Er war loyal gegenüber seinen Mitarbeitern und beschützte sie wie ein Dobermann, aber er war auch unglaublich anspruchsvoll. Nick Lopardo machte keine Gefangenen. In seiner Nähe musste man aufpassen. Wann immer er rief: »Leute, das wird eine *Killer*-Sache«, wusste niemand so richtig, ob er damit hohe Gewinne meinte oder Pläne, wie Al Capone irgendeinen Gauner zu erledigen.

Nick Lopardo gab also den Ton an, und der Rest von uns tanzte dazu.

Die State Street Bank and Trust Company war meine erste Station in der Welt des großen Finanzwesens. Ich war vorher schon mal dort

gewesen, in Sommerjobs zwischen den Semestern, aber diese Zeit hatte ich zusammen mit den anderen Möchtegern-Warren-Buffets weit unten im Keller verbracht. Wir waren kaum mehr als Laufburschen und schleppten Stapel von Akten für Banker, die wir nur »Sir« nannten. Wir lieferten belegte Brötchen und Getränke in Meetings über Themen, die mit Abstand zu hoch für uns waren, und machten Notizen für schnellsprechende Vorgesetzte, die wir dann jedem brachten, der sie brauchte, und zwar schnell. Die meiste Zeit über fühlte ich mich wie ein kleiner Junge, der Wettzettel für einen Buchmacher durch die Gegend trägt, aber die Bezahlung war prima und der Sommer in Boston heiß und schwül. In der Stadt und um sie herum gibt es mehr als 70 Universitäten und Colleges, und die Mädchen, die für Sommerpraktika dort blieben, waren so gut wie nackt.

Jetzt hatte ich eine Vollzeitstelle, und nach dem letzten Semester in London war ich ein bisschen eingebildet. Wie die meisten frischen College-Absolventen hielt ich mich für verdammt schlau und bestens informiert über all diese Finanzsachen. Das hier aber war die große Nummer, die echte Welt. Ich wollte alles aufsaugen wie ein Schwamm, mir den Arsch abarbeiten und die Leiter zum Reichtum hochklettern.

State Street verwaltete mehrere große Pensionsfonds aus dem In- und Ausland und durch das Marketinggenie von Lopardo griffen die Finger der Firma nach riesigen neuen Unternehmenskunden und bekamen sie tatsächlich zu fassen. Lassen Sie mich kurz erklären, wie dieser wichtige Teil des Bankgeschäfts funktioniert.

Nehmen wir zum Beispiel ein viele Milliarden Dollar schweres Unternehmen wie General Electric. Ein solcher Konzern hat ein Programm für die Zahlung von Pensionen, die beginnen, wenn ein treuer Mitarbeiter 25 Jahre lang dort gearbeitet hat, seine goldene Uhr bekommt und dann nach Hause geht, um sich fortan dem Angeln zu

widmen. Während seines Angestelltendaseins zahlt das Unternehmen einen winzigen Teil des Gewinns für ihn in den Pensionsfonds ein und in manchen Fällen kann er zusätzlich einen Teil seines Gehalts dazu beisteuern, so dass er am Ende mehr Geld für Boote und Angelruten hat.

Ein Unternehmen wie GE hat natürlich tausende Mitarbeiter, also ist der Pensionsfonds riesig – er umfasst Milliarden von Dollar. Aber das ganze Geld lässt man nicht einfach auf einem Konto bei einer normalen Bank liegen, wo es drei Prozent Zinsen abwirft. Man investiert es, vorzugsweise in Anlagen mit höheren Renditen wie Aktien und Anleihen. An dieser Stelle kam State Street ins Spiel: Wir übernahmen die Verwaltung des GE-Pensionsfonds und machten eine Menge mehr Geld für alle Beteiligten. Und natürlich nahm State Street Gebühren für Fondsmanagement und Depotführung und verdiente auf diese Weise sein Geld.

Das also war unser Geschäft. Und genau hier fing ich an, mit 23 Jahren, als Einsteiger-Knecht für international tätige Fondsmanager mit beeindruckenden Lebensläufen und einem MBA (Master of Business Administration) oder CFA (Chartered Financial Analyst) hinter dem Namen, die für Nick Lopardo arbeiteten. Ich war der Allerunterste in der Hackordnung, so weit unten, dass ich nach oben schauen musste, um den Boden zu sehen, aber auf diese Weise lernen junge Leute eben.

»Birkenfeld, zähl diese Zahlen zusammen und überprüf sie dreimal. Und vermassel das nicht!«

»Birkenfeld, bring diesen Kaufauftrag rüber zu den Devisenleuten und sorg dafür, dass die Kasper verstehen, was der Kaufkurs ist. Und beweg deinen Arsch! Es geht um Deutsche Mark, und Europa schließt in einer halben Stunde!«

»Birkenfeld, wenn du heute aus der Tür gehst, bevor Chicago diesen Verkauf bestätigt hat, wird man dich morgen mit dem Gesicht nach unten im Aquarium finden.«

Ich liebte es. Die Arbeit war schnell, laut, vulgär und nonstop. Ich war in die Gesellschaft von Anlageprofis eingetaucht und genoss die Atmosphäre enorm. Jeden Tag, nein, jede Stunde lernte ich etwas Neues. Wir alle arbeiteten in einem Handelssaal, eine Art Mini-Version der Kampfzone an der Wall Street. An den Wänden klingelten Telefone, es wurde auf Tastaturen gehämmert, Faxgeräte spuckten Papier aus, Zettel flogen herum, junge Männer wie ich hetzten die Treppen rauf und runter und es wurde reichlich Unsinn gemacht. Bälle flogen herum, Kissen furzten, Schreibtischschubladen wurden mit Superkleber verschlossen. Einmal brachte ein Typ eine Aufnahme der Orgasmus-Szene von Meg Ryan in *Harry und Sally* mit und spielte sie über seinen Computer auf dem Lautsprechersystem ab. Jemand hatte ein dickes Geschäft abgeschlossen, Meg Ryan hatte einen Super-Orgasmus, und alle riefen: »Ich will genau das haben, was sie hatte!« (Dazu kam es nur einmal – eine aus dem Nahen Osten stammende Frau im Büro hatte sich beschwert.)

All das gab es natürlich nur, wenn nicht gerade Nick Lopardo oder einer seiner Lakaien da waren, denn dann verwandelte sich der Handelssaal sofort in eine Bibliothek. Gerade Krawattenknoten, aufrechte Rücken und eine total professionelle Haltung. Für Lopardo musste man gut aussehen. Das machte er klar, als er einen Schuhputzer von der Straße auszahlte und eine unternehmensweite Richtlinie verkündete: »Kommen Sie morgens mit geputzten Schuhen oder kommen Sie gar nicht. Es ist schon bezahlt.« Ein Portfoliomanager interpretierte das als »Lizenz zum Glänzen« und brachte seine gesamte Schuhkollektion mit zur Arbeit.

Als frühere Highschool-Sportskanone und glühender Fan der Eishockey-Mannschaft Boston Bruins wusste Lopardo, wie man mit einem Team umgeht. Er wollte, dass wir jedes einzelne Spiel gewinnen, aber die Spielchen in der Umkleidekabine musste er nicht sehen. Er erwartete Korpsgeist, und das wurde von unseren Managern nach unten weitergegeben. Man *traute* sich einfach nicht, seinen Computer um 17 Uhr herunterzufahren und nach Hause zu gehen. Stattdessen zog man nach der Arbeit mit den Jungs (und unseren paar Mädchen) noch los zu einem Spiel der Bruins oder in ein Lokal wie Brandy Pete's, Tia's oder Clarke's ein paar Häuser weiter, um zu essen, Unsinn zu machen, bis nach Mitternacht zu trinken, nach Hause zu gehen, zusammenzubrechen, sechs Stunden später wieder aufzustehen und zur Arbeit zu gehen, und zwar *pünktlich*. Wer nicht mitmachte, bekam die gefürchtete »Pink Pump«-Behandlung: Am Morgen stand ein rosafarbener Damenschuh auf seinem Schreibtisch. Wenn das zu häufig vorkam, begannen die Kollegen einen anzusehen, als hätte man Herpes.

Nach meinem vorherigen Leben an einer Militärakademie war das genau mein Stil. Hart arbeiten, hart feiern und nie eine Gelegenheit auslassen, sich ein bisschen zu amüsieren. Ich erarbeitete mir den Ruf eines gefürchteten »Pantser«: Ich schickte jemanden zur Bar, Bier für die Damen holen, und wenn er mit den Händen voller Gläser zurückkam, war er wehrlos. Ich schlich mich von hinten an ihn an und zog ihm die Hose nach unten, über die schlabbernden Boxershorts bis zu den Knöcheln. Ich organisierte das Softball-Team von State Street (mit dem passenden Namen Liquid Assets), mit dem wir gegen andere Banken und manchmal die Bostoner Polizei antraten, und früher oder später erwischte ich jeden. Die Jungs fingen an, mich den »Pantser

Commander« zu nennen. Natürlich wusste ich, dass sie sich rächen wollten, also schnallte ich meinen eigenen Gürtel immer eng.

Aber zurück zum ernsthaften Geschäft. Im Lauf meiner Zeit bei State Street gewann das Unternehmen immer mehr Management-Mandate von Pensionsfonds aus den USA und anderen Ländern. Wir verwalteten die Pensionsrücklagen von milliardenschweren Unternehmen wie Amoco, IBM, General Electric oder NYNEX. Damit sie an Wert gewannen, mussten diese Rücklagen in Aktien, Anleihen und Währungen angelegt werden. Anfangs war ich dafür zuständig, besondere Ereignisse bei den Unternehmen in den Fonds zu beobachten: Zusammen mit den Portfoliomanagern entschied ich, wie wir auf Fusionen, Übernahmen, Kapitalerhöhungen, Angebote zur Dividenden-Reinvestition und dergleichen reagieren sollten. Teil dieses Jobs war auch, Kontakte zu Brokerfirmen aufzubauen und dabei zu helfen, »auf das richtige Pferd zu setzen«, wenn die Glocke zur Börseneröffnung klingelte.

Als Nächstes kam ich in das internationale Proxy-Team. Dort ging es darum, bei den Hauptversammlungen von ausländischen Unternehmen unsere Richtlinien so anzuwenden, dass im Sinne unserer Pensionsfonds-Kunden entschieden wird (im Wesentlichen berieten wir also Aktionäre, wie sie bei Unternehmensereignissen wie Fusionen und Übernahmen abstimmen sollten). Auf diese Weise wurde ich zum ersten institutionellen Anleger aus dem Ausland, der je bei einem japanischen Unternehmen mit abstimmte. Dieser gesamte Bereich gehörte zur institutionellen Geldanlage bei State Street, die zunächst nur Asset Management Division hieß. Als sie dann an Bedeutung gewann, bekam die Division den Namen State Street Global Advisors, kurz SSgA, und ich landete bald in ihrer neu eingerichteten Devisenabteilung. Die Leute dort waren raffiniert und gewandt. Manche

von ihnen beherrschten mehrere Sprachen und waren rund um die Welt aktiv. In ihrem Geschäft ging es um ausländische Währungen – sie bauten Handelsbeziehungen zu anderen Banken auf, richteten Kreditlinien für unsere Kunden ein und kauften oder verkauften Devisen, um in ausländische Aktien zu investieren und Währungsrisiken abzusichern. Ich stürzte mich kopfüber hinein, um so viel zu lernen wie nur möglich.

Um kurz die Idee dahinter zu erklären: Als US-Pensionsfonds will man nicht nur in amerikanische Wertpapiere investieren, denn mit Diversifizierung lässt sich das Risiko für den Fall einer Wirtschaftsflaute deutlich verringern. Überall auf der Welt gab es Gelegenheiten und häufig bot ein ausländischer Markt höhere Renditen als die Börse in New York. Um jedoch eine Aktie im Ausland zu kaufen, braucht man zunächst die richtige fremde Währung.

Wenn Sie zum Beispiel von den USA aus die französische Pharmaaktie Sanofi kaufen wollten, mussten Sie das mit französischen Francs tun (den gefürchteten Euro gab es damals noch nicht). Also musste man zunächst für Dollar Francs kaufen, und weil die Kauf- und Verkaufskurse für ausländische Währungen ebenso heftig schwankten wie Aktien, musste man wissen, was man tut, und schnell denken und schnell handeln, weil man ansonsten einen Arschtritt von Nick Lopardo bekommen hätte.

Die neu geschaffene Devisenabteilung war der Ort, an dem ich aufblühte. Er erinnerte mich an einen Jahrmarkt mit vielen verschiedenen Fahrgeschäften, die sich rasant drehen oder auf und ab bewegen. Man musste schnell sein, ein Ticket kaufen, auf eine Fahrt aufspringen, dann abspringen, neues Geld holen, und dann wieder von vorn. Dabei herrschte viel Aufmerksamkeit für Details. Wir arbeiteten mit zehn verschiedenen Banken als Gegenparteien für unsere Geschäfte

und bei jeder davon hatten wir für etwa hundert Unternehmenskunden eigene Kreditlinien und Telefonnummern eingerichtet. Außerdem mussten wir jede wichtige Währung der Welt anbieten können: französische Francs, deutsche Mark, italienische Lira, spanische Peseten, britische Pfund, niederländische Gulden und so weiter. Schon bald nahmen wir außerdem auch Schwellenländerwährungen wie indische Rupien, koreanische Won, thailändische Baht, philippinische Peso und weitere auf. Damit wir ohne Verzögerung Wertpapiere in so ziemlich jedem Land der Welt kaufen oder verkaufen konnten, mussten in unserem Netzwerk von Unterdepotbanken die genauen Instruktionen jeder Bank für Annahme und Lieferung all dieser Währungen vorliegen.

Vor der Einrichtung der Devisenabteilung hatte jeder Kundenbetreuer seine Devisengeschäfte selbst ausgeführt. Jetzt waren sie zusammengefasst und unsere Gruppe kümmerte sich um sämtliche Marktanalysen, Käufe, Verkäufe und Abwicklungen. Dadurch mussten nicht mehr fünf unterschiedliche Manager französische Franc zu unterschiedlichen Zeiten und Kursen kaufen, sondern wir machten alles auf einen Schlag. Wir legten die gesamte Aktivität der Bank in einer Währung zusammen und holten konkurrierende Angebote dafür ein. Als Nächstes entwickelten wir zusammen mit der IT-Abteilung ein modernes Computersystem, das dafür sorgte, dass alles in einem raffinierten System mit Kontrollen und Gegenkontrollen automatisiert wurde. Durch diese Arbeit wurde der ganze Prozess weitaus effizienter und brachte für unsere Kunden und die Bank Ersparnisse in Form von niedrigeren Transaktionskosten, weniger ausgefallenen Lieferungen und besseren Ausführungskursen.

Ich arbeitete Tag für Tag mit internationalen Fondsmanagern zusammen und war nach einem Jahr für die Kassa- und

Devisentermingeschäfte für 90 institutionelle Kunden mit mehr als 30 Milliarden Dollar an Vermögen zuständig. In diesem Adrenalinrausch blühte ich auf und machte gute Geschäfte, während ich selbst etwa 40.000 Dollar pro Jahr verdiente. In den späten 1980er-Jahren, vor allem nach dem Crash von 1987, war das gutes Geld, aber noch nicht wirklich genug. Also besann ich mich zurück auf mein Filmverleihgeschäft in Norwich und begann, nach einer zusätzlichen Verdienstmöglichkeit zu suchen.

Ich lebte in einem Wohnkomplex in Weymouth im Bundesstaat Massachusetts, drei hübsche Gebäude, jedes zwölf Stockwerke hoch. Jede Wohnung war mit bodentiefen Panoramafenstern ausgestattet, durch die man auf die Bucht und die Skyline von Boston blicken konnte. An einem Samstag war ich gerade im Flur, um meine Zeitung zu holen, als die nette ältere Dame von nebenan ihren Kopf aus der Tür herausstreckte.

»Guten Morgen, junger Mann.«

»Einen wunderschönen guten Morgen, Mrs. Swanwick.«

»Könnten Sie mir einen großen Gefallen tun, Bradley? Sie sind doch so groß.«

»Und gutaussehend?« Ich zwinkerte ihr zu.

»Aber natürlich.« Sie wurde rot und fächelte sich mit einem Taschentuch Luft zu.

Das Panoramafenster von Mrs. Swanwick war schmutzig und sie kam einfach nicht an den obersten Teil davon heran. Also ging ich zurück in meine Wohnung, um einen Eimer, einen Schwamm und einen Abzieher zu holen, und verbrachte etwa eine halbe Stunde damit, ihr Fenster makellos sauber zu wischen. Als ich damit fertig war, kniff sie mir in die Backe und gab mir 50 Dollar.

Wenig später hatte ich Flugblätter unter allen Wohnungstüren in dem Komplex durchgeschoben, auf denen ich für meinen neuen Fensterputz- und Teppichreinigungsdienst warb. Von da an mietete ich jeden Samstag einen Dampfreiniger beim lokalen Baumarkt, schleppte Eimer und Schwamm herum und verbrachte fünf Stunden mit Putzen, für 100 Dollar die Stunde. Als Nächstes ergänzte ich mein Angebot um Anstreichen und das Verlegen von Außenteppichen auf Balkonen, womit ich noch mehr Geld verdiente. Auf meinen Lebensstil an den Wochenenden hatte mein kleiner Nebenerwerb keine negativen Auswirkungen, denn ich feierte ohnehin schon die Woche über nach der Arbeit genug.

Das Geschäft bei State Street Global Advisors lief gut. Im Lauf der 1990er-Jahre wurde es sogar noch besser. Reputation und die Kassen der Bank schwollen an, Nick Lopardo zeigte sich in Bestform. Wir alle waren stolz, als wir hörten, dass er vor der Teamsters-Gewerkschaft in Boston aufgetreten war, so ziemlich das schwierigste Publikum der Stadt. Im Wesentlichen erzählte Lopardo ihnen, sie seien Waschlappen, die nicht wissen, wie man mit Geld umgeht, und schon übertrugen sie State Street die Verwaltung ihres Pensionsfonds. Er war ziemlich begeistert über diesen Coup und benannte den Fonds nach Jimmy Hoffa, einem umstrittenen Gewerkschaftsführer aus den 1950er-Jahren.

Mein Vorgesetzter bei SSgA, Joe Foster, war ein zuverlässiger Typ, für den ich wirklich gern arbeitete. Er hatte einen MBA-Abschluss von der Boston University samt einer CFA-Ausbildung, war 15 Jahre älter als ich, ziemlich intelligent, stilvoll und professionell. Nichts entging seinen detailversessenen Augen, alles wurde sauber erledigt. Von ihm lernte ich, dass selbst der kleinste Fehler hässliche Folgen haben kann. Nie verließen wir abends das Büro, ohne alle Transaktionen noch einmal

überprüft zu haben. Erst dann konnten wir das Bier in Strömen fließen lassen und über Sport reden.

Außerdem hatte ich eine Menge Freunde bei der Bank, aber der beste davon war Rick James. Er besaß einen Abschluss in Betriebswirtschaft und eine Ausbildung als CFA, aber er machte nie viel Aufhebens darum. Rick war ein Genie mit Zahlen und las Aktienticker wie Herzchirurgen ein EKG. Während ich groß, schlaksig und laut war und viel mit meinen affenartigen Armen gestikulierte, war Rick kleiner, gedrungen, auf eine dunkle Art gutaussehend und ruhig. Er hatte eine süße, bodenständige Freundin und es war klar, dass sie eines Tages Ms. James werden würde und die beiden einen Haufen Kinder und einen Volvo haben würden. Ich dagegen hatte ein Date nach dem anderen. Wir neckten uns zwar gegenseitig gern wegen unseres Lebensstils, versuchten aber nie, dem anderen den Spaß zu verderben. Es war eine Yin-Yang-Sache, die noch heute funktioniert.

Was allerdings die Bank angeht, wurde das State-Street-Märchen, drei Jahre nachdem ich dort angefangen hatte, allmählich etwas düster. Als das Geschäft mit Vermögensverwaltung und globaler Depotführung exponentiell wuchs, wurden mehr neue Leute eingestellt und unsere eng verbundene Familie wurde von »Schwägern« infiltriert, die wir nicht kannten und denen wir, offen gesagt, nicht trauten. In der Devisenabteilung kümmerten sich mein Chef Joe, ein erfahrener Händler, und ich perfekt um alle Angelegenheiten von Handel bis Back-Office, doch die Geschäftsführung beschloss, Joe zwei Cowboys aus New York vor die Nase zu setzen. Ich hielt mich mit meinen Zweifeln nicht zurück, ob es eine so gute Idee ist, etwas zu reparieren, das gar nicht kaputt ist.

»Warum zum Teufel brauchen wir diese Typen?«, fragte ich den bedrückt dreinschauenden Joe.

»Na ja, das Management sagt, sie sollen die Devisenabteilung größer machen«, murmelte er. »Sie wollen Devisen als eigenes Produkt anbieten und als Anlagestrategie verkaufen.«

Die Antwort kam mir nicht ganz koscher vor, aber ich rollte nur die Augen und machte weiter.

Um es subtil und gewunden auszudrücken: Die beiden Cowboys aus New York City waren arrogante Arschlöcher. Komplette Idioten. Und sie begannen damit, im Handel unorthodoxe Sachen zu probieren. Bis dahin hatten wir uns darauf beschränkt, Währungen zu handeln, um Transaktionen in ausländischen Anleihen und Aktien abzuwickeln und sorgsam die Risiken von Kunden abzusichern, die Schutz vor den volatilen Kursen am Devisenmarkt wollten. Die Neuen aber gingen mit den Devisenpositionen unserer Kunden aggressiver um. Sie ignorierten das Modell der Bank zum Identifizieren von über- und unterbewerteten Währungen und schossen einfach aus der Hüfte. In allen möglichen Kundenportfolios bauten sie aggressive Positionen auf, die sie manchmal noch am selben Handelstag umschichteten. Solche Aktivitäten standen im Widerspruch zu unserer konservativen und langfristig ausgerichteten Buy-and-Hold-Anlagephilosophie, die unsere Kunden von uns erwarteten und zu der wir vertraglich verpflichtet waren.

Bald begannen sich die Verluste aus diesen Transaktionen zu häufen und die internationalen Portfoliomanager, die den direkten Kontakt zu den Kunden hielten, standen im Regen. Sie mussten Geschäfte verteidigen, die sie weder gebilligt noch unterstützt hatten, aber auch nicht stoppen konnten. Die beiden Amigos in der oberen Etage nutzten die Portfolios unserer Kunden als nie versiegende Quelle für die Finanzierung ihrer auf nichts als Bauchgefühl beruhenden Zockerei. Die Typen wollten schnelle Gewinne und die Bonuszahlungen, die sie

sich dafür erhofften: rassel-klingel-boing. Sie benahmen sich, als wären sie in einem verdammten Kasino in Las Vegas.

Für unsere Aktienportfolio-Manager interessierten sich die beiden Clowns aus New York kaum, weil sie von deren Geschäft wenig bis nichts verstanden, während die Veteranen von State Street ausgesprochen erfahren und kundig darin waren. Die Rüpel hassen immer die schlauen Jungs. Ich dagegen hatte vier Jahre Militärakademie hinter mir. Die militärische Laufbahn hatte ich zwar aufgegeben, aber die Kultur steckte mir immer noch in den Knochen: im Team spielen, die eigenen Leute unterstützen, niemals jemanden zurücklassen. Die Aktienportfolio-Manager mochten mich, weil ich immer dafür sorgte, dass ihre Währungsgeschäfte rechtzeitig und zu guten Kursen abgewickelt wurden, und weil ich ihnen aktuelle Marktinformationen lieferte, so dass sie das Optimum herausholen konnten, wenn sie Aktien für ihre Pensionsfondskunden kauften. Da steckte ich nun also zwischen diesen neuen, unerfahrenen Besserwisser-Arschlöchern und meinen kampferprobten Kumpeln.

Die erste Alarmflagge wurde laut knatternd gehisst, als die Mongos aus Manhattan einen neuen jungen Typen in den Devisenhandel holten: »Das ist Dan, frisch aus Harvard.« Ich versuchte, ihm die alten SSgA-Methoden beizubringen, aber er grinste mich über seine Fliege hinweg nur an. Er machte Fehler über Fehler, die ich geduldig korrigierte, aber eines Freitags ging hinter unserem Rücken etwas Großes schief. Dan bestätigte eine große Kauforder für japanische Yen, aber statt dann zu warten, bis absolut sicher war, dass sein Handelspartner in New York einverstanden war und den Kauf ebenfalls bestätigte, ging er früh nach Hause, um es mit seiner Freundin zu treiben. Der Kauf wurde abgewickelt.

Zwei Monate später, als das Abrechnungsdatum näher rückte, klingelte das Telefon von meinem Chef Joe. Am anderen Ende war unser Handelspartner in New York. Joe stellte das Telefon laut – und ich machte mir fast in die Hose.

»Äh, wir haben ein kleines Problem, Joe.«

»Was ist los, Larry?«

»Diese Kauforder für Yen – euer Mann Dan hat sie umgedreht.«

»*Umgedreht?*« Joe lockerte seine Krawatte und begann zu schwitzen.

»Genau. Er hat sie aus Versehen als Kauf statt als Verkauf bestätigt. Und jetzt liegen wir damit im Minus.«

»Im Minus« (lange Pause). »Wie viel?«

»Siebenhundertachtzigtausend Dollar.«

Verdammte Scheiße!

An diesem Punkt kam die Lawine ins Rollen und war nicht mehr zu stoppen. Joe musste dieses Fiasko natürlich an die Cowboys aus New York City weiter oben melden. Es gab keine Chance, einen Verlust von einer Dreiviertelmillion Dollar zu verstecken, und mir kam es so vor, als habe SSgA keine andere Möglichkeit, als dem Kunden zum Ausgleich einen Scheck auszustellen. Aber die beiden Schlaumeier hatten eine bessere Idee. Jemand bei ihnen da oben rief in New York (bei der Chemical Bank) an und sagte ungefähr das:

»Hört zu, wir machen das bei euch wieder gut. Bei den nächsten Geschäften mit uns, egal wie lange das dauert, … könnt ihr einfach einen etwas höheren Preis nehmen, bis ihr wieder so viel gewonnen habt, wie wir für euch verloren haben.«

Wie bitte? Als ich das hörte, drehte ich beinahe durch. Was diese beiden Clowns gesagt hatten, war: Wenn wir als State Street für einen unserer Kunden wie zum Beispiel Amoco französische Francs kaufen wollten, sollte uns die Chemical Bank diese Devisen mit einem

ungenannten Aufschlag verkaufen und die Differenz für sich behalten! Diese Praktik wurde als »padding« bezeichnet und war so illegal, dass sie Tony Soprano die Schamesröte ins Gesicht getrieben hätte. Im Grunde hieß das nichts anderes als: »Ihr bekommt weiter Aufträge von uns, solange ihr die Klappe haltet und brav mitspielt.«

Von da an riss die Lawine auf ihrem unaufhaltsamen Weg nach unten immer mehr Dreck mit sich. Wie schon erwähnt, hatte unsere Abteilung die Devisenkäufe der Portfoliomanager aus der gesamten Bank zusammengefasst. Wenn es zehn Portfoliomanager gab, die alle italienische Lire brauchten, um Wertpapiere in Italien zu kaufen, besorgten wir die Gesamtsumme innerhalb eines Handelstags, um einen einheitlichen Durchschnittskurs zu bekommen. Wenn man allerdings 100 Millionen Lire kaufen wollte, musste man nehmen, was man kriegen kann, was auf zehn einzelne Geschäfte von der Eröffnung bis zum Handelsschluss hinauslaufen konnte. Die Kurse dafür waren dann jeweils etwas unterschiedlich – manche besser, manche weniger – und fair ist es dann, alle Vor- und Nachteile gleichmäßig auf alle beteiligten Portfoliomanager aufzuteilen.

Und wissen sie was? Die New Yorker Cowboys hatten ihre »Lieblinge« in der Bank. Manche Portfoliomanager (diejenigen, die ihnen in den Hintern krochen) mochten sie, manche weniger. Also ordneten sie an, dass alle Ergebnisse von Devisengeschäften bis zum Ende des Handelstags unter Verschluss bleiben; anschließend schauten sie alles durch und wiesen die besten ihren Lieblingen zu. Das machte mich *richtig* wütend.

»Hast du mitbekommen, was für eine Scheiße bei den Zuweisungen der Kundentransaktionen läuft?«, fragte ich Rick eines Abends bei ein paar Bier. Ich hatte ihn vom Rest unserer Herde getrennt und in eine

Bar in der Nähe der Faneuil Hall gelotst, so dass wir ganz unter uns waren.

»Ja, Mann«, seufzte er in sein Bier. »Ich habe mich schon gefragt, wann du das ansprichst.«

»Es ist verdammt nochmal unglaublich«, spuckte ich aus. »Wenn dieses Arschgesicht Jack Tremont für eine Million japanische Yen kaufen will und Joe Foster braucht genau so viel, hat Joe am Ende 10.000 Yen weniger! Das ist höllisch schmierig.«

»Und wahrscheinlich illegal«, sagte Rick.

Ich beugte mich näher zu ihm und flüsterte. »Ich fange jetzt an zu dokumentieren, was die Arschlöcher da oben treiben.«

»Dachte ich mir schon.« Rick stieß mit mir an. »Du hast dicke Eier und wenig Hirn.«

Anschließend hielt ich eine lange Zeit über die Klappe und meine Augen weit offen. Immer wenn ich eine unsaubere Transaktion beobachtete, machte ich eine Kopie davon und legte sie auf den wachsenden Stapel in meiner Wohnung. Allerdings fiel es mir schwer, ruhig zu bleiben. Die Höker oben wurden immer dreister. Sie schickten Pensionsfondskunden falsche Gewinnberichte, um gut dazustehen, während sie Verluste verbargen, damit keiner merkte, wenn sie etwas vermasselten. Dann begann ein sehr hochrangiger Manager auch noch, unsere Vorgesetzten zu erpressen: Er zwang sie, große Teile ihres Jahresendbonus für die Wiederwahl-Kampagnen von »freundlichen« Finanzministern in Bundesstaaten in den ganzen USA zu spenden. Und siehe da, anschließend unterschrieben diese Finanzminister Verträge, die vorsahen, dass State Street die viele Milliarden Dollar schweren Pensionsfonds ihrer Bundesstaaten verwaltet. Als ich erfuhr, dass ein hochrangiger Beamter aus den Emiraten namens Dr. Bin Kharbash direkt bestochen worden war, damit wir den Auftrag zur

Verwaltung von 2 Milliarden Dollar der Abu Dhabi Investment Authority bekommen, war ich wenig überrascht. Offenbar kannte das zuständige SSgA-Team den Foreign Corrupt Practices Act nicht.

Im Jahr 1994 war es so weit gekommen, dass die Bank immer mehr geltende Gesetze brach. Ich war jetzt seit fünf Jahren bei State Street. Zwar hatte ich nie vorgehabt, ewig dort zu bleiben, doch allmählich begann mich mein Gewissen zu plagen.

Mein letzter Sargnagel ließ nicht auf sich warten. Die Handelsabteilung hatte ein gebrauchtes Dictaphone-System gekauft und von uns wurde verlangt, dass wir alle unseren telefonischen Transaktionen aufzeichnen. Das ist an sich kein Problem, wenn man die Person am anderen Ende der Leitung darüber informiert: »Mr. Jones, zu Ihrer und unserer Absicherung wird diese Transaktion aufgezeichnet«. Unsere Chefs aber wollten nicht, dass unsere Kunden von den Aufnahmen wussten, damit sie später gezielt nur die nützlichen herauspicken und behaupten könnten, andere gebe es nicht. So etwas ist nichts anderes als illegales Abhören! Denn wenn es um das Aufzeichnen von Gesprächen geht, gilt im Bundesstaat Massachusetts immer noch das Zwei-Parteien-Prinzip. Es müssen also beide Seiten zustimmen, wenn ein Gespräch aufgenommen wird. Wenn das nicht so ist, begeht man eine Straftat.

»Wir können so einen Scheiß nicht machen, Joe!« Ich war in das Büro meines Chefs gestürmt und trampelte dort herum wie ein wildes Pferd. »Wenn die Aufsichtsbehörde das mitkriegt, können wir alle einen Bankjob für immer vergessen!«

»Ich weiß, Brad, ich weiß.« Er versuchte, mich zu beruhigen. »Aber so wollen die es halt.«

»Scheiß drauf. Ich gehe eine Etage höher.«

Das tat ich auch und löste einen Shitstorm aus. Die Rechtsabteilung schaltete sich ein, alle stritten, plapperten und regten sich auf. Natürlich war ich der böse Junge mit der großen Klappe. Die Manager fingen an, mich zu meiden. Und das Ergebnis? Die Rechtsverdreher der Bank gaben mutig eine *schriftliche* Anordnung heraus, laut der die Praxis zwar technisch gesehen nicht den Gesetzen entsprach, dass wir die einseitigen Aufzeichnungen aber trotzdem fortsetzen sollten. »Ich würde sagen, dass wir etwas Illegales tun«, schien mir das Memo zu sagen. »Meiner Meinung nach werden wir aber nicht besonders hart bestraft, wenn das jemand herausbekommen sollte.«

Nun ja, ich weigerte mich schlicht, das Dictaphone zu benutzen. Also schickten sie mir eine Abmahnung. Ich weigerte mich *weiter*. Kurz darauf kamen zwei Sicherheitsleute in den Handelssaal, sagten zu mir, ich habe bei der Bank gekündigt, und forderten mich auf, meine »Abschiedskiste« zu packen und zu verschwinden. Ich lächelte sie an, stellte mich auf meinen Stuhl, streckte meine Arme in die Luft und gab eine Erklärung für meine Kollegen ab, die mich alle anstarrten wie erschreckte Schafe.

»Meine Damen und Herren, liebe Landsleute, ich möchte Sie darüber informieren, dass ich *nicht* freiwillig bei diesem Institut kündige.«

Die Sicherheitsleute nahmen mir meine ID-Karte ab und eskortieren mich nach draußen. War ich sauer? Damit ist nicht einmal ansatzweise beschrieben, wie ich mich fühlte. Ich hatte keine einzige verdammte Sache falsch gemacht – und die Bank nahm mich lang, hart und ohne Gleitcreme. Sie wollte meine Kündigung, damit sie mir keinen Cent Abfindung bezahlen müsste. Nichts da.

Am nächsten Tag riskierte Rick James seine eigene Karriere bei der Bank und schmuggelte mich hinein, indem er seine eigene ID-Karte

zweimal durch den Schlitz in der Aufzugshalle zog. Ich setzte mich einfach wieder an meinen Schreibtisch. Die Sicherheitsleute kamen noch einmal.

»Was zum Teufel machen Sie hier, Birkenfeld? Sie haben gestern gekündigt.«

»Ich habe *nicht* gekündigt«, sagte ich. »Ich arbeite hier.«

Dann kamen die hohen Tiere. »Na gut, Sie Schlaumeier. Sie sind gefeuert.«

»Kein Problem«, sagte ich. Ich sagte all meinen Freunden, die murmelnd die Mächtigen von oben verfluchten, ordentlich auf Wiedersehen und verschwand.

Aber falls Sie sich fragen: Ich ging nicht, ohne Ärger zu machen. State Street bot mir als Abfindung ein Jahresgehalt, wenn ich eine Schweigeklausel unterschreiben würde. Ich sagte ihnen, das können Sie vergessen, und besorgte mir einen Rechtsanwalt. Wir stellten ein dickes Dossier über all die schmutzigen Vorgänge bei der Bank zusammen und schickten es an Marshall N. Carter, den Vorsitzenden ihres Boards. Im Anschreiben erklärte mein Anwalt: »Mr. Birkenfeld würde gegen Zahlung von 500.000 Dollar über eine Einigung nachdenken, da State Street seine Karriere ruiniert hat.« Marshall N. Carter aber dachte, er sei schlauer als ein nerviger kleiner Jungbanker und ließ uns abblitzen.

Aber ich war noch nicht fertig mit State Street. Sie hatten meinen Säbel zerbrochen und mich zur Persona non grata erklärt, aber ich hatte noch Freunde dort, die alle wütend darüber waren, dass ich gefeuert worden war, also steckten sie mir heimlich Informationen zu. Bei der Bank stand die Jahreshauptversammlung an, eine Fünf-Sterne-Gala im großen Auditorium ihres Hauptquartiers. Ich gehörte immer noch zu den Aktionären, also beschloss ich, meine Rechte als Anteilseigner auszuüben.

Es war eine reizende Veranstaltung mit mehr als 250 anwesenden Aktionären und vielen Vertretern der lokalen Medien. Marshall N. Carter saß auf dem Podium. Nick Lopardo und die anderen Wichtigtuer waren ebenfalls fort. Ich saß eine Stunde lang da und ließ sie mit den Wundern des Muts und den Coups bei State Street protzen, dann stand ich auf, um eine Frage zu stellen.

»Herr Vorsitzender, ich bin Aktionär und ehemaliger Mitarbeiter von SSgA. Mein Rechtsanwalt hat vor kurzem eine detaillierte Auflistung von verbreitetem Fehlverhalten durch Führungskräfte von SSgA vorgelegt, das zu großen Teilen illegal war. Könnten Sie uns sagen, was Sie getan haben, um die Situation zu bereinigen und die Verantwortlichen zu disziplinieren? Und ich würde gerne wissen, warum sich der Vorstand weigert, auf meine zahlreichen Hinweise zu den hochgradig illegalen Praktiken der Bank und Verstößen gegen US-Gesetze zu reagieren.«

Bumm! Zweihundertfünfzig Augenpaare traten hervor und starrten mich an. »Wer ist dieser Typ?« Carters Gesicht wurde tiefrot. Der Moderator der Veranstaltung sprang auf und verkündete: »Meine Damen und Herren, das Treffen ist für heute vertagt. Bitte bedienen Sie sich im Raum nebenan mit Donuts und Kaffee.«

Nun, ich mag Donuts und Kaffee so gern wie jeder andere. Fast unnötig zu erwähnen: Bei der Party nach der Versammlung mied mich jeder wie Kryptonit – mit Ausnahme der Medien. Die Reporter umlagerten mich, ich lächelte und ließ mir ihre Visitenkarten geben.

»Vielen Dank für Ihr Interesse«, sagte ich. »Sie werden bald von mir hören.«

Doch dazu kam es nie. Es war der Vormittag des 19. April 1995 und genau der Moment, als Timothy McVeigh das Alfred P. Murrah Federal Building in Oklahoma City in die Luft sprengte. Die Geschichte eines

aufgeregten jungen Bankers, der gegen Windmühlen kämpft, schaffte es da nicht mehr in die Nachrichten.

Berichtet wurde dann aber über meine letzte Attacke auf das Herz von State Street ein paar Monate später. Eine Mitarbeiterin, Lisa Chui (meine erste Chefin), hatte die Bank wegen unfairer Praktiken und Benachteiligung verklagt. Mit dem Segen von Lopardo hatte sie Mutterschaftsurlaub genommen, und als sie zurückkam, stufte er sie zurück und behauptete, ihre frühere Position sei nicht mehr verfügbar. Das bereitete mir Bauchschmerzen, denn so sehr ich den Mann anfangs bewundert hatte, ich machte ihn auch verantwortlich für mein eigenes Debakel. Er hätte den Cowboys von oben einfach ein paar Ohrfeigen verpassen sollen. (2010 verließ er die Bank nach einem Streit über seine Anweisung, den Bruins-Eishockeyhelden Ray Bourque zusammen mit dem Pokal mit dem Firmenflugzeug von Boston heim nach Colorado zu fliegen.) Jedenfalls war Lopardo vorgeladen worden, um im Rahmen der Diskriminierungsklage von Lisa Chui auszusagen. Jemand ließ mir eine Kopie seiner Vorladung zukommen und ich machte 500 Ausdrucke davon auf dickem rosa Papier. Dann heuerte ich zwei Clowns mit bunten Haaren, dicken roten Nasen, gepunkteten Hosen und übergroßen Schuhen an. An einem schönen Sommertag standen sie vor dem State-Street-Hauptquartier und verteilten Kopien von Lopardos Vorladung, mitten im Herzen des Finanzdistrikts, auf dem Höhepunkt des mittäglichen Fußgänger-Gedränges (Abbildung 4). Der lokale Nachrichtensender hatte einen tollen Tag. Wer findet Clowns nicht wunderbar?

Natürlich waren all das nur Schulhof-Spielchen, das wusste ich. Nichts davon würde State Street davon abhalten, seine Kunden auszurauben und Gesetze zu ignorieren. Die Sache war ernst und es wurde Zeit, eine letzte Handgranate in den Bunker zu werfen.

In diesem Sommer betrat ich mit einem Stapel Unterlagen das FBI-Hauptquartier im Government Center. Zunächst waren die Beamten höflich, beflissen und neugierig. Doch sie reagierten auch skeptisch. Schließlich hatten sie einen 29 Jahre alten arbeitslosen Banker vor sich, der sauer war und ihnen erzählte, dass das älteste und größte Finanzinstitut Bostons im Grunde illegale Lockvogelgeschäfte betrieb. Aber ich war vorbereitet. Irgendwann im Verlauf von sechs einzelnen Treffen begannen die Beamten endlich zu nicken und die Augenbrauen zu heben. Sie wollten hieb- und stichfeste Beweise – und offensichtlich hatte ich die.

Das FBI begann eine offizielle Untersuchung gegen State Street, geführt von Special Agent Ronald Keating aus dem Büro Boston. Irgendwie bekamen die Medien Wind von der Untersuchung (wie konnte das nur passieren?). State Street schlug zurück und behauptete, es gehe nur um »routinemäßige Regulierungsangelegenheiten«, doch es war keineswegs Routine und jeder wusste das. Lopardo berief ein internes Meeting ein, in dem er gewaltig vom Leder zog. »Die können uns nichts anhaben. Wir haben Freunde bei der CIA und beim FBI!«, bellte er dort, wie mir ein Teilnehmer verriet.

Solche Worte würde man aus dem Mund irgendeines Mafia-Bosses erwarten, der einen Mordanschlag befohlen und nichts zu befürchten hat, weil auf seiner Gehaltsliste Bundesbeamte stehen. Aber Lopardo war kein Mafia-Boss, sondern ein hochrangiger Bankmanager. Und er war für die Pensionsfonds von tausenden Menschen in aller Welt mit einem Volumen von vielen Milliarden Dollar verantwortlich.

Nun, wie sich herausstellte, hatte State Street tatsächlich Freunde bei der CIA und dem FBI – mächtige Freunde. Der Vater des Board-Vorsitzenden Marshall N. Carter war stellvertretender Direktor der CIA gewesen – der Mann, der Präsident Kennedy als Erster die

Spionagefotos vom Bau sowjetischer Raketenbasen auf Kuba gezeigt hatte, wodurch die Kuba-Krise ins Rollen kam. Und das FBI? Kein Problem, auch dafür war gesorgt.

Mitglied des Stiftungsrats der State Street Bank war ein Rechtsanwalt namens Truman Casner, Partner in der schlagkräftigen Kanzlei Ropes & Gray. Diese Kanzlei wurde von State Street mit der Verteidigung gegenüber dem FBI betraut – und das Erste, was sie tat, war, einen früheren Special Agent aus dem Bostoner Büro zu beauftragen, die Ermittlungen *zu stoppen*. »So funktioniert das also. Kein Wunder, dass Lopardo bei dem Meeting so überzeugt von sich war«, sagte ich zu mir selbst, als ich davon hörte.

Sie werden vielleicht glauben, dass mein Blick auf das Bostoner Büro des FBI von Verbitterung verzerrt ist. Doch wie später herauskam, war es im Jahr 1995 tatsächlich das korrupteste FBI-Büro in der gesamten Geschichte der USA. Zur gleichen Zeit, als die Beamten gegen State Street ermitteln sollten, arbeiteten sie insgeheim mit dem berüchtigten Gangster James »Whitey« Bulger zusammen. Genauer: Die Bostoner Beamten deckten Whitey und seine Gang, nahmen viele Jahre lang Bestechungsgelder von ihm an und verschlossen die Augen vor seinen vielen Morden an konkurrierenden Gangstern und unschuldigen Opfern.

Das Bostoner FBI hätte also gegen die State Street Bank ermitteln sollen und hatte dafür reichlich Belastungsmaterial und Aussagen von mir, aber trotzdem kam das Verfahren nicht voran und wurde dann eingestellt. Trotz der Belege und der beeidigten Aussage eines weiteren Augenzeugen, der noch bei der Bank arbeitete, passierte nichts. Wie sich herausstellte, hatte sich der von Ropes & Gray mit dem Abschießen des Verfahrens beauftragte frühere FBI-Agent mit Ronald Keating getroffen und mit ihm zu Mittag gegessen, also mit dem Agenten, der

die Ermittlung *führen* sollte. Ist das nicht nett? Ich hoffe, das Sushi hat den beiden geschmeckt – und auf die Pensionäre in aller Welt sei geschissen.

Nicht lange nach diesen kleinen Treffen wurden die Ermittlungen beendet. So viel zu »Wahrheit, Gerechtigkeit und amerikanische Lebensart«. Was mich anging, ich hatte etwas gelernt … über Banken … über Bundesbeamte … und darüber, wie man mit ihnen umgehen muss. Ich speicherte das für später ab.

Endlich beschloss ich, es gut sein zu lassen. Es war Zeit, mich wieder an die Arbeit zu machen und Geld zu verdienen. Zwei Banken in Boston hatten sich meinen Lebenslauf angesehen und mir Stellen angeboten. Ich war kurz davor, mich in mein Schicksal zu fügen und eine davon anzunehmen, als die Angebote plötzlich zurückgezogen wurden. State Street hatte die Kunde über mich verbreitet, in ganz Boston. Ich war verbrannt und mir kam der alte Hollywood-Spruch in den Sinn: »Sie werden nie mehr in dieser Stadt arbeiten.«

Es war Zeit zu gehen, und zwar weit weg. Irgendwo da draußen, das wusste ich, würde es ein einladendes, strahlendes Ufer geben, an dem ein aufgeweckter junger Banker sich einen Namen machen und ein Vermögen verdienen konnte. Ich dachte lange und intensiv darüber nach. Wo, nur wo konnte das sein?

Ach ja, natürlich.
In der Schweiz.

Kapitel 3
Den Code knacken

»Was wäre das für eine Welt, in der man nicht einmal einem Schweizer Banker vertrauen kann?«

James Bond, Die Welt ist nicht genug

Sommer 1995

Die Schweiz war ein Disneyland für Banker, und ich war begeistert darüber, dort zu sein.

Ich starrte aus dem Fenster der Boeing 747, während sich die geschwungenen Ebenen Europas aus dem Dunst erhoben. Ohne groß zu überlegen, hatte ich einen Nachtflug gewählt, doch jetzt, als die Sonne aufzugehen begann, wurde mir klar, dass ich unbewusst geplant haben musste, bei Tagesanbruch anzukommen – als Zeichen der Wiedergeburt und des Neuanfangs. Boston lag hinter mir, zurückgelassen im Kielwasser des großen Jets wie Treibgut hinter einer Navy-Fregatte.

Nachdem ich meine Brücken in Boston abgebrochen und ein paar Handgranaten geworfen hatte, fand ich, es sei Zeit für eine kleine Auszeit im Ausland. Ich wollte irgendwo einen ordentlichen MBA-Abschluss machen, um meine Chancen auf dem Markt zu verbessern, wenn ich wieder auf Jobjagd gehen würde. Außerdem würde ich einen sauberen Neustart hinlegen können, wenn ich für eine Weile verschwand. Ich hatte eine kleine amerikanische Universität in einem idyllischen Schweizer Städtchen namens La Tour-de-Peilz am Ufer des

Genfer Sees gefunden. Unterrichtssprache war Englisch, also würde ich nicht mein rostiges Französisch aus der Mottenkiste holen müssen. Und wer weiß? Vielleicht würde mir drüben in Europa jemand einen Job anbieten. Als Kind, im Jahr 1979, war ich mit meiner Großmutter schon einmal in der Schweiz gewesen, in Lugano. Es war dort schön, sauber und sicher und nirgendwo gab es einen besseren Ort zum Skifahren, eine meiner Lieblingssportarten. Wenn die Sache mit dem Job nicht klappen würde, wollte ich zumindest Spaß haben.

Als mein Flugzeug über Zürich kreiste, dachte ich an Boston. Ich hatte dort vieles gelernt, vor allem aber, dass meine idealistische Vorstellung von der Welt leider nur ein Überrest meiner Kindheitsfantasien war. Wenn ich die Militärausbildung bis zum Ende durchgehalten hätte und Offizier bei der Air Force geworden wäre, hätte ich vielleicht unter echten Helden aufleben können, doch auch an diesem Märchen hatte ich meine Zweifel.

State Street hatte mich gelehrt, dass Helden, zumindest in der Welt der Großbanken und der Hochfinanz, so selten sind wie Pfadfinder in einer Rockerbande. Wenn man gegen das System rebelliert, wird man zum einsamen Außenseiter, bekommt nie volles Vertrauen, wird nie richtig akzeptiert und muss in der Garage bleiben, um die Ölflecken aufzuwischen, während die anderen Jungs losfahren und Blödsinn machen, immer die heißen Mädchen abschleppen und nie erwischt werden. Ich wollte auch irgendwo mit den dicken Fischen mitspielen, aber ohne dazu Kunden betrügen und mich schlecht fühlen zu müssen. Ich hatte jede Menge Tricks meiner Branche gelernt, aber ich wollte sie einsetzen, um meine Kunden reicher zu machen und dann dafür belohnt zu werden. So sah ich meine Rolle als Banker. Auf diese Weise geht jeder glücklich nach Hause, oder?

Als das Flugzeug mit dem Landeanflug begann und die Triebwerke leiser wurden, wurde die glitzernde Landschaft größer. Da war es, das Land der Könige und Milliardäre, der weichen süßen Schokoladen und der dazu passenden Frauen. Schon bei State Street hatte ich mit Schweizer Bankern zu tun gehabt und ich wusste, dass es in der Schweiz um Geld ging und nicht um Gelaber. Mit geheimen Konten, die gesetzlich erlaubt waren, konnte man fast alles tun, und die Schweizer Gesetze erlaubten außer Totschlag fast alles. Ich kannte das System noch nicht, aber ich ging davon aus, es schon noch früh genug kennenzulernen. Jetzt gerade war ich eingezwängt in meinen engen Economy-Sitz und als wir kurz auf der Landebahn aufsetzten, knallten meine Knie fast gegen mein Kinn. Ich lächelte und sagte zu mir selbst, »Birkenfeld, wenn das funktioniert, wird das einer deiner letzten Flüge in der Holzklasse gewesen sein.«

Die uninteressanten Details über mein Studium an der Hochschule lasse ich einfach weg. Sagen wir einfach, das nächste Jahr verging wie im Flug – wie es eben so ist, wenn man 29 Jahre alt ist und das erste große Abenteuer seines Lebens begonnen hat. Ich zog in eine Mietwohnung in La Tour-de-Peilz und stürzte mich in Fortgeschrittenen-Vorlesungen über Unternehmensfinanzierung, Ökonometrie und internationales Marketing. Meine Kommilitonen waren wohlhabend, ehrgeizig und exotisch; sie stammten aus Dubai, Russland, Deutschland oder Finnland. Ich schloss einige tolle Freundschaften, die bis heute gehalten haben, und an den Wochenenden erkundeten wir Kopenhagen, Barcelona, Prag oder Rom. Ich lernte viel, feierte mehr, fuhr jeden Berg hinunter, an dem es einen Sessellift gab, und entdeckte zu meiner großen Freude, dass europäische Frauen von ihren Bikinis nur einen Teil benutzen – den unteren. Ich lernte ein hübsches Mädchen kennen, Charlotte, halb

österreichisch, halb schwedisch, und wir zogen zusammen und genossen all die Freuden von lustvoller Jugend und grenzenloser Energie. Als ich mich im Frühjahr 1996 meinem Abschluss näherte, fühlte ich mich »gut bewaffnet und finanziell gefährlich«, dennoch war ich nicht sicher, was als Nächstes kommen würde. Ich war in die Schweiz gezogen, um meinen Lebenslauf mit einem MBA aufzupolieren, doch ohne Arbeitserlaubnis ging ich nicht wirklich davon aus, hier einen Job zu bekommen. Aber was soll's, dachte ich, und überlegte mir, trotzdem Vorstellungsgespräche zu führen und einfach mein Bestes zu geben.

Im Spätfrühling 1996 schickte ich meinen Lebenslauf an Dr. Reto Callegari, den Leiter der französischsprachigen Private-Banking-Abteilung bei der berühmten Schweizer Megabank Credit Suisse. Zu meiner freudigen Überraschung wurde ich tatsächlich zu einem Gespräch bei ihm eingeladen. Er war groß, schlank, grauhaarig und Brillenträger und hatte einen Doktor in Finanzwissenschaft von der Universität Zürich sowie einen MBA von der Stanford University und sprach perfekt Englisch. Ich wusste sofort, dass ich einen Mann vor mir hatte, den ich beeindrucken musste.

Dr. Callegari stellte mir alle möglichen Finanzfragen, die ich fehlerfrei beantwortete. Und dann drehte ich den Spieß um.

»Dr. Callegari«, sagte ich. »Ich möchte Ihnen auch eine Frage stellen.«

Er zog eine Augenbraue hoch. »Mr. Birkenfeld, ist Ihnen klar, dass ich hier bin, um *Sie* zu befragen?«

»Ja, Sir, das stimmt.« Ich lächelte freundlich. »Aber ich muss Ihnen einfach diese eine Frage stellen. Ich möchte wissen, welches Ihre wichtigsten drei Probleme bei der Bank sind.« Jetzt waren schon beide Augenbrauen hochgezogen, aber ich machte weiter. »Sehen Sie, ich

verstehe mich als eine Art Problemlöser. Sie denken darüber nach, mich einzustellen und mir ein sehr gutes Gehalt und eine Schweizer Arbeitserlaubnis zu geben. Aber das sollten Sie nicht tun, wenn ich gar nicht richtig weiß, was die Probleme der Bank sind.«

Das schien ihn zu amüsieren. Natürlich informierte er mich nicht über irgendwelche Schwächen der Bank. Aber das hatte ich auch gar nicht erwartet. Wir tauschten Visitenkarten aus, und das war es.

Nun, nicht ganz. Eines der Dinge, die ich in Boston gelernt hatte, war, dass Intelligenz und Talent eine gute Sache sind, Freunde aber besser. Und Freunde in der Geschäftswelt gewinnt man nicht, indem man Mittagessen mit zwei Martinis hat, sondern indem man Ergebnisse liefert. Ich hatte meine Kunden so behandelt, als wäre jeder ihrer Wünsche eine Sache von Leben und Tod. Meine Arbeitsmoral war »Nie warten. Mach es jetzt«, und so hatte ich mich mit Joe Gelsomino angefreundet, der als leitender Devisenhändler bei Credit Suisse First Boston in New York arbeitete. Ich hatte Joe haufenweise Aufträge gegeben und mochte ihn einfach, also rief ich ihn direkt nach meinem Vorstellungsgespräch an.

»Brad! Was gibt's, Alter?«

»Hey Joe. Du musst mir einen kleinen Gefallen tun. Ich habe mich bei Credit Suisse in Genf in der Schweiz vorgestellt und frage mich, ob du ein gutes Wort für mich einlegen könntest?«

»Na klar! Wer ist der Typ? Sag mir seinen Namen.«

»Dr. Reto Callegari.«

»Nicht schlecht, der ist ein Player. Überlass das mir.«

Zehn Minuten später schickte Joe Dr. Callegari eine E-Mail aus New York. Ich bin sicher, dass sie sehr höflich und respektvoll war, aber der Kern davon lautete, »Bradley Birkenfeld ist der absolut beste junge Banker, mit dem ich bei State Street je zusammengearbeitet habe.«

Eine Woche später, noch bevor meine Abschlussprüfungen begonnen hatten, hatte ich das Angebot von Credit Suisse: Anfangsgehalt 150.000 Schweizer Franken[1] plus eine Schweizer Arbeitserlaubnis und vier Wochen Urlaub pro Jahr. Heilige Scheiße! Das war viermal so viel, wie ich bei State Street verdient hatte, und ich sollte direkt für Callegari in Genf arbeiten. Ich dachte, er wollte mich vielleicht im Auge behalten, aber das war völlig in Ordnung, denn ich hatte nicht vor, ihn zu enttäuschen.

Der einzige traurige Teil dieses Kapitels war, dass sich die Wege von Charlotte und mir trennten. Sie hatte einen tollen Job bei Nestlé in Vevey und wollte nicht wechseln und ich wollte nicht jeden Tag mit Bus und Bahn nach Genf pendeln. Ich war nicht sehr glücklich darüber, aber mein Kumpel Luigi nahm mich mit zum Mittagessen und munterte mich auf.

»Bradley, mein Freund, hast du irgendeine Vorstellung davon, in welchen Kreisen du dich bald bewegen wirst? Oder von den Frauen, die du bald treffen wirst? Du wirst bald über sie hinweg sein, warte einfach ab.«

Für mich klang das etwas herzlos, aber wie ich bald feststellte, hatte Luigi recht. Meine Wunden waren geheilt, als Credit Suisse ein famoses Ein-Zimmer-Appartement im Zentrum von Genf für mich fand: zweite Etage, Parkettboden, Marmorkamin, deckenhohe Fenstertüren zu zwei Balkonen. Der perfekte Ort für einen Single, und das für nur 1.200 Schweizer Franken pro Monat! Mein verwundetes Herz heilte rasch.

Bei Credit Suisse bemerkte ich bald, dass ich als hoch bezahlter amerikanischer »Gastarbeiter« im Prinzip null Verantwortung trug. Europäer, insbesondere die Banker, haben eine interessante Arbeitsmoral: zu einer vernünftigen Zeit kommen, ordentlich angezogen sein und die tief verwurzelte Kultur in sich aufnehmen, zwei

Stunden lang ein Gourmet-Mittagessen genießen und zur Cocktailstunde gehen. Dann zu Hause einseifen, abduschen und alles wieder von vorne. Callegari wollte, dass ich Experte für Private Banking werde, also wohlhabende Kunden betreue, gesellschaftlichen Umgang mit ihnen pflege und ihnen kreative Möglichkeiten vorschlage, wie sie mehr Geld verdienen können – mit Investitionen in Rohstoffe, Münzsammlungen, Kunst, Wertpapiere, Währungen und mehr. Davon abgesehen wurde von mir erwartet, die Abschlussarbeit für meinen MBA zu schreiben. »Und wenn es Ihnen nichts ausmacht, Bradley, schreiben Sie sie in einem langen und positiven Ton über die Arbeit in *dieser* Bank.« Yes, Sir! Warum auch nicht?

Im Grunde wurde ich also dafür bezahlt, die Grundlagen zu lernen. In der Zwischenzeit lernte ich außerdem die Geschichte und die Funktionsweise von »kreativem« Schweizer Private Banking, über die auch Sie Bescheid wissen sollten, wenn Sie dieses Buch lesen. Wenn Sie bereits ein Experte für internationales Banking sind, können Sie diesen Teil weglassen. Ansonsten passen Sie gut auf. Es ist keine schöne Geschichte.

Die Schweizer Nummernkonten. Sie haben all die Geschichten darüber gehört. Sie sind der Stoff für Mythen und Legenden.

Fast ein Jahrhundert lang dienten geheime Bankkonten in der Schweiz als Schatzkammer für die Superreichen und Mächtigen dieser Welt. Sie waren der richtige Ort, um Gold, Juwelen, Bündel mit Bargeld und Inhaberschuldverschreibungen zu verstecken – völlig anonym (Abbildung 5). Sie waren der abgeschlossene Bereich für die wenigen Privilegierten und ein faszinierendes Thema für viele andere.

Ölbarone liebten sie, Autoren von Spionageromanen lebten davon. Diktatoren konnten sich stets darauf verlassen, dass die Schweizer wegsahen, wenn sie ein Dritte-Welt-Land seiner Ressourcen beraubten

und die Beute mit Koffern in einem Privatflugzeug nach Genf brachten. Politiker konnten sich an ihren Wahlkampfbudgets bedienen, kurz in Zürich zwischenlanden und so ihre Rente für Jahrzehnte im Voraus sichern. Ein Schiffseigner konnte eine 30-Meter-Yacht für kaltes, hartes Bargeld verkaufen, damit in einem Messingaufzug bequem nach unten zu seinem Schließfach in Basel fahren und musste nie ernsthaft darüber nachdenken, einen einzigen Euro Steuern dafür zu bezahlen.

Diese Geheimnisse waren so sicher wie eine geflüsterte Beichte beim Papst. Denn wer sollte sie verraten? Die Schweizer ganz bestimmt nicht.

Allerdings war die Schweiz nicht immer als sicherer Hafen für Schurken bekannt. Die feinere Tradition des Schweizer Banking begann mit dem Edikt von Nantes, mit dem Ludwig XIV. den Protestantismus in Frankreich für illegal erklärte. Die Folge waren Verfolgung und Folter von Protestanten und später die Auswanderung von Hunderttausenden von ihnen in andere Länder, darunter die Schweiz. Viele Privatbanken wurden dort gegründet, um Anlagedienstleistungen für die Welle von wohlhabenden, neu eingetroffenen Protestanten anzubieten. Dies war noch kein geheimes Geschäft, nur ein normales Angebot zur Vermögensverwaltung für reiche Menschen. Später entstanden in der Schweiz viele respektable Institutionen, etwa das Internationale Rote Kreuz, die Genfer Konvention mit Regeln für Kriegsparteien und der Völkerbund, aus dem dann die Vereinten Nationen wurden (was meiner zynischen Meinung nach ein Rückschritt war). Jedenfalls gab es an diesen bedeutenden Institutionen nichts Verwerfliches. Im Gegenteil: Die Schweizer konnten stolz darauf sein.

Dann aber, im Jahr 1934, wurde unter Berufung auf die Verfassung des Landes das neue Bankengesetz verabschiedet, mit dessen Artikel 47 das Schweizer Bankgeheimnis etabliert wurde. Von da an durfte kein Schweizer Banker mehr Informationen über das Konto eines Kunden

oder seine Identität verraten, ohne Strafverfolgung und ein Leben hinter Gittern befürchten zu müssen. Zufällig oder nicht war dies genau der Zeitpunkt, zu dem die Nazis den Höhepunkt ihrer Macht in Deutschland erreichten. Faschisten in ganz Europa waren erfreut über die Aussicht, gestohlenes Eigentum bei Bankern mit versteinerten Gesichtern unterbringen zu können, denen es jetzt gesetzlich verboten war, Angaben über seine Herkunft zu machen. Juden, die bereits verfolgt wurden und die Zeichen der Zeit erkannten, eilten nach Genf und Zürich in der Hoffnung, ihr Erspartes würde dort die kommende Katastrophe überleben. Ihre Ersparnisse überlebten tatsächlich, doch die meisten Kontoinhaber nicht, und Milliarden verschwanden zugunsten der Banken in Schweizer Kassen. Den Zweiten Weltkrieg über hielt die Schweiz ihre Neutralität hoch und keinem der Banker wurde ein Haar gekrümmt. Schließlich versteckte jeder sein Vermögen in ihren Tresoren, Achsenmächte wie Alliierte. In der Schweiz würde es nie eine Invasion geben, wurde zu dieser Zeit gescherzt. Denn wer wäre schon so dumm, seine eigene Bank zu bombardieren?

Anfang des 21. Jahrhunderts gab es allein in Genf mehr als 130 Privatbanken, durchschnittlich eine in jedem Häuserblock. Private Banking machte ein Drittel der Schweizer Wirtschaftsleistung aus, und die Politiker des Landes wechselten regelmäßig aus ihren öffentlichen Ämtern auf hohe Posten in Banken, Trust-Gesellschaften und Kanzleien, wo sie die Fortschreibung des Status quo garantierten. Schurken aus aller Welt profitierten von den korrupten Bankenpraktiken in der Schweiz. Dort lagen Milliarden, nein Billionen an versteckten und gestohlenen Vermögen.

Die Reichen und Berühmten, die Bösen und die Hässlichen, Geheimdienstler und Mafiosi nutzten Nummernkonten, um Geld vor ihren Frauen, Ehemännern und Geschäftspartnern zu verbergen, um

kleine Kriege zu führen und Drogenkartelle zu finanzieren. Filmstars liebten das Geheimnisvolle der ganzen Sache, Mätressen trugen in ihren Louis-Vuitton-Handtaschen schwarze American-Express-Kreditkarten aus der Schweiz herum. Dass man den Schweizern für das Privileg, ein Nummernkonto zu haben, eine Pauschalgebühr bezahlen musste und niemals einen Cent Zinsen für das Geld sah, spielte keine Rolle. Das Guthaben war ganz allein für die Träume der Kontoinhaber da, sicher verstaut unter Schweizer Matratzen aus Stahl.

Und das Beste von allem: Geld, von dem niemand wusste, war Geld, das man nicht versteuern musste. Für nicht so ganz aufrichtige wohlhabende Amerikaner war das ein Geschenk des Himmels. Auf dem US-Markt gab es viel zu holen, und die Schweizer Banken begannen, Teams von privaten Vermögensverwaltern zusammenzustellen, die in die USA reisten, um luxuriöse Orte und Veranstaltungen zu besuchen, an denen potenzielle Kunden mit Geld wie Heu zu treffen waren, und dann den Speck nach Hause zu bringen.

Das also war meine kurze Einführung in die Geschichte des geheimen Schweizer Bankwesens, An diesem Punkt komme ich wieder ins Spiel. Ich lernte die gesamte Entwicklung von den Anfängen bis zu den aktuellen Praktiken und mir wurde klar, dass die Schweizer mit einem Zwinkern, einem Nicken und einem breiten Grinsen operierten. Interessierte ich mich dafür, dass ein Großteil des Geldes, mit dem ich zu tun hatte, aus illegalen Quellen stammte oder versteckt wurde, um es irgendeiner steuerhungrigen Regierung zu entziehen? Null. Jemand, der in der Nahrungskette weit höher stand als ich, hatte entschieden, dass all das vollkommen legal war. Ich hatte nicht vor, einen Heiligenschein aufzusetzen und zur Beichte zu gehen.

Apropos Beichte: Bei Credit Suisse hatte ich meine erste Begegnung mit den tieferen Geheimnissen der Nummernkonten. Eines Tages

sprang ich für meine Kollegin Carol Hambleton-Moser ein, die Urlaub hatte, als zwei ihrer Kunden erschienen. Sie kamen zusammen in die Bank und wollten jeweils 100.000 Dollar abheben, von unterschiedlichen Konten. Kein Problem. Der Portier am Eingang schickte sie mit dem Aufzug hoch zu einem zweiten Portier, der sie zu einem privaten Salon begleitete. Ich kam dazu, stellte mich vor und erklärte, dass ich Carol vertrete. Die Kunden waren Italiener, adrett gekleidet mit Blazern und Stoffhosen, und sie trugen Aktentaschen bei sich. Ich bat um ihre Pässe und Codenamen und tippte etwas in den Computer.

Das System hatte mehrere Sicherheitsstufen, um sicherzustellen, dass nicht einfach ein Betrüger vorbeikommen und das Geld fremder Leute abheben konnte. Alles passte: Passnummern, Codenamen, die Fotos dazu, das Alter und die Beschreibung. Ich rief meine Assistentin an, die mit einer Geldkassette und einer Zählmaschine zu uns kam. Kurz darauf steckten die beiden Italiener je 100.000 Dollar in ihre Aktentaschen. Sie unterschrieben die Formulare zum Abheben. Dabei wussten sie, dass sie eine Gebühr für das Abholen ihres eigenen Geldes bezahlen mussten, aber das schien sie nicht zu stören. Wir lächelten und unsere Wege trennten sich.

Als sie gegangen waren, schaute ich mich ein bisschen in ihren Computer-Akten um. Beide waren Priester am Vatikan! Warum hatten die beiden Geld auf geheimen Schweizer Konten? Ich habe nie eine Menschenseele danach gefragt. *Nicht meine Baustelle.*

Jedenfalls, ungefähr nach der Hälfte meiner überbezahlten Ausbildung bei Credit Suisse verkündete Callegari plötzlich, dass wir nach Asien umgesiedelt würden. Der Doc mochte mich und wollte mich mitnehmen, doch ich hatte eine verdammt gute Zeit in Genf und konnte mir das Gleiche nicht in Singapur vorstellen, wo man von den

Bullen fünfzig Hiebe auf dem Marktplatz bekommt, wenn man einen Kaugummi auf den Bürgersteig spuckt. Also war ich eine Zeitlang »heimatlos« in der Bank und schaute mich nach einem neuen Mentor um. Den fand ich in Olivier Chedel.

Chedel war ein echter Player, der Mann, der für das Private Banking in Nordamerika, Großbritannien, Israel und im gesamten englischsprachigen Afrika verantwortlich war. Er war ein elegant aussehender Deutsch-Schweizer Ende vierzig, mit nach hinten gekämmten dunklen Haaren, kühlen blauen Augen, einem breiten Kiefer und einem Grübchen am Kinn. Er sprach makelloses Englisch, Französisch und Spanisch. Montags kam er mit einem Sonnenbrand vom Skifahren in den Alpen ins Büro, mittwochs zog er einen Frack an, um in die Oper zu gehen, und freitags sprang er in seinen BMW Z3 und fuhr nach Saint-Tropez. Ich mochte ihn sofort und schon bei unserem ersten Handschlag wusste ich, dass wir seelenverwandt waren.

Meine ersten Tage in der »Anglo«-Abteilung verbrachte ich damit, all die Kontounterlagen dort durchzusehen. Dabei fiel mir etwas Merkwürdiges auf: Wir hatten Hunderte Millionen an »englischsprachigem« Geld in Credit-Suisse-Tresoren, doch wenn dessen reiche Besitzer nicht gerade in die Bank kamen, traf sie niemand persönlich. *Kein einziger* Banker ging los, um sie zu besuchen. Mir kam das vor, wie im Sommer einen Eiswagen zu haben und ihn in der Einfahrt stehen zu lassen.

»Sagen Sie, Mr. Chedel«, fragte ich ihn eines Tages beim Kaffee (nicht von Starbucks – guter Schweizer Kaffee). »Wer aus unserer Abteilung betreut diese Kunden?«

»Nun, mein Junge.« Er machte eine dramatische Pause und grinste unter seiner Ray-Ban. »Niemand.«

»Niemand geht los, um sie zu besuchen? Niemand plaudert mit ihnen oder benutzt sie zum Networking, um neue Kunden zu finden?«

»Plaudert«, sagte er. »Eine interessante Formulierung, aber nein. Falls Sie es noch nicht bemerkt haben, Bradley, Credit Suisse ist eine sehr konservative Bank.«

»Aber was ist mit Marketingreisen? Es müsste doch jemand unterwegs sein und für unsere Produkte und Dienstleistungen werben. Das wäre eine kleine Investition für eine potenziell riesige Rendite.«

»Nun, dann beweisen Sie es, Bradley.« Er lächelte und stieß mit seiner Tasse an meiner an. »Zeigen Sie mir, was Sie können. Organisieren Sie eine Reise.«

Und das tat ich. Ich wählte drei Städte aus – Toronto, Boston und Hamilton auf den Bermudas – und legte los. Ich rief jeden meiner Kontakte aus der Zeit bei State Street an, erzählte, dass mein neuer Chef bei Credit Suisse seine besten Kunden einladen möchte. Nachdem ich die Flüge und Fünf-Sterne-Hotels gebucht hatte, machten Chedel und ich uns auf den Weg zu zwei Wochen mit Chateaubriand-Steaks, Ehrenlogen bei Eishockey-Spielen, Opern, Jazzclubs und Gesprächen über geheime Konten inmitten von Zigarrenrauch und Courvoisier-Cognac. Bis zum Ende der Tour lief sechs megareichen Nordamerikanern das Wasser im Mund zusammen durch die Aussicht, nach Genf zu kommen und Olivier Chedel ihr Vermögen anzuvertrauen.

»Nun, Bradley, das war eine ziemlich gute Leistung«, sagte er zu mir, als wir auf unserer Hotelterrasse auf den Bermudas Sieges-Martinis schlürften. »Sie haben auf jeden Fall geliefert. Es ist ein Jammer, dass wir mit all dem nichts anfangen können.«

»Wie meinen Sie das, Olivier?« Inzwischen nannten wir uns beide beim Vornamen.

»Ich habe vergessen, zu erwähnen, dass ich gerade bei Credit Suisse gekündigt habe.«

»Sie haben … was?« Ich richtete mich in meinem Sessel auf und verschüttete meinen halben Drink.

»Ja, ich wechsle zur Barclays Bank in Genf.« Er genoss einen Moment lang mein verdutztes Glotzen und grinste mich schelmisch an. »Aber keine Sorge, mein Junge. Ich nehme Sie mit.«

Auf Wiedersehen Credit Suisse, hallo Barclays, das Machtzentrum der britischen Banken. Mein Gehalt stieg auf 200.000 Dollar, ich blieb in meiner luxuriösen Wohnung und musste nichts weiter tun, als meine Aktentasche zu nehmen und hinüber zum Barclays-Hauptquartier ein paar Straßen weiter zu gehen. Nachdem er meine Talente getestet hatte, wusste Chedel, dass er in mir den perfekten Frontmann hatte, dem er vertrauen konnte. Ich bekam ein eigenes Büro und eine hübsche Schweizer Assistentin, Valerie Dubuis. Chedel selbst saß auf seinem Lederthron hinter einer Mahagonitür und rief mich für Aufträge zu sich. Es war, als wäre er »M«, Valerie Miss Moneypenny und ich – Sie wissen schon.

»Bradley, setzen Sie sich. Ich glaube, Sie werden verblüfft sein.«

»Was steht an, Chef?«

»Nun, Barclays Zürich macht zu und überträgt alle Konten hier nach Genf, also alle amerikanischen und kanadischen Kunden.«

»Warum zum Teufel machen die das?«

»Weil Sie oh-so-englisch sind, mein Junge. Keine Fantasie. Die Zürcher Filiale gibt Milliarden auf, nur weil das die Buchhaltung einfacher macht.«

»Lassen Sie mich raten«, sagte ich. »Niemand betreut diese Nordamerikaner.«

»Um es in Ihrer amüsierenden Ausdrucksweise zu sagen: Bingo. Sie wissen, was Sie zu tun haben. Legen Sie los.«

Es war eine Lizenz zum Geld verdienen. »Freut mich, Sie kennenzulernen. Ich bin Birkenfeld, Bradley Birkenfeld. Agent oo$.« Ich stellte ein Dossier über all unsere Inhaber von Geheimkonten aus Nordamerika zusammen, kontaktierte sie (auf diskrete Weise natürlich) und füllte meinen Terminkalender mit Verabredungen zum Abendessen. Dann flog ich nach Kanada und in die USA und hatte eine wunderbare Zeit. Ich wohnte in Fünf-Sterne-Hotels, fuhr in Limousinen herum und verschlang in New York dicke Steaks bei Peter Luger, während ich alte Kunden bewirtete, ihnen neue Anlagemöglichkeiten vorschlug und sie charmant überredete, mir die Namen ihrer megareichen Freunde zu nennen. Natürlich waren diese Leute nicht dumm. Die meisten von ihnen waren mächtige, wohlhabende, erfolgreiche Männer in den mittleren Jahren und wir alle wussten, dass sie mir nicht einfach eine Aktentasche voller Bargeld mitgeben konnten, damit ich sie zurück nach Europa schmuggle. Also endeten diese Essen üblicherweise mit Zigarren, Cognac, der Überreichung meiner Visitenkarte und einem unauffälligen Vorschlag.

»Wissen Sie, Mr. X, Genf ist zu jeder Jahreszeit einfach reizend. Vielleicht sollte sich ein Mann in Ihrer Stellung angesichts seiner großen Verantwortung und seiner anstrengenden Arbeit mal eine kurze Pause gönnen und die Sehenswürdigkeiten dort genießen. Die prachtvollen Berge, die Gourmet-Restaurants, Luxus-Shopping. Und die Frauen … meine Güte! Wissen Sie, ich war vollkommen erstaunt, als ich entdeckt habe, dass die ganze Schweizer Steifigkeit nur Tarnung ist, ein bisschen wie bei den Japanerinnen. Das Sexgeschäft boomt und alles ist vollkommen legal. Nicht, dass Sie das bräuchten, aber es ist eine interessante kulturelle Besonderheit« (zwinker).

Natürlich kamen sie. Ich flog zurück nach Genf, erschöpft, mit Kieferschmerzen vom Lächeln und den Verkaufsgesprächen, und noch bevor ich ausgepackt hatte, drängte mich Valerie vor die Tür, um Leute zu begrüßen, die ich gerade erst kennengelernt hatte. Es ging wieder los: gutes Essen, Champagner, Schweizer Schokolade und prächtige russische Mädchen, die meinen Kunden zu sehr vernünftigen Preisen die Hosen herunterließen. Und dann die Übergabe: Bargeld, Juwelen, Kunstwerke. »Es ist ein Vergnügen, mit Ihnen Geschäfte zu machen, Mr. X.« Und los ging ich, um das Gleiche von vorn zu beginnen. Ich verdiente 200.000 Franken pro Jahr, ließ es mir gutgehen, alle Spesen wurden übernommen. Ich musste nur einen Anzug tragen und dafür sorgen, dass die Kunden vollkommen zufrieden waren. Ich war der einzige Privatbanker bei Barclays, der dieses Spiel betrieb – ein totales Monopol. Ich ließ mich auf meinen First-Class-Flugzeugplatz fallen und summte »Ticket to Ride« mit meiner eigenen Textversion im Kopf vor mich hin: »Ich habe es ganz schön gut, und zwar schon jetzt, yeah!«

Es war *verrückt*. Selbst im Urlaub machte ich kaum etwas anderes. Die Geschäfte fielen mir in den Schoß. Bei einem Kurztrip nach St. Barths traf ich eine kurvige blonde Frau, die sich als Pornodarstellerin entpuppte. Sie verbrachte zwei Tage in meiner Unterkunft, was wenig erholsam war, aber sie war fasziniert von der Aussicht auf ein geheimes Schweizer Konto, weil sie meistens in bar bezahlt wurde. Ein paar Wochen später tauchte sie in meiner Wohnung in Genf auf, in der Hand einen rosa Koffer und einen riesigen Teddybären. Sie bat mich um ein Sägemesser, enthauptete den Bären, und es fielen 300.000 Dollar Bargeld heraus. Barclays nahm ihr Geld gern. Etwas später begrüßten die US-Behörden sie in einem Bundesgefängnis. Sie war wegen Insiderhandels verurteilt worden, doch ich hatte nichts damit zu tun.

»Es gibt ein paar schlechte Nachrichten, Bradley.«

Ich saß in Chedels Büro. Er sah bedrückt aus. »Ist meine Telefonrechnung zu hoch?«, fragte ich.

»Nein, letzten Monat waren es nur tausend Dollar. Ganz in Ordnung. Aber Barclays hat in seiner unendlichen Weisheit beschlossen, keine Nordamerikaner mehr anzusprechen. Die Bank wird ein bisschen nervös.«

Ich wusste, was er meinte. Ich las regelmäßig die *Financial Times* und verfolgte genau, was die US-Regulierungsbehörden wie das Finanzministerium und die Bundessteuerbehörde IRS trieben. Es war kurz vor der Jahrtausendwende und die amerikanische Wirtschaft war zu dieser Zeit im Umbruch, und immer, wenn so etwas passiert, wird ein großes Auge auf reiche Menschen geworden – vor allem auf Steuerhinterzieher. Ich dachte, ich hätte die gute Zeit jetzt vielleicht hinter mir.

»Na ja«, seufzte ich. »Es hat Spaß gemacht, solange es lief.«

»Nicht so schnell, mein Junge. Ich schicke Sie rüber nach London, nicht auf Dauer, nur ab und zu für ein paar Wochen. Wir geben Ihnen die drei besten Büros im Londoner Filialnetz – Knightsbridge, Sloane Square und Pall Mall. Bei denen kommt haufenweise Geld von allen möglichen wohlhabenden Kunden rein und sie brauchen eine Offshore-Heimat, um es unterzubringen.«

Mein Lächeln kam zurück wie eine Blitzlampe. Bei den Briten waren die Steuerregeln locker, um es sehr vorsichtig auszudrücken. Wenn ein englischer Gentleman Gewinne im Ausland machte, wurde das nicht als Verlust für das Finanzministerium angesehen. Britische Bürger konnten ihr Vermögen nehmen, es in die Schweiz bringen und in alles investieren, was sie wollten. Jegliche Gewinne daraus waren, solange sie außerhalb Großbritanniens ausgegeben wurden, nicht steuerpflichtig. Tatsächlich gab es in den meisten zivilisierten Ländern ähnliche Regeln

– keine Fragen, keine Antworten. Nur die Amerikaner und die Japaner stellten sich wegen Steuern so an. Aber die Briten? »Ein Gentleman spricht nie über seine Gebrechen oder über Geld.«

»Okay, Olivier«, sagte ich. »Die nächste Charme-Tour?«

»Machen Sie es sich dort einfach auf den Sofas bequem, schnappen Sie sich ein paar Millionen Pfund und bringen Sie sie mit hierher. Guter Junge. Ab mit Ihnen.«

Auf dem Weg zurück zu meinem Büro sah ich Valerie an ihrem Schreibtisch sitzen, das Kinn in der Hand. Sie sah mich mit ihren schönen braunen Augen an. Sie wusste schon alles über meinen neuen Auftrag.

»Ich mag Rothmans«, sagte sie. Sie war Raucherin und kannte sich aus mit gutem Tabak. »Und Hermès-Schals und sexy britische Bad Boys, die Rock'n'Roll machen.«

»Zigaretten und Seide kann ich dir mitbringen«, sagte ich. »Aber ich schmuggle auf keinen Fall Musiker. Und außerdem brauchst du mich gar nicht, um Männer zu finden.«

Übrigens habe ich Valerie nie angefasst. Dafür war sie eine viel zu gute Assistentin. Wir haben ein paar Mal zusammen gefeiert und waren sogar zusammen Skifahren und haben ein bisschen geflirtet, aber ich ließ immer meine Hände von ihr.

Die London-Nummer war lächerlich einfach und genau so, wie Olivier sie beschrieben hatte. Ich flog nach England und ging in den Royal Automobile Club in Pall Mall nahe am Piccadilly Circus, den Club der Wahl für englische Gentlemen, in dem auch ich Mitglied war (ein absurd luxuriöses Fünf-Sterne-Hotel mit eigenem Gourmet-Restaurant, Frühstückscafé, Ballsaal, Bibliothek, zwei Bars und einem Spa-Bereich – aber verdammt, ich durfte ja nicht geizig wirken). Dann machte ich meine Runden durch die Filialen. Die Private-Banking-Manager in

Knightsbridge, Sloane Square und Pall Mall waren erleichtert, mich zu sehen, denn sie hatten lauter megawohlhabende europäische Tycoons, die Appartementhäuser, Containerschiffe und Start-ups verkauften, mit Bergen von Bargeld anrollten und erwarteten, dass jemand bei Barclays es auf magische Weise vermehren würde. Und da war ich, der Concierge aus der Schweiz.

»Birkenfeld, alter Junge, ich bin so froh, dass Sie da sind. Wir haben hier diesen Kerl aus Rumänien, großer Immobilien-Mann, der sinnlos eine Million Pfund Sterling herumliegen hat. Wir haben ihm gesagt, dass Sie erfreut wären, das Geld nach Genf zu transferieren und anzulegen, und er ist restlos überzeugt. Er mag übrigens Tennis. Hier ist seine Visitenkarte.«

Also ging ich los, um diesen Rumänen zu treffen und ihn zum Abendessen bei Quaglino's auszuführen, wo wir über alles sprachen außer Geld: Frauen, Rennpferde, das Filmfestival in Cannes. Und dann zog ich plötzlich zwei Eintrittskarten aus meiner Anzugtasche.

»Khosro, ich habe gehört, Sie sind Tennisfan. Zufälligerweise habe ich zwei sehr gute Plätze für Wimbledon nächste Woche. Wie wäre es, wenn wir uns bei etwas Spannung und Sonne über die Vermehrung Ihres Vermögens unterhalten?«

»Wunderbar, Bradley!«

Und so lief es bei nicht nur einem Kunden. Ich bekam bei keinem meiner Besuche weniger als drei Akten überreicht. Ich war Mitglied in mehreren der besten Gentleman-Club Großbritanniens – East India, Royal Automobile. Dort kümmerte ich mich gut um die Kunden. Ich stopfte sie voll mit hervorragendem Essen, Scotch und Zigarren und nahm sie dann mit zu ihren liebsten Freizeitbeschäftigungen: Modenschauen, Rugby-Spiele, Cricket-Matches, Fußball-Endspiele, Pferderennen in Ascot. Wenn das Favoritenpferd von jemandem auf

halber Strecke zwei Längen vorne liegt, ist das der perfekte Zeitpunkt, um ihn auf den Kauf eines Hedgefonds anzusprechen, denn dann wird er mit so ziemlich allem einverstanden sein.

Am Ende jeder Zwei-Wochen-Mission flog ich zurück nach Genf, im Gepäck drei bis sechs Dossiers mit Überweisungsaufträgen über mehrere Millionen Pfund. Im Prinzip drückte London mir ständig Geld in die Hand, wie einem Kurierdienst. Es war so einfach, dass sogar ein Orang-Utan dazu in der Lage gewesen wäre, und ich molk die Schweizer Kuh wie sonst keiner.

Ich weiß, was Sie jetzt denken: »Das war seine Arbeit?« Nun, glauben Sie mir, nach einer Weile wurde sie anstrengend. Ich meine, wie viele Pfeffersteaks und Crèmes brûlées kann man essen, während man in einem Anzug steckt, bevor man für einen Hotdog und ein Bier im Fenway-Park-Stadion sterben würde? Ich hetzte hin und her, brachte Hals über Kopf Millionen ins Haus, riss mir den Arsch für die Bank auf und baute eine beeindruckende Kontaktliste zu Kunden mit VIP-Verbindungen auf. Doch wenn es Zeit für meinen Bonus wurde, spielte meine Leistung keine Rolle. Ich meine, 20.000 Dollar zu Weihnachten sind ganz nett, spiegelte meine Erfolge aber absolut nicht angemessen wider.

»Tut mir wahnsinnig leid, Bradley«, sagte Chedel zu mir, und er meinte es wirklich so. »Ich fürchte, das ist einfach so eine britische Old-Boys-Network-Sache.« Dann zeigte er mit einem Finger zur Decke. »Ihre Belohnung wird oben eingesackt.« Olivier war Deutsch-Schweizer. Die Old Boys mochten ihn, aber wahrscheinlich nannten sie ihn hinter seinem Rücken Hermann Göring.

Unterdessen zogen die amerikanischen Steuerbehörden die Schrauben an, in der ganzen Welt. Barclays fing an, immer mehr amerikanische Offshore-Kunden abzugeben, was bedeutete, dass die

Liste meiner Kunden eigentlich nicht mehr wachsen konnte. Eines Tages saß ich an meinem Schreibtisch, als Valerie ihren Kopf zur Tür hineinsteckte.

»Paul Major ist am Telefon, der Kundenbetreuer von der Barclays Bank Bahamas.« Ich nahm den Anruf an.

»Bradley Birkenfeld. Wie kann ich Ihnen helfen?«

»Tag, Bradley. Paul Major hier, Filiale Bahamas. Sagen Sie mir, wer leitet die USA-Abteilung bei Ihnen da oben?«

»Nun, technisch gesehen bin ich der Leiter, aber wir fahren nicht mehr dorthin. Warum?«

»Wir schließen hier unten alle unsere amerikanischen Konten. Wir wollen keinen Ärger mit Washington riskieren. Wir haben hier ein Konto und wollten fragen, ob wir es auf Sie übertragen könnten.«

»Wie groß ist das Konto, Paul?«

»Zweihundert.«

»Zweihunderttausend? Solche kleinen Konten nehmen wir nicht.«

Er lachte. »Nicht zweihunderttausend, Bradley. Zweihundert Millionen.«

Ich richtete mich in meinen Stuhl auf. »Sie haben einen Kunden mit zweihundert Millionen und schmeißen ihn raus?«

»Keine Amerikaner mehr. Wir sind fertig mit so was. Das soll natürlich keine Beleidigung sein.«

»Habe ich auch nicht so verstanden. Schicken Sie ihn zu mir.«

Aber so funktionierte das nicht. Dieser dicke Fisch von einem Kunden, ein Immobilienmogul aus Kalifornien, wollte sein Geld nach Genf holen, aber er war nicht bereit, ein Qualified Intermediary Agreement (QI) zu unterschreiben. Ein QI ist ein Vertrag zwischen einer ausländischen Bank und der US-Steuerbehörde IRS. Er sieht vor, dass die Bank entweder zu Steuerzwecken Informationen über die

Einnahmen des Kunden weitergibt oder dass er auf keinen Fall US-Wertpapiere kaufen wird; in diesem Fall kann der Kunde anonym bleiben. Im Grund wollte Barclays von dem Mann also, dass er ein US-Steuerformular ausfüllt und dadurch mit seinen 200 Millionen Dollar auffällt, wozu er natürlich nicht bereit war. Ich dachte eine Weile darüber nach, und weil ich sowieso bald für die Hochzeit eines Freundes nach Hawaii fahren wollten, plante ich einen Zwischenstopp in Kalifornien ein, um mit dem Typen zu sprechen. Vielleicht würde ich ihn überreden können oder eine andere kreative Möglichkeit finden, um sein Geld zu bekommen.

Vor meinem Urlaub machte ich eine weitere Reise nach London, um wie üblich viel zu trinken, gut zu essen und Kunden von ihren Lasten zu befreien. Als ich dort war, lud mich Harry Pilkington, ein charmanter Headhunter bei Armstrong International, zum Mittagessen ein. UBS, eine andere Schweizer Bank, sei sehr interessiert daran, mich mit einer deutlichen Gehaltserhöhung und Extraleistungen von Barclays abzuwerben, erzählte er mir. UBS war riesig, aber ich sagte Harry, dass ich kein Interesse hätte, wieder für eine Großbank zu arbeiten. Eine kleine, feine Bank sei eher mein Stil, ohne all den Bürokraten-Blödsinn. Er bat mich, noch einmal darüber nachzudenken, was ich mir aber sparte.

Im April 2001 machte ich mich auf den Weg nach Los Angeles. Im Lauf meiner Reisen und Geschäfte hatte ich mich gut mit Martin Schürmann angefreundet, dem Geschäftsführer von Bertelsmann CLT-UFA und Finanzier von Filmen mit Don Johnson und Arnold Schwarzenegger einschließlich *Terminator 3*. Martin heiratete »Downtown« Julie Brown, eine attraktive britische Schauspielerin und frühere VJ bei MTV. Die beiden waren liebenswerte, warme und

großzügige Menschen und ich freute mich auf ihre Hochzeit auf Hawaii.

Hochzeiten sind nicht sehr lustig, wenn man alleine dort ist, also beschloss ich, eine Begleitung mitzunehmen. Marketa war eine Barkellnerin aus Prag – groß, schlank, hübsch und gerade 22 Jahre alt geworden. Sie war noch nie in den USA gewesen, also zauberte ihr meine Einladung, Business-Class zu fliegen, in Hollywood zu feiern und dann ein bisschen heiße Lava anzuschauen, ein Lächeln ins Gesicht. Sie war ein süßes Mädchen, in vielerlei Hinsicht unschuldig, und als ich für uns das Peninsula Hotel in Beverly Hills buchte, stockte ihr der Atem. Hatten wir eine gute Zeit? Sagen wir einfach, es gibt nichts Besseres als Sex aus Dankbarkeit. Ich nannte sie mein »Tschetzchen«, was sie nicht verstand, aber jedenfalls amüsierte ich mich.

Kurz vor dem letzten Fest vor der Hochzeit entspannten Marketa und ich uns am Pool. Sie trug ihr Nichts von einem Bikini und las *USA Today*, während ich die *Financial Times* durchschaute.

»Bradley, wer isst diesser Kerl, Kato Kaelin?«

»Er ist ein Niemand, Liebes.« Ich schnippte mit den Fingern. »Nur so ein Typ, der bei O. J. Simpson zu Gast war und sich geweigert hat, ihm ein Alibi für die Zeit zu geben, als er unterwegs war, um seine Frau und einen sehr netten Kellner umzubringen.«

»Ah, verstehe.«

Nun, die private Party an diesem Abend fand auf einem prächtigen Anwesen in Beverly Hills statt. Und wer setzt sich direkt neben uns an den Tisch? Genau, Kaelin. Außerdem war das Haus voller Filmstars und berühmter Sportler und ich dachte fast, Marketa würde von all dem Glamour ohnmächtig werden. Einmal stand sie auf und ging zur

Toilette, und als es ewig dauerte, begann ich schon, mir Sorgen zu machen. Dann kam sie zurück.

»Bradley, das war vielleicht komisch! Ich habe total lange vor dem Badezimmer gewartet. Und dann kamen diese zwei blonden Damen heraus, aber sie haben nicht gespült!«

Ich küsste sie auf die Wange und tätschelte ihre Hand. »Man muss nicht spülen«, sagte ich, »wenn man nur den Porzellandeckel benutzt.« Ihre Brauen kräuselten sich. Alice im Wunderland.

Am nächsten Morgen mietete ich ein Porsche 911 Cabrio und wir fuhren die Küste hinunter nach Newport Beach, wo ich Marketa für ein bisschen Shopping aussteigen ließ und weiterfuhr zu einem bescheidenen Bistro, um Paul Majors gestrandeten Kunden zu treffen, Igor Olenicoff (Abbildung 13). Ich saß dort und trank Kaffee, als Olenicoff hineinkam, und ich wusste sofort, dass er kein Typ ist, der mit Geld um sich wirft. Das erste, was mir in den Sinn kam, war »Goldfinger«. Er hatte glattes weißes Haar, kalte blaue Augen und dünne Lippen, und eine seiner Augenbrauen war die ganze Zeit leicht hochgezogen. Mit ihm kam ein junger Mann, der sich als sein geliebter Sohn und rechtmäßiger Erbe Andrei herausstellte und aussah wie ein junger Brad Pitt.

»Sehr erfreut, Sie zu treffen, Bradley«, sagte Olenicoff, als er und Andrei mir gegenüber an einem Ecktisch saßen. Er war Ende der 1950er-Jahre in die USA emigriert, hatte aber immer noch einen leichten Boris-Jelzin-Akzent.

»Das Vergnügen ist ganz meinerseits, Mr. Olenicoff. Tut mir sehr leid wegen dieser dummen Sache bei Barclays.«

»Sie können mich Igor nennen und Sie müssen sich nicht entschuldigen.« Plötzlich erschien ein Kellner mit Saft, Waffeln, Erdbeeren und einer Kanne Kaffee. Offenbar waren die Olenicoffs hier

Stammgäste. »Ich bin sicher, dass ein flexibleres Institut meinen Nachwuchs schon unterbringen wird.« Damit meinte er sein Geld, Seine Augen zogen sich zusammen. »Es macht mir nichts aus, meinen fairen Anteil an den Staat zu bezahlen. Aber fair ist ein relativer Begriff. Vielleicht können Sie sich eine Lösung überlegen?«

»Ich glaube, das kann ich tatsächlich«, sagte ich.

Nach ein paar unauffälligen Fragen über seinen Finanzstatus erkannte ich, dass dieser Typ Multimilliardär war, mit reichlich Immobilien und einer gesunden Vorliebe für schicke Autos und Yachten.

»Was ich vorschlagen würde«, sagte ich, »wäre eine zweistufige Strategie. Erstens finde ich für Sie eine Bank in Genf, die offen für den von Ihnen bevorzugten Status ist.« Jeder von uns wusste, dass ich damit meinte, *jemanden, der Ihr Geld versteckt und dem es scheißegal ist, ob Sie Steuern bezahlen oder nicht*. »Dann vermittle ich Sie an einen engen Freund von mir, einen erfahrenen Wirtschaftsprüfer und Treuhänder in Liechtenstein. Dieser Gentleman wird Unternehmensstrukturen, Trusts, Stiftungen und so weiter für Sie einrichten. Ihr Name erscheint auf keiner der Unterlagen dazu, aber Sie werden der Letztbegünstigte sein.«

Olenicoff lächelte und drohte mir scherzhaft mit einem seiner dicken Finger. »Ich hatte gleich ein gutes Gefühl bei Ihnen, Bradley«, sagte er. Er schaute auf seine Rolex. »Jetzt habe ich allerdings noch einen Termin, fürchte ich. Können wir dieses Gespräch am Telefon fortsetzen?«

»Nicht am Telefon«, sagte ich. Ich stand auf und schüttelte ihm die Hand, während ich ihn einen Moment lang warten ließ. »Aber wir kriegen das hin.«

Ich holte Marketa in der Luxusläden-Zeile im Zentrum von Newport Beach ab. Ich hatte ihr fünfhundert Dollar zum Einkaufen gegeben,

aber als sie herauskam, hatte sie nur eine kleine Tasche mit einem Sommerkleid und einem Paar Sandalen bei sich. Ich hätte sie auf der Stelle heiraten sollen. Als wir schon auf dem Weg zurück nach L.A. waren, summte mein Telefon. Es war Andrei (Abbildung 14).

»Mein Vater fand Sie sehr sympathisch, Brad. Haben Sie Zeit, um mich zum Mittagessen zu treffen?«

Natürlich hatte ich. Ich wendete den Porsche und Marketa und ich hatten ein gutes Essen mit Andrei im Las Brisas, einem schicken mexikanischen Restaurant an der Küste von Newport. Er war ein wirklich netter und charmanter junger Kerl. »Wir sind wirklich froh, mit Ihnen zu arbeiten, Brad. Mein Vater ist begeistert. Er freut sich sehr, dass Sie ihm dabei helfen werden, eine neue Heimat zu finden.«

»Das ist mein Job«, sagte ich. »Genau das mache ich.« Wir alle hoben unsere Margaritagläser und prosteten uns zu. »Andrei, ich glaube, dies ist der Beginn einer wunderbaren Freundschaft.« Die *Casablanca*-Anspielung verstand er nicht. Er war einfach zu jung.

Auf dem Heimweg nach L.A. summte mein Telefon erneut. Es war Harry Pilkington aus London, der noch einmal versuchte, mich für den Job bei UBS zu gewinnen. Plötzlich ging mir ein Licht auf. Vielleicht, ganz vielleicht … »Harry«, sagte ich, »lassen Sie uns nächste Woche treffen.«

Die Hochzeit von Martin und Julie auf Hawaii war spektakulär. Sie fand auf dem Anwesen von Paul Mitchell statt. Es war mehr Personal dort als Hochzeitsgäste, und ich unterhielt mich lange mit Don Johnson und seiner Frau Kelley Phleger, was toll war, denn ich liebte die Fernsehserie *Miami Vice*. Als wir wieder in Genf waren, flog Marketa zurück nach Prag und ich machte mich auf den Weg nach London, um Harry zu treffen.

»Ich würde eventuell über das UBS-Angebot nachdenken«, sagte ich beim Mittagessen. »Aber nur unter einer Bedingung.«

»Und was soll das sein, Bradley?« Pilkington schaute wie der Schauspieler Ralph Fiennes, nur nicht so verrückt.

»Ich will auf jeden Fall einen leistungsbasierten Bonus.« Was ich damit sagen wollte: Von jeglichem neuen Geld, das ich ins Haus bringen würde, wollte ich einen Anteil an dem damit erzielten Gewinn haben.

»Das ist ziemlich ungewöhnlich«, sagte Harry. Er hatte recht. Die meisten Schweizer Privatbanker hatten keine College-Abschlüsse und MBAs waren bei ihnen extrem selten. Normalerweise fingen sie als Schalterpersonal oder Bürokräfte an, arbeiteten sich über Praktika nach oben und verdienten selbst als Manager nur bescheidene Gehälter, die selten über 100.000 Dollar lagen. Auch die Boni waren mäßig – Weihnachtstrinkgelder von ein paar tausend Schweizer Franken. »An wie viel denken Sie?«

»Zwanzig Prozent.«

»Mein Gott, Bradley!«

»Oh, und noch was: Meine Assistentin Valerie kommt mit.«

»So weit werden die niemals gehen.«

»Na ja, Harry, versuchen Sie es auf die englische Art oder finden Sie jemand anderen.«

Er versuchte es und UBS sträubte sich, aber sie quengelten bei Harry, dass er weiter dranbleiben solle, mich billig zu bekommen. In der Zwischenzeit holte ich Informationen ein, führte Telefonate und fragte diskret bei meinen Kontakten nach, warum UBS mich so dringend haben wollte. Dann traf ich Harry noch mal zum Mittagessen.

»Hören Sie zu, Brad, Sie können 250.000 Dollar bekommen, einen Dienstwagen und einen großzügigen Bonus. Aber die zwanzig Prozent?

Das läuft nicht.«

»Wirklich nicht?«, fragte ich. »Das ist interessant, denn der Grund dafür, dass sie mich brauchen, ist, dass der Typ, der meinen Job gemacht hat, beim Pornogucken am Computer erwischt wurde, also mussten sie ihn rausschmeißen. Zufällig weiß ich, dass Sie auch Fred Ruiz von Credit Suisse angesprochen haben, und der hat abgesagt. Also hat UBS gar keine anderen Möglichkeiten mehr. Außerdem habe ich einen MBA und hunderte Kunden und ich habe haufenweise Geld für Barclays verdient. Und ich habe eine C-Arbeitserlaubnis. Also möchte ich entweder zwanzig Prozent von allem, oder es wird nichts.«

Nach diesem Gespräch dauerte es nicht lange, bis ich das UBS-Hauptquartier betrat, um mich mit Christian Bovay zu treffen, dem Leiter des angloamerikanischen Banking mit Sitz in Genf. Ich erkannte sofort, was er wirklich war, aber ich war ja auch kein Pfadfinder. Bovay war dünn, zappelig, hatte schütter werdendes Haar mit Schuppen darauf wie Schnee in den Schweizer Alpen. Außerdem unglaublich schiefe Zähne, die mich an Einbruchswerkzeuge erinnerten. Wir duellierten uns eine halbe Stunde lang in seinem Büro.

»Keine Sorge, Mr. Bovay«, sagte ich. »Mein Bonus wird die Bank nicht ruinieren. Ich finde einfach, dass ich ihn angesichts meiner bisherigen Leistungen verdient habe. Und wenn Sie ihn mir tatsächlich zahlen müssen, würde das lediglich bedeuten, dass ich sehr erfolgreich für Sie war. Sollte es nicht genau darum gehen?«

Eine Woche später bekam ich einen Anruf von Harry, der klang, als würde es sich gerade in die Hosen machen. »Kommen Sie rüber und unterschreiben Sie den Vertrag. UBS bietet 18 Prozent. Sie haben kapituliert.«

Nun, das war mir genug. Bevor ich zu Harry ging, rief ich Andrei in Kalifornien an.

»Hallo Andrei«, sagte ich. »Es sieht so aus, als hätte ich eine Handelskette gefunden, die Interesse an Ihrem Produkt hat. Sind Sie noch dabei?«

»Das ist fabelhaft! Selbstverständlich sind wir noch dabei, Brad!«

Am 4. Juli 2001 ging ich erneut zu UBS, und als Christian Bovay und der Personalchef ihre Unterschriften unter meinen neuen Vertrag einschließlich des leistungsbasierten Bonus von 18 Prozent setzten, unterschrieb auch ich. Noch bevor die Tinte getrocknet war, erwähnte ich gegenüber Bovay, dass ich UBS bald meinen ersten Kunden bringen würde, einen mit 200 Millionen Dollar Vermögen. Bovays Mund mit den Einbrecherwerkzeug-Zähnen stand weit offen.

Schachmatt.

Ich war sofort der am besten bezahlte Privatbanker von UBS in der gesamten Schweiz.

---

1 Im Juli 2016 war 1 Schweizer Franken (CHF) ungefähr so viel wert wie 1 US-Dollar oder etwas weniger als 1 (0,92) Euro.

Kapitel 4
Sportwagen, Models und Yachten – oh ja!

»Banken sind gefährlicher als stehende Armeen.«

Thomas Jefferson, 3. Präsident der USA

Herbst 2001

Nichts geht über einen Ferrari 360 Modena Spider Cabrio aus dem Jahr 2000, und schon gar nichts über einen in bonbonrot (Abbildung 8). Das Dach geöffnet, die Sonne im Gesicht und die Augen hinter einer Vuarnet-Sonnenbrille versteckt, legt man den ersten der sechs Gänge ein, der V8-Dino-Motor heult auf wie grollender Leopard und man sich fühlt sich wie ein Rennfahrer mit guten Chancen auf einen Sieg in Le Mans. Von außen betrachtet, sagt dieses Auto: *Geld, Macht, Sex*.

Noch besser aber ist ein Ferrari, wenn man keinen Cent dafür bezahlt hat. Dieser hier war der Zweite, den ich mit meinem liebsten Zahlungsmittel gekauft hatte: dem Geld anderer Leute. Ich hatte ausländische Kunden, die ein Spielzeug für ihre Besuche in Europa wollten, aber ohne den Stress, es dann nach Hause zu verschiffen und absurd hohe Einfuhrsteuern auf den Preis von 250.000 Dollar zu bezahlen. Also sagten sie mir, welches Modell sie interessierte, und ich kaufte das Auto, meldete es steuerfrei in Finnland an und parkte es in einer Luxusgarage in Genf. Wenn die Kunden kamen, gab ich ihnen die Schlüssel, und die restliche Zeit über fuhr ich damit herum, wann immer ich Lust dazu hatte. Das war der Deal. Man kann so ein Auto

einfach nicht die ganze Zeit herumstehen und Rost ansetzen lassen. Enzo Ferrari hätte sich im Grab umgedreht.

Es war Anfang September, eine schöne Jahreszeit in Genf, und an einem frühen Nachmittag fuhr ich durch die Gegend, um ein nettes Lokal zum Mittagessen im Freien zu finden, vor dem ich das Auto parken und im Auge behalten konnte. Ich hatte bei Barclays schon gekündigt und mich von Olivier Chedel verabschiedet, was mir nicht leichtfiel, denn er war ein toller Chef gewesen und ich wusste, dass ich ihn vermissen würde. Mein neuer Job bei UBS sollte am 2. Oktober beginnen, also hatte ich schon zwei Monate meiner Freistellung hinter mir. Das ist noch so eine europäische Spezialität: Man kündigt bei seinem Arbeitgeber und der zahlt einem dann das volle Gehalt für die sechs Monate, bis der nächste Job beginnt, vielleicht damit man dort nichts Schlechtes über ihn herumerzählt. Ich hatte keinen Garten, um die freie Zeit zu füllen, aber ich war sehr froh, zu Hause bleiben zu können, denn so konnte ich mich um meine Blumenkästen, den Schnapsschrank und den Zigarren-Humidor kümmern und mit meinen Freunden feiern. Marketa war in Prag und wir sahen uns nicht mehr so oft. Sie suchte nach einem Ehemann, ich nach Spaß.

Auf dem Sitz neben mir summte das Telefon. Es war John Ross, ein Freund von mir aus Kanada, den ich bei der *Fête des Vendanges* getroffen hatte, dem Weinfest in Neuchâtel. Er klang außer Atem.

»Brad, hast du das gehört?«

»Was soll ich gehört haben, John?«

»Gerade ist ein Flugzeug ins World Trade Center geflogen.«

»Völlig unmöglich«, scherzte ich. »Das gibt's noch nicht mal als Kunstflugtrick.«

»Ich sag's dir, Alter. Ein *großes* Flugzeug.«

»Scheiße, John, du träumst. Das kann nicht sein.«

Er bestand darauf, aber ich würgte ihn einfach ab. »Na, was auch immer. Ich bin gerade im Auto. Ich ruf dich später noch mal an.«

Ich legte auf, genervt, und dachte, die Leute sollten sich wirklich genauer erkundigen, bevor sie so eine Panik verbreiten. Der einzige ähnliche Vorfall, an den ich mich erinnern konnte, hatte sich im vorigen Jahrhundert ereignet – irgendeine alte Lockheed Electra war ins Empire State Building gerast. Also war vielleicht irgendein Vollidiot mit einer Cessna gegen das World Trade Center geflogen. Kein Grund zur Aufregung. Ich fuhr jetzt auf einer Straße mit Kopfsteinpflaster und achtete darauf, den Unterboden nicht zu beschädigen. Das Telefon summte erneut.

»Was ist *jetzt* wieder, John?«

»Gerade ist noch ein Flugzeug in den Turm geflogen.«

»Oh … *Scheiße!*«

Ich fuhr an den Straßenrand. Mein Herz pochte.

Fast jeder auf dem Planeten, der die Ereignisse an diesem frühen Vormittag in New York mitbekam, reagierte auf dieselbe Weise. Ein Flugzeug war ein Unfall. Zwei Flugzeuge – verdammte Terroristen. Und mit Sicherheit spürte jeder Amerikaner wie ich, egal wo er war, den Zorn wie giftige Galle aus seinem Magen hochsteigen. Ich fuhr den Ferrari sofort zurück in die Garage und warf die Schlüssel dem Angestellten zu. Ich fühlte mich nicht mehr in der Lage zu fahren und lief herum und fühlte mich plötzlich sehr allein. Die Schweiz war nicht wie die USA, wo man in jede Sportbar rennen kann, um dort auf drei großen Fernsehern die Nachrichten zu sehen, den Bildschirm anzuschreien und zusammen mit völlig fremden Leuten zu fluchen und zu trinken. Ich fühlte mich, als wäre ich auf einem anderen Planeten, und zu Hause brannte es.

Auf dem Weg zurück zu meiner Wohnung nahm ich jede Zeitung mit, die ich finden konnte, aber in allen standen nur die Nachrichten von gestern. Dann saß ich die halbe Nacht vor meinem großen Fernseher, trank Scotch und sah immer wieder die einstürzenden Türme, das brennende Pentagon und das abgestürzte Flugzeug auf einem Feld in Pennsylvania. Ich kannte jede Menge Leute in Manhattan, viele von ihnen Freunde aus der Finanzbranche. Sie alle rief ich mit angehaltenem Atem an, anschließend meine Eltern und meine Brüder Doug und Dave. Rick James war in Ordnung, aber seine Stimme klang hohl und wütend. Niemand, den ich kannte oder liebte, war im Feuer umgekommen, aber tausende andere Unschuldige hatte es erwischt.

Der nächste Vormittag war brutal. Wieder kaufte ich alle Zeitungen. »Entführte Flugzeuge treffen Türme in N.Y. und beschädigen Pentagon«, schrie die erste Seite der *International Tribune*. Die europäischen Zeitungen zeigten unzensierte Bilder aus New York und die Fernsehberichte waren ebenfalls explizit. Tote Menschen auf dem Bürgersteig, Körperteile und rauchende Flugzeugreifen, lange Einstellungen von schreienden und brennenden Menschen, die den endlosen Sprung machen, bevor sie auf der Straße zerplatzen. Ich fühlte mich wütend und hilflos und dachte, wenn ich beim Militär geblieben wäre, würde ich jetzt wahrscheinlich meine Sachen für Afghanistan packen, um dort in ein paar Ärsche zu treten. Doch ich war hier, ein 35 Jahre alter Auslandsbanker in der Schweiz, und konnte absolut nichts tun. Dann sah ich zu, wie der nächste Koloss einstürzte – der Aktienmarkt. *Naja, dachte ich, vielleicht kann ich wenigstens ein paar Amerikanern helfen, ihre Zukunft gegen den kommenden Finanzcrash abzusichern*. Das war ein schwacher Trost, aber mehr konnte ich wirklich nicht tun.

Bisher hatte ich jedes Jahr um diese Zeit drei Wochen Urlaub für eine Party-Tour mit meinen Freunden genommen. Erst fuhren wir nach Saint-Tropez, dann nach München zum Oktoberfest und zum Abschluss zum Weinfest in Neuchâtel eine Stunde nördlich von Genf. Ich dachte darüber nach, dieses Jahr abzusagen, aber ich wusste, dass Sevrine dann schrecklich enttäuscht gewesen wäre. Sie war eine Schweizerin, sehr attraktiv, und wir hatten gerade erst begonnen, uns öfter zu treffen. Jammernd in Genf herumzusitzen, hätte keiner Menschenseele geholfen und auf unsere westlichen Freiheiten und Spaß zu verzichten war genau das, was die Terroristen-Arschgesichter wollten.

Sevrine und ich lachten ein paarmal gezwungen, und wir saßen am Pampelonne-Strand und sprachen darüber, wie die Welt kaputtgeht, während wir Rosé-Champagner von Laurent-Perrier tranken. Sie war natürlich oben ohne und ein wunderbarer Anblick, aber ich war abgelenkt. Die Deutschen in München machten weiter, als sei nichts geschehen. Sie sangen bayrische Stimmungslieder und schwankten zur nächsten Bahnstation. Vielleicht fanden sie, New York sei endlich die Rache für Dresden gewesen. Den Großteil der Reise über waren wir ziemlich betrunken und die letzte Station bei dem Weinfest war das saure Sahnehäubchen auf dem schmelzenden Kuchen. Keiner meiner amerikanischen oder kanadischen Kumpels war mitgekommen, und die Briten auch nicht. Ich fuhr den Ferrari zurück nach Genf, stellte ihn unter und machte mich bereit, wieder an die Arbeit zu gehen.

Bevor ich davon berichte, möchte ich noch eine andere Sache erzählen: Ich hatte Drinks mit der Schwester von Osama bin Laden. Ehrlich, nicht gelogen. Mohammed bin Laden, der saudische Bau-Milliardär und allzeit bereite Vater von Osama, hat bekanntlich 22 Frauen und 54 Kinder, von denen viele in aller Welt verstreut leben. Es war also nicht so, dass Nadia vorher noch kurz die AK-47 ihres großen

Bruders geölt hatte. Sie war Ende Zwanzig, mit klassischen arabischen Gesichtszügen, langen schwarzen Haaren und immer perfekt gekleidet. Wir bewegten uns in denselben Kreisen, also konnte ich nicht widerstehen, ein bisschen mit ihr zu plaudern, als ich ihr in der Bar La Centra begegnete. Sie hatte nichts gegen Alkohol, und ich glaube, dass sie noch nie im Leben einen Hidschab getragen hat.

Das Gespräch wurde ziemlich hitzig. Sie war in der Defensive, was verständlich war, denn der Nachname bin Laden war zu der Zeit ungefähr so, als wenn sie Fräulein Hitler geheißen hätte.

»Ihr Amerikaner solltet nicht so überrascht darüber sein, was passiert ist«, sagte sie, während sie an ihrem Courvoisier nippe. »Ihr werdet in der ganzen Welt gehasst.«

»Wirklich?« Das regte mich auf. »Andersrum wird ein Schuh draus, Nadia.« Ich versuchte, höflich zu sein, aber irgendwie bin ich auch eine Kettensäge auf der Suche nach Bäumen, und das kann ich manchmal schlecht kontrollieren. »Das wäre so, als würde ein Amerikaner ein Flugzeug in Mekka abstürzen lassen und dreitausend unschuldige Muslime umbringen. *Verstehen Sie?*«

Ich muss wahrscheinlich nicht erwähnen, dass wir nicht mehr zusammen tanzen gegangen sind.

Am 2. Oktober hatte ich meinen ersten Arbeitstag bei UBS Private Wealth Management in der Rue de la Corraterie 16, einem hübsch anzusehenden, fünf Stockwerke hohen Sandsteingebäude ohne ein einziges Schild, das es als Bank erkennbar gemacht hätte. Das viel modernere UBS-Hauptquartier lag ein paar Straßen weiter und war mit dem blutroten UBS-Logo aus drei riesigen Schlüsseln geschmückt. Unser deutlich kleineres Gebäude sagte: »Wir sind anonym hier, und Sie werden es auch sein.«

Sofort verstand ich, dass es hier anders laufen würde als bei Credit Suisse oder Barclays, wo ein souveräner Umgang mit ausländischen Kunden gepflegt wurde und nichts offen erkennen ließ, dass unsere Aktivitäten anderswo missbilligt werden könnten. Die Leute bei UBS wussten, dass ihre Gewinne aus dem trüben Wasser abseits der Steuervorschriften stammten, und sie versuchten auch gar nicht, das zu verhehlen. Man musste mehrere Kontrollpunkte passieren, um am Empfangstisch vorbei in den zweiten Stock zu kommen, in dem 30 Privatbanker und ihre Assistenten in der »Nordamerika-Abteilung« arbeiteten, einem offenen Bereich ähnlich dem Handelssaal bei State Street. Nur dass das hier kein Club von Typen war, die sich verhielten, als wären sie immer noch ihrer Bostoner Studentenverbindung – die Banker waren angezogen wie *GQ*-Models, die Tische schwer und sauber, die Sessel und Sofas vornehm, und Zahlen vom Aktienmarkt rieselten über Flachbildschirme wie Daten in der *Matrix*. Barwagen voller Hochprozentigem standen bereit, um die Mitarbeiter bei Laune zu halten, während sie die Telefonleitungen zum Glühen brachten, und weil die Schweizer paranoide Nichtraucher nicht ertragen, kräuselte sich Zigarrenrauch durch die multilingualen Gespräche über VIP-Kunden, Gourmet-Mittagessen und Netto-Neugeldzuflüsse. Ohne mehrstufige Passwörter kam man nicht einmal in die *Nähe* eines Computers. Das Büro erinnerte mich an einer CIA-Spionagezelle im Kalten Krieg. Es gefiel mir.

An meinem ersten Arbeitstag bekam ich eine Liste mit Inhabern von Geheimkonten, die mir zugewiesen worden waren. Ein paar von ihnen, reiche Unternehmer, brachten mich dazu, zufrieden zu lächeln, ein Kunde aber machte mich stutzig: Abdullah bin Laden, Halbbruder des jetzt berüchtigten Obama. Auf Abdullahs geheimen Konten lagen 14 Millionen Dollar, aber es würde nicht einfach werden, ihn zu finden und

über dieses Geld zu reden. Zusammen mit anderen Mitgliedern des OBL-Clans hatte er früher in der Gegend um Boston gelebt. Direkt nach 9/11, als alle kommerziellen Flüge ausgesetzt waren, hatte die Bush-Regierung sie alle eilends in einem Privatflugzeug weggeschafft. Meine neuen Kunden versprachen, ausgesprochen interessant zu werden.

Den ersten Monat über machten Valerie und ich die üblichen »Freut mich, Sie kennenzulernen«- und »Ich freue mich sehr darauf, mit Ihnen zusammenzuarbeiten«-Runden. Sie kam bei allen natürlich hervorragend an. Sie sprach perfektes Englisch, Französisch und Italienisch, rauchte an ihrem Schreibtisch und konnte einen Kunden im Prinzip per Telefon dazu bringen, seine Hose zu öffnen. Bei mir waren sich die Kollegen nicht so sicher. Ich war der neue Leiter Geschäftsentwicklung, ein großer Typ aus Amerika, der von außen gekommen war. Zum Glück wusste niemand über meinen leistungsbasierten Bonus Bescheid, weil es ansonsten einen ziemlichen Aufruhr gegeben hätte. Aber ich ließ mir einfach Zeit, um alle mit meinem Charme zu bestechen und nach ein paar Partys bei mir zu Hause und ein paar Abendessen mit Käsefondue tauten sie auf.

Anfang November fuhr ich für ein »Off-Site«-Treffen von Privatbankern nach Ermatingen. Falls Sie sich in der Unternehmenswelt nicht auskennen: Ein Off-Site ist eine Veranstaltung, meist in einem exklusiven Resort, bei der das Unternehmen seine Großverdiener einlädt, ihnen sagt, wie fabelhaft sie sind, und zeigt, wie freundlich es sein kann, wenn sie noch viel mehr leisten. Dieses Mal aber war der Ort der Veranstaltung völlig übertrieben: Schloss Wolfsberg, ein 400 Jahre alter, ausladender Bau, in der schon Alexandre Dumas und Franz Liszt übernachtet hatten. Es war hunderte Millionen wert, und weil UBS in Geld schwamm, hatte die Bank es einfach gekauft. Als ich den Ferrari parkte und hinauf zu den

Türmen und Brüstungen blickte, dachte ich an unser Haus in Hingham und lachte. »Na, das ist mal ein *echtes* Schloss, verdammt!«

Ungefähr hundert Privatbanker aus allen Filialen in Zürich, Genf und Lugano waren da, ohne Assistenten. Regie bei den Meetings und den fünfgängigen Abendessen führten die obersten Chefs: Christian Bovay, sein Zürcher Pendant Hansruedi Schumacher und Martin Liechti, der Vorgesetzte der beiden, der von mir wusste, weil er meinen beispiellosen Bonus-Deal genehmigen musste. Aber ich zog keine besondere Aufmerksamkeit auf mich, wahrscheinlich, weil niemand wirklich glaubte, dass ich einen Wal von einem Kunden an Land ziehen würde. Alle dachten, ich hätte nur geblufft.

Überraschung! Mitten beim Abendessen mit herumwuselnden Kellnern in Westen, klirrenden Champagnergläsern und prasselndem Feuer im Steinkamin flüsterte ein Bote Bovay etwas ins Ohr. Er stand von seinem Tisch auf und kam herüber zu meinem und ich hoffte, seine Schuppen würden mir nicht das Chicken Française versalzen.

»Bradley, wir haben gerade erfahren, dass dieser Kunde von Ihnen, Mr. Olenicoff, die erste Tranche von seinem Konto auf den Bahamas an uns überwiesen hat.«

»Ach wirklich, Mr. Bovay? Das sind gute Nachrichten. Wie viel war es denn?«

»Achtundneunzig Millionen Dollar.« Er blinzelte ein paar Mal.

Ich grinste und versuchte, keine Siegesfaust in die Luft zu stoßen. »Ach so, keine Sorge. Ich bin sicher, dass der Rest von den zweihundert Millionen auch bald noch kommt.«

Bovay schwankte weg und kam bald zurück zusammen mit seinem Chef, Martin Liechti, einem glatt aussehenden schlanken Typen mit zurückgegelten Haaren und manikürten Händen. Ich stand auf, als

Liechti mir die Hand schüttelte und gratulierte, und dann verbreitete sich die Nachricht wie ein Lauffeuer durch das Abendessen.

»*Wie viel* hat der geholt?«

»Neunzig Millionen!«

»Von einem *einzigen* Kunden??«

Alle möglichen Leute kamen herüber zu meinem Tisch und klopften mir auf die Schulter. Von da an war ich ein Rockstar bei UBS.

Fast sofort begann ich mit Vermarktungsreisen für die Bank und gewöhnte mir bald an, pro Jahr fünf bis sechs davon in die USA zu unternehmen. Doch vorher stand noch die standardisierte interne Schulung und Einarbeitung an, die alle neuen Mitarbeiter über sich ergehen lassen mussten. Nach zwei Jahren Credit Suisse auf meinem Konto und weiteren vier Jahren bei Barclays dachte ich, man könnte mir über Private Banking nicht mehr viel erzählen. Bei den Produkten hatte ich tatsächlich recht – hier ging es wie üblich um normale Nummernkonten, Aktien und Anleihen, Hedgefonds, Devisen, Gold- und Silberbarren, Edelsteine und Energie-Futures. Darüber hinaus jedoch zeigte sich, dass UBS über eine einzigartige raffinierte und kreative Methode verfügte, um mit den Kunden Geld zu verdienen. Diese Leute waren so glatt wie Aale in einem Ölbad, wie mir klar wurde, als man fünf von uns »Neuen« zum ersten Mal für eine Lektion in seinen Konferenzraum holte.

»Meine Herren, es ist ganz natürlich, dass Ihr erstes Ziel sein sollte, das Geld von Kunden zu akquirieren und es in einem unserer Nummernkonten zu sichern.«

Ich rollte schon innerlich die Augen und dachte, man sollte den Raum von Boardroom in »Bored room« umbenennen. Dann lächelte der Typ. Eine unheimliche Grimasse, die einem kleinen Mädchen Angst eingejagt hätte.

»Ihre zweite und wichtigste Aufgabe allerdings ist, das Geld für den Kunden *unerreichbar* zu machen, es sei denn, UBS profitiert auf mehrfache Weise davon.«

Plötzlich richtete sich jeder von uns auf und hörte genau hin. Der Typ holte einen schwarzen Marker hervor, ging zu einem Flipchart und schrieb »10 Millionen« auf das große weiße Papier.

»Sagen wir zum Beispiel, Ihr Kunde ist ein Rinderzüchter aus Texas und will zehn Millionen Dollar in einem Nummernkonto unterbringen. Natürlich tun wir, was er will.« Ein weiteres böse aussehendes Lächeln. »Weil er unseren Vertrag gelesen und unterschrieben hat, weiß er, dass er für seine zehn Millionen keine Zinsen bekommt, wenn er uns nicht beauftragt, das Geld zu investieren, und dass wir ihm drei Prozent pro Jahr nur für die Verwaltung seines Geldes berechnen, zusätzlich zu Depot- und Transaktionsgebühren. Aber unser glücklicher Cowboy freut sich, dass er keine Steuern für seinen Spargroschen bezahlt, also ist eine so niedrige Gebühr attraktiv für ihn.«

Bis hierhin gab es keine Überraschungen. Ähnlich gingen alle Schweizer Banken bei ihren Geheimkonten vor. Die Kunden bezahlten ihnen eine Gebühr dafür, dass sie ihre Geheimnisse wahrten und ihnen die Steuerbehörden vom Hals hielten, bekamen aber keinen Cent Zinsen, wenn sie die Bank nicht beauftragten, das Geld zu investieren.

»Aber dann werden wir ein bisschen kreativ«, sagte er. »Sie sagen Ihrem Kunden, dass es ein Jammer ist, dass sein Geld untätig hier in Genf herumliegt, und bieten ihm Festgeld mit fünf Prozent Rendite an. ›Wunderbar‹, sagt er. Wir sperren sein Geld ein Jahr lang weg und am Ende sind 10.500.000 Dollar daraus geworden.« Er schrieb diese Zahl unter die erste. »Sieht das nicht attraktiv aus?«

Das tat es mit Sicherheit. Der Mann würde steuerfrei eine halbe Million verdienen, ohne irgendetwas dafür zu tun.

»Und jetzt«, rief er mit großer Geste, »warten Sie einfach, bis Ihr Cowboy das Geld plötzlich braucht, was bei den meisten unserer Kunden irgendwann der Fall ist, und dann *leihen* Sie es ihm zurück, zu einem sehr vernünftigen Zinssatz.«

Entschuldigung? Am Ende der ersten Schulungssitzung schwirrte mir der Kopf. Es war ein unglaublicher Betrug. Man bringt seinen Kunden dazu, Geld für ein Jahr oder länger festzulegen, aber plötzlich will er irgendwo eine Immobilie kaufen, also erzählt man ihm das hier:

»Mr. Earp, ich fürchte, Ihre zehn Millionen Dollar können erst am Ende der Laufzeit freigegeben werden. Aber UBS kann Ihnen einen Kredit über 90 Prozent Ihres Kapitals geben, neun Millionen Dollar. Sie verstehen, dass wir eine Million Dollar als Sicherheit auf dem Konto lassen *müssen*, tut uns sehr leid. Und für das Bankdarlehen müssen Sie natürlich Tilgung und Zinsen bezahlen. Aber der Zinssatz ist attraktiv und Sie bekommen so viel Liquidität, wie Sie brauchen.«

Verstehen Sie das? UBS kassierte eine Gebühr dafür, das Geld des Typen überhaupt anzunehmen, und dann *noch eine*, um ihm sein eigenes verdammtes Geld zu leihen. Und wissen Sie was? Der Typ freut sich auch noch! Er kann sein Geschäft zu Ende bringen, und das macht er immer noch mit steuerfreiem Geld. Ich konnte es nicht glauben, und wissen Sie was? Es funktionierte, immer und immer wieder.

Die nächsten Schulungseinheiten zerstörten bei mir jegliche Illusion, UBS könne in Bezug auf amerikanisches Recht vielleicht nicht auf dem Laufenden sein oder nicht genau wissen, was Amerikaner mit ihrem Geld im Ausland tun dürfen und was nicht. Tatsächlich hatte die Bank hunderte von eigenen Filialen in den gesamten USA, voller Anwälte und Wirtschaftsprüfer, also kannte sie die US-Bankvorschriften und -Steuergesetze in- und auswendig. Nur ungefähr 30 von uns aus der

Nordamerika-Abteilung sollten tatsächlich dorthin reisen, um Geld zu jagen, also wurden wir noch mal im Boardroom zusammengerufen.

Dieses Mal war der Dozent ein kleiner glatzköpfiger Typ aus der Abteilung »Sicherheit und Compliance«. Nach seinem Vortrag fand ich, man solle seine Abteilung in »Compliance-Verstöße und Arschretten« umbenennen. Sein Name war Hans. Er sprach mit starkem deutsch-schweizerischen Akzent und war angezogen wie ein typischer Schweizer mit einem ordentlichen schwarzen Anzug und weißen Socken. Ich wartete die ganze Zeit darauf, dass er eine Reitgerte herausholen und damit in seine Handfläche schlagen würde.

»Meine Herren. Sie hören bitte sehr sorgfältig zu. An einem bestimmten Punkt Ihrer Reisen werden Sie mit Sicherheit von amerikanischen Zollbeamten angehalten werden und schwierige Fragen beantworten müssen. Sie müssen vorbereitet sein!«

Ich saß da und dachte, *das kann doch verdammt noch mal nicht sein. Es ist wie in einem Film über den Zweiten Weltkrieg von Otto Preminger, und wir sind die Nazi-Agenten, die nach New York geschickt werden.*

»Also«, fuhr Hans fort, »dürfen Sie niemals die Namen oder Telefonnummern Ihrer Kunden auf Ihren Mobilgeräten speichern.« Er tippte auf seinen kahlen Schädel. »Sie werden Sie hier aufbewahren, in Ihrem Kopf. Und wenn Sie unbedingt Finanzunterlagen mitnehmen müssen, speichern Sie sie nur auf verschlüsselten Laptops, die Sie von uns erhalten. Verstanden?«

Ich war ziemlich versucht, zackig meinen Arm auszustrecken und »Heil UBS!« zu rufen. Das tat ich nicht, aber ich beschloss genau in diesem Augenblick, *niemals* einen verschlüsselten Laptop auch nur in die Nähe der USA zu bringen und auch nicht hunderte von Kundennamen und Telefonnummern auswendig zu lernen. Ich würde vielleicht keine Broschüren über Nummernkonten verteilen, aber ich

hatte auch nicht vor, herumzuschleichen wie ein Atomspion. Wenn irgendetwas Verdacht erregen würde, dann das.

»Also, meine Herren. Was tun Sie, wenn Sie von Zollbeamten angehalten und befragt werden? Nun, es gibt drei Szenarien. Erstens wird ein Beamter Sie fragen, ob Sie beruflich oder privat in den USA sind. Was sagen Sie?«

Einer meiner Kollegen hob die Hand. »Beruflich. Man sollte nicht lügen.«

»Unkorrekt.« Hans schlug auf den Tisch. »Sie reisen *immer* privat.«

So ging es eine Stunde lang weiter, und ich musste zugeben, dass Hans mit ein paar Sachen recht hatte. Trotzdem verursachte alles an dem Typen eine Gänsehaut bei mir. Ich beschloss, meine eigenen Pläne für »Sicherheit und Compliance« zu entwickeln, schon deshalb, weil sie dann anders aussehen würden als die von allen anderen, was die Gefahr verringern würde, geschnappt zu werden. Ich hatte Glück, denn ich war in der Gruppe der einzige Banker mit einem amerikanischen Pass. Am Ende der Sitzung verkündete Hans, dass die nächste Unterrichtsstunde sehr »interessant« werden würde, ganz dem Thema Überwachung und Abschütteln von Verfolgern gewidmet. Mein Fazit? Diese UBS-Leute meinten es verdammt ernst.

Als ich in die UBS-Kultur eintauchte, bemerkte ich, dass die Bank über ein gut etabliertes Programm für gesellschaftliche Kontakte zu wohlhabenden Menschen in der ganzen Welt verfügte, mit dessen Aufbau sie lange, bevor ich dorthin kam, begonnen hatte. Die Bank schien ein großer Spender für gemeinnützige Zwecke zu sein, ein Förderer von Kunstprojekten und ein Sponsor für beliebte Sportstars. Doch bei jeder Ausstellung, jedem Tennis-Match, jeder Charity-Gala, jeder Segelregatta und jedem Formel-1-Rennen waren UBS-Banker dabei und suchten die Nähe von reichen Leuten. Also ging es bei all dem nur

um neues Geld und Gewinne. Eines der großen Projekte der Bank war das Verbier-Musikfestival, abgehalten im Schweizer Skiort Verbier. UBS stellte ein Orchester aus jungen Talenten zusammen und organisierte mit ihm Auftritte in New York, Washington, Chicago, Miami, Los Angeles und zum Abschluss Sydney und München. Das Auftaktkonzert fand in der Carnegie Hall in New York statt.

»Möchten Sie da hingehen, Brad?«, fragte mich Bovay eines Vormittags und wedelte mit einer Handvoll Tickets.

»Darauf können Sie Ihre Schweizer Uhr verwetten«, sagte ich, was ein kleiner Scherz war, weil der Typ eine billige Hamilton trug. Aber ich ging meinen Rolodex durch und packte meine Sachen.

In New York checkte ich in meinem Zimmer im Plaza ein, lieh mir einen Smoking und fuhr zur Gala in die Carnegie Hall, wo ich drei Personen traf, die ich dorthin eingeladen hatte: einen Schönheitschirurgen von der Upper East Side, einen Zahnersatz-Spezialisten aus Queens und einen Immobilienmenschen aus New Jersey, der aussah wie Tony Soprano. Das Orchester spielte Strauss, ich spielte cool, und dann lud ich alle zu einem späten Abendessen im Russian Tea Room nebenan ein. Zu dieser Zeit war das Restaurant so etwas wie Lenins feuchter Traum, mit roten Lederbänken, Gemälden von reitenden Kosaken und Beluga-Kaviar, Wodka und Borschtsch von bester Qualität. Wie üblich redete ich über alles außer Geld, bis die anderen es nicht mehr aushalten konnten.

»Na los, Bradley«, fragte mich endlich der Botox-Bandit, während er seine *Ptasie Mleczko* verschlang, »was genau können Sie für uns tun?«

Ich nippte an meinem Anri XO Brandy und lächelte ihn an. »Was ich für Sie tun kann, Dr. Gold, ist *null*.«

»Wie bitte?« Er schaute mich etwas überrascht an, genau wie der Mafia-Klon und der Zahnarzt.

»Genauer gesagt«, sagte ich, »dreimal null. Null Einkommenssteuern, null Kapitalertragssteuer und null Erbschaftssteuer.«

Nun, damit war das Eis gebrochen. Als sie aufhörten zu lachen, beschrieb ich entspannt die üppigen grünen Wiesen von illegalem Geld, die sie auf meinen Schweizer Weiden würden genießen können.

»Gentlemen, stellen wir uns einfach ein Szenario vor«, erklärte ich. »Sie haben einen Beruf, in dem Sie sehr hart arbeiten, und Sie haben sechs Millionen Dollar gespart. Außerdem sind Sie ein intelligenter, vorsichtiger Mensch, also haben Sie das Geld nicht an der Börse investiert, was eine gute Sache ist, weil es an der Wall Street dank Mohammed Atta derzeit übel aussieht. Können Sie mir folgen?«

Die Drei nickten und an dem Glanz in den Augen des Soprano-Typs konnte ich erkennen, dass er so viel Geld hatte. Auch von den Ärzten hatte vielleicht jeder ein paar Millionen.

»Also«, fuhr ich fort, »das sind sechs Millionen Dollar, die auf einem Konto bei Chase lausige 1,3 Prozent abwerfen, weil die Zinsen zurzeit so niedrig sind. Aber dann beschließen Sie, mich in Genf zu besuchen, und ich nehme fünf Millionen Dollar von Ihrem Geld und lege sie auf ein deklariertes Konto.«

»Ein *deklariertes* Konto?«, fragte der Zahnarzt unzufrieden. »Was soll ich denn damit? Dann bringen mich doch die Steuern um!«

»Geduld, mein Lieber.« Ich hob einen Finger und zeigte ihm mein »Halt's Maul und hör zu«-Lächeln. »Die andere Million nehmen wir und legen sie auf ein *nicht* deklariertes Nummernkonto, von dem niemand etwas weiß. Sie fahren nach Hause, und einen Monat später nehmen Sie über Ihr deklariertes Konto einen Kredit über vier Millionen Dollar auf, den ich dann auf Ihr Nummernkonto einzahle, so dass insgesamt fünf Millionen Dollar darauf sind. Sind Sie noch dabei?«

Sie nickten wie die drei Stooges, aber diese Typen waren nicht dumm. Ich konnte fast hören, wie die Taschenrechner in ihren Gehirnen klapperten.

»Als Nächstes schaue ich mich nach einer wirklich guten Geldanlage um. Ha, ich habe eine! Die Rheinmetall AG in Düsseldorf, die zufälligerweise Waffensysteme und tonnenweise Munition produziert. Und weil die Deutschen schon in Kabul sind, um den Taliban in den Arsch zu treten, wird diese Aktie kräftig steigen. Nun, können Sie sie mit US-Dollars kaufen? Nein, können Sie nicht, also kaufe ich für Ihre fünf Millionen Dollar Euros, die zurzeit spottbillig sind, und damit dann die Rheinmetall-Aktien. Sechs Monate später verkaufe ich mit zwanzig Prozent Gewinn, und jetzt haben Sie sechs Millionen Dollar auf Ihrem Nummernkonto.«

»Das ist beindruckend, Brad«, sagte der Botox-Bandit. »Aber das ist undeklariertes Geld. Ich kann nichts damit anfangen.«

»Es gibt ein Happy End, Doc. Mit diesem Geld zahlen Sie jetzt Ihren Kredit zurück.« Die von UBS verlangten Zinsen erwähnte ich nicht – warum sollte ich meinen Gästen das Dessert vermiesen? »Jetzt haben Sie insgesamt sieben Millionen, fünf deklariert und zwei nicht. Und wissen Sie was? Es hat keine steuerlichen Folgen, wenn Sie einen Kredit aufnehmen, schon gar nicht, wenn er von Ihnen selbst kommt. Sie können die legalen fünf Millionen Dollar für alles verwenden, was Sie wollen. Und wenn Sie rüber ins schöne alte Europa kommen, können Sie die anderen zwei Millionen für Ferien, Partys und hübsche Sachen für Ihre Frauen ausgeben. Zum Teufel, Sie können eine Yacht davon kaufen und sie in Cannes liegen lassen, wenn Sie wollen.«

»Verstehe«, sagte der Soprano-Typ. »Wenn die Steuerfahndung herumschnüffelt, finden sie die nicht geheimen Papiere zu einem

deklarierten Konto. Was anderes kriegt sie nicht zu sehen, weil man von den Schweizer Gesetzen geschützt ist.«

»Bingo!«, sagte ich und zwinkerte ihm zu.

»Sie kennen sich wirklich aus, Mr. Birkenfeld«, sagte der Zahnarzt.

»Das ist mein einziges Talent, Doc«, sagte ich grinsend, hob meinen Cognacschwenker und erklärte: »Wissen Sie, Genf ist sehr schön zu dieser Jahreszeit« (wenn es nach mir ging, war Genf zu *jeder* Jahreszeit schön). »Sie sollten wirklich über einen Besuch dort nachdenken.«

Sie werden schon erraten haben, was als Nächstes passierte. Und so war es nach jeder meiner Exkursionen.

Ein männlicher Amerikaner in den mittleren Jahren, immer wohlhabend, meistens gelangweilt, landet am Genfer Flughafen, und von da an macht er eine Reise mit dem fliegenden Teppich von Bradley Birkenfeld. Draußen wartet ein schwarzer Mercedes mit getönten Scheiben und bringt ihn zum Hotel Richmond, wo in einer feinen Suite mit Blick auf den Genfersee frische Blumen und tropische Früchte auf ihn warten, zusammen mit einer Packung Schweizer Frigor-Schokolade. Um 19 Uhr hole ich ihn ab, erkläre mein tiefes Bedauern darüber, dass seine Frau nicht mitkommen konnte, und schlage vor, ein hübsches Geschenk für sie zu kaufen. Dann essen wir im Le Comptoir zu Abend, einem edlen Sterne-Restaurant mit hervorragender französischer Küche. Bis 21 Uhr hat er schon ein bisschen was getrunken, also schlage ich vor, uns die sexy Mädchen im Velvet anzuschauen. Das ist ein sehr hochklassiges Varietétheater, in dem es zufälligerweise in einer versteckten Ecke auch eine »Tanzbühne« gibt. Dort treffen wir meinen Kumpel aus London, Ladjel Jafarli, einen aus Algerien stammenden Investmentbanker, der aussieht wie der junge Omar Sharif und einen sehr raffinierten Sinn für Humor hat.

Außerdem kenne ich viele der Mädchen im Velvet. Sie alle sind »professionelle« Frauen aus Russland, Tschechien oder Polen, ein Angebot, das ich selbst ab und zu genutzt habe – aus rein professionellen Gründen, versteht sich. Manche von ihnen sind auch einfach »Mädchen, die ein bisschen Spaß haben wollen«, und jede von ihnen ist hinreißend. Spätestens um Mitternacht steht eine große, blonde, freundliche Tschechin hinter dem Stuhl von Mr. Kunde und flüstert ihm Gott-weiß-was ins Ohr. Ich zwinkere ihr zu. Sie zwinkert zurück. Das bedeutet, dass ich mich später um sie kümmern werde. Ladjel gähnt und sagt: »Bradley, dein Lebensstil bringt mich noch um, und das würde auch meine Mutter tun, wenn sie wüsste, wo ich stecke.« Ich lache und antworte: »Ich muss auch langsam los, mein Lieber.« Wir beide stehen auf und ich werfe tausend Franken auf den Tisch. »Martina, Liebling«, sage ich zu dem Mädchen, »kannst du dich bitte darum kümmern, dass Mr. Kunde gut zurück ins Hotel kommt?«

»Mache ich gerne, Bradley!« Bis Ladjel und ich zur Tür heraus sind, sitzt sie schon auf dem Schoß des glücklichen Gastes. In ungefähr einer Stunde wird sie ihm die Fahrt seines Lebens bereiten.

Wenn ich ihn am nächsten Morgen abhole, sieht Mr. Kunde aus wie die sprichwörtliche Katze, die gerade den Kanarienvogel gefressen hat. Während wir in einem meiner Ferraris in die Rue de la Corraterie 16 fahren, ist er noch in einem Traumzustand. Ich begleite ihn und seine schwere Aktentasche in die Lobby und über den polierten Marmorboden, vorbei an den riesigen Säulen, den hohen Fenstern mit Gittern aus Schmiedeeisen und Überwachungskameras in jedem Winkel. Mit dem Aufzug fahren wir zu einem schicken privaten Empfangsraum. Eine rothaarige junge Frau kommt mit einem Silbertablett voller frischer Croissants, Früchten und Espresso herein. Eine weitere Frau, blond, erscheint und schiebt auf einem Rollwagen

eine Geldzählmaschine vor sich her. Sie trägt eine enge Seidenbluse, einen kurzen grauen Rock und hat endlos lange Beine in Schuhen mit hohen Absätzen. Mr. Kunde öffnet seine Aktentasche und überreicht ihr zwei dicke Stapel mit Hundert-Dollar-Scheinen. Sie lächelt und lässt sein Geld wie eine Maschinengewehrschützin mit manikürten Fingernägeln durch die Zählmaschine laufen. Brrrrrrrrt! »Es sind zweihunderttausend«, sagt sie zu mir, stapelt die Scheine wieder sorgfältig aufeinander und rollt mit dem Geld weg. Ich gebe dem Kunden einen kleinen Packen mit Formularen und Verträgen, die er kaum liest, aber ich sorge dafür, dass er an den richtigen Stellen unterschreibt.

Dann gehen wir einen langen Flur hinunter, an dessen Ende auf einem dicken Perserteppich ein Schreibtisch steht. Ein Sicherheitsmann in adrettem Anzug und Krawatte lächelt und öffnet einen Messingaufzug und wir fahren zwei Stockwerke unter die Erde. Der nächste Raum dort sieht aus wie ein VIP-Empfangsbereich in Fort Knox, mit einem weiteren Perserteppich, Stühlen aus Chrom und Leder, Überwachungskameras, zwei weiblichen Angestellten hinter einem hüfthohen Schalter, einer riesigen Tür mit zeitgesichertem Schloss, durch die es zu vier unterirdischen Stockwerken mit Schließfächern aus poliertem Stahl geht. Einige der Boxen sind groß genug, um einen gerahmten Monet darin unterzubringen, andere sind nur für kleine Diamanten von hohem Wert geeignet. Die Mindestmiete für das kleinste Schließfach beträgt 500 Schweizer Franken pro Jahr, aber das beeindruckt Mr. Kunde nicht und er entscheidet sich für ein größeres Format. Er holt seinen Pass heraus und füllt eine kleine weiße Karte aus, auf der die Nummer seines Kontos und sein Codename stehen, zufällig ausgewählt von einem Computer. Er unterschreibt die Karte und erhält zwei silberne Schließfachschlüssel. Ein weiterer Wachmann

erscheint, Schlösser summen, Schlüssel klimpern, wir werden zu den Tresoren begleitet, wo Mr. Kunde, seine Aktentasche und seine große polierte Box in einem verschlossenen Raum einen Moment lang Zeit für sich alleine bekommen. Niemand weiß, ob er Goldbarren oder flaschenweise Ecstasy bei uns unterbringen will. Aber wen kümmert's? Mit leerer Aktentasche kommt er heraus. Die Angestellten nehmen seinen Schließfachschlüssel wieder an sich – er ist das Letzte, was er mit sich herumtragen möchte. Wenn er die Sachen braucht, muss er nochmal vorbeikommen.

Ich bringe ihn zum Flughafen und verspreche, dass wir uns bei meiner nächsten USA-Reise sehen werden. Er hat einen ziemlich federnden Gang – wahrscheinlich denkt er noch an Martina und was auch immer sie die Nacht zuvor mit ihm angestellt hat. Ich grinse, rase weg und nehme mir den Rest des Tages frei. Die Zweihunderttausend in bar waren nur ein Vorgeschmack. In einem Monat wird er drei Millionen Dollar auf sein Nummernkonto überweisen.

Tor! Ein ganz normaler Tag im Schweizer Paradies.

Im Lauf meiner Karriere als Schweizer Privatbanker sollte ich noch alle möglichen Sachen sehen, bei denen meine Kunden darauf vertrauten, dass ich sie vergesse. Manchmal zeigten sie mir, was sie hatten, um sich von mir einen Rat geben zu lassen, was sie verkaufen oder behalten sollten, aber manchmal machten sie das wahrscheinlich nur, um zu sehen, wie ich reagiere. Ich sah Gold- und Silberbarren, weintraubengroße Perlen, Bargeld aus jedem Land der Welt, seltene Briefmarken, dicke Smaragde und Inhaberanleihen. Ein Typ hatte eine halbe Million Dollar und sechs verschiedene Pässe. Er hätte Geheimdienstmann, Drogendealer oder Attentäter sein können. Ich zwinkerte deswegen nicht mal. Wenn ein Kunde etwas Großes mitbrachte, zum Beispiel ein unbezahlbares Kunstwerk, kam er nicht

durch die Vordertür herein. Ich sagte den Sicherheitsleuten Bescheid. Das Gemälde wurde dann in einem gepanzerten Lieferwagen direkt in eine Tiefgarage gefahren und von dort zu den Tresoren gebracht. Ich hatte Kunden, die, nachdem sie unterschrieben hatten, nie mehr bei der Bank gesehen werden wollten. Die traf ich in ihren Hotels in Genf, um mich zu vergewissern, dass sie wirklich meine Kunden sind und keine Betrüger, und ließ mir die Instruktionen für ihre Konten geben. Später brachte ich ihnen dann ihr Geld vorbei. Mehr als einmal bin ich mit einer Million Dollar in einer Aktentasche durch Genf gegangen.

Ich erarbeitete mir einen Ruf als diskreter, kompetenter Banker, als ein Mann, dem man vertrauen kann. Einmal rief ein Kunde an und fragte, ob ich nach Italien kommen könne, um einen engen Freund von ihm zu treffen, der ein paar Fragen zu Nummernkonten hat. Als ich zustimmte, gab er mir eine Beschreibung des Mannes und einen Codesatz, aber keinen Namen. Ich nahm einen Zug und fand den Typen in einer Hotellobby in Mailand, setzte mich neben ihn und sagte »Das Wetter ist schön zu dieser Jahreszeit.« Er lächelte und antwortete: »Ja, aber ich habe immer einen Regenschirm dabei.« Er war in den mittleren Jahren, untersetzt und sprach mit unauffälligem Akzent. Eine Stunde lang befragte er mich über die Praktiken bei Schweizer Nummernkonten, dann überreichte er mir einen Umschlag. »Für Ihre Mühen«, sagte er und ging. Auf dem Weg zurück nach Genf öffnete ich ihn. Ich fand 10.000 Schweizer Franken darin, eine Gebühr für die »Beratung«.

Manchmal musste ich mich selbst kneifen, um mich zu vergewissern, dass ich nicht träume.

Bis zum Ende meines ersten Jahres bei UBS war der größte Teil der hübschen 200 Millionen Dollar von Igor Olenicoff auf seinem

Nummernkonto eingetroffen und wurde nach seinen Wünschen in einer Struktur mit Offshore-Gesellschaften und Trusts untergebracht.

Um die Sache mit den 18 Prozent noch einmal zu erklären: Sie bedeutete nicht, dass ich einen so großen Anteil von jeglichem Vermögen bekommen hätte, das ich neu zu UBS brachte. Wenn es so gewesen wäre, hätte ich allein dank Olenicoffs Sparstrumpf 36 Millionen Dollar vom Tisch nehmen und in den Ruhestand gehen können, um mir irgendwo ein Eishockey-Team zu kaufen. Anspruch hatte ich aber lediglich auf 18 Prozent von allen Einnahmen, die mit dieser hohen Summe erzielt wurden. Zum Beispiel berechnete UBS Olenicoff pro Jahr drei Prozent für die Verwaltung seiner 200 Millionen Dollar, also sechs Millionen Dollar, von denen dann 1.080.000 Dollar an mich gingen. Wann immer Olenicoff einen Teil seines Geldes investierte und die Bank dafür bezahlte, wozu ich natürlich immer riet, bekam ich auch davon einen Anteil. Zusätzlich machten die Portfolios meiner anderen Kunden noch einmal 200 Millionen Dollar aus, so dass ich insgesamt an Gebühren, Wertpapiergeschäften, Zinseinnahmen, Devisentransaktionen und Gewinnen von 400 Millionen Dollar beteiligt war. Mein Kundenbuch war ungefähr doppelt so dick wie das der meisten anderen Banker in der Abteilung. Beim Banking kommt es, so wie bei anderen Dingen, durchaus auf die Größe an. Und weil das letzte Hemd keine Taschen hat, sorgte ich dafür, dass ich reichlich Spaß zu Lebzeiten hatte.

Ich mag edle Uhren. Hey, jeder hat eine Schwäche. Ich wollte unbedingt eine Audemars Piguet Royal Oak Offshore T3 haben, dieselbe Uhr, die Arnold Schwarzenegger in *Terminator 3* getragen hatte. Also ging ich hinüber in den Showroom von Audemars Piguet und legte 25.000 Dollar auf den Tisch. Außerdem schätze ich gute Zigarren, und weil der Davidoff-Laden nur drei Straßen von meiner Wohnung entfernt

war, nutzte ich ihn als meinen persönlichen Humidor; die Leute dort riefen mich an, wann immer neue Kisten mit Romeo y Julieta Churchills oder Partagás No. 4 Robustos aus Havanna eingeflogen wurden. Gute Kleidung mag ich auch, aber ich bin kein Fanatiker. Ich wollte einfach nur gut genug aussehen. Meine Anzüge waren von Brioni aus Italien und die Hemden aus ägyptischer Baumwolle kamen aus der Jermyn Street in London. Meine handgenähten Schuhe aus Alligatorleder mit dazu passendem Gürtel hatte ich aus Bangkok, also dürfte ich recht schick ausgesehen haben. Aber der Preis dafür war nicht empörend hoch, vielleicht 1000 Dollar pro Outfit, und ich hatte nur zehn davon.

Und meine Wohnung im Cours de Rive 20? Hier investierte ich ordentlich Geld. Ein Mann braucht seine Höhle, und wenn er Privatbanker ist und Kunden zu sich einlädt, sollte er dafür sorgen, dass er wie ein Finanzmagier aussieht, der hohe Ausgaben nicht scheut. Für den ersten Eindruck hing ein handgefertigtes Porzellanschild an meiner Eingangstür, darauf ein Totenkopf mit gekreuzten Knochen und der Aufschrift »Starkes Bier und lose Frauen«. Die Decken waren fünf Meter hoch, die beiden Balkone betrat man durch hohe französische Fenstertüren. Auf dem Boden war Parkett im ungarischen Fischgrätenmuster verlegt, meinen ornamentierten Marmorkamin hatte ich mit antiken Feuerböcken aus Messing in Form von Putten verschönert und »bewacht« wurde das Wohnzimmer von einem Paar indischer Skulpturen, die ich mir aus Mumbai hatte schicken lassen. Den Mittelpunkt bildeten meine beiden Sofas – dickes grünes Leder mit weichen persischen Kissen, sehr bequem für meine weiblichen Gäste. Denen schien auch die riesige freistehende Badewanne in meinem Bad zu gefallen, in der das Wasser immer kristallblau war, weil es direkt von den Bergen kam. Die moderne Küche war aus italienischem Marmor

und alle Geräte sowie die Stereoanlage und der Fernseher im Wohnzimmer waren die besten, die ich in Genf finden konnte. Wahrscheinlich fragen Sie sich, wie das Schlafzimmer aussah. Es war groß, mit zwei hohen, vertäfelten Türen und einem abgefahrenen Kingsize-Bett. Ich kaufte nur Satinwäsche. Die Mädchen mögen nicht, wenn es kratzt.

Das bringt mich auf Thais, die Frau, die zu dieser Zeit und noch lange danach meine Freundin war. Sie kam aus Brasilien, arbeitete in der Modebranche und wir hatten uns auf einer Party irgendwo in Genf kennengelernt. Thais hatte lange schwarze Haare, eine kurvige Figur und ein schönes Lächeln mit strahlend weißen Zähnen. Wie die meisten sexy Frauen in Genf zog sie sich aufreizend an, ging mit unglaublicher Eleganz, und sie hatte einen gemischt portugiesisch-französischen Akzent, der mich verrückt machte, im positiven Sinn. Ihre Haut war hellbraun und fühlte sich an wie eine frisch gepflückte Gordal-Olive. Sie mochte meine Satinbettwäsche wirklich gern.

Thais hatte unendlich viel Energie und war jederzeit bereit für Partys an beliebigen Orten. Als ich also endlich meine größte Anschaffung machte, verriet ich ihr nicht genau, was es war. Sie kam zu mir, warm angezogen, wie ich es ihr empfohlen hatte – enge Jeans, warme Stiefel, dicker Pullover und Nerzjacke –, und mit ihrem Wochenendgepäck. Damals fuhr ich einen Ferrari Maranello, ein Zwölfzylinder-Biest für 250.000 Dollar, das ich für einen wohlhabenden Freund in Asien gekauft hatte (ja, in bar). Wir sprangen hinein und röhrten nach Zermatt. Selbst nachdem wir geparkt, die Zahnradbahn genommen und ein paar hundert Steinstufen hinaufgestiegen hatten, wusste Thais noch nicht genau, was sie erwartete, bis wir das wundervolle rustikale Schweizer Chalet erreichten, das ich soeben erworben hatte. Als wir hineingingen, dachte ich, sie würde in Ohnmacht fallen. Es waren noch

keine Möbel dort außer einem Hochflor-Teppich vor dem riesigen Panoramafenster, das von oben bis unten vom atemberaubenden Anblick des Matterhorns ausgefüllt war. Sie ließ ihre Tasche fallen und schnappte nach Luft.

Ich bin ein großer Fan von Austin Powers. Ich lächelte sie an und fragte: »Macht dich das Matter-horny, Baby?«

Wir endeten auf dem Teppich.

Im Rückblick würde ich sagen, dieser Tag war der Höhepunkt meiner Karriere im Schweizer Bankgeschäft. Ich verdiente massenhaft Geld und mein Leben bestand aus Party rund um die Uhr. Die meisten meiner Kunden waren harmlos: wohlhabende Amerikaner, die einfach fanden, dass die Regierung ihnen zu viele Steuern abnahm und ihr hart verdientes Geld für dämliche Programme ausgab, bei denen sie nicht mitreden konnten. Dagegen konnte ich nicht viel sagen und diese Leute waren sehr angenehm. Bei den sehr seltenen Gelegenheiten, wenn eine ihrer Investitionen an Wert verlor, zuckten sie nur mit den Schultern und schickten neues Geld. Ich war froh, dass ich nicht in der Russland- oder China-Abteilung arbeitete. Dort konnte man schon mal mit dem Gesicht nach unten in der Wolga landen, wenn man ein Geschäft vermasselte.

Ich schlief nachts sehr gut und, wie ich es mir inzwischen angewöhnt hatte, selten allein.

TEIL II

Kapitel 5
Verbrannt in Bern

»Du kannst nicht dein ganzes Leben damit verbringen, dir Gedanken über deine Fehler zu machen. Du hast es vermasselt, du hast uns vertraut.«

Otter, Ich glaub, mich tritt ein Pferd

Frühjahr 2005

In meinem vierten Jahr bei UBS hatte ich begriffen, dass ich barfuß auf dem Rand eines Vulkans wandelte.

Nicht, dass ich die Zeit nicht genossen hätte, aber ab und zu musste ich runter zu meinen Füßen schauen und tief schlucken. Hier oben in der exklusiven Luft, in der ich arbeitete, war die Sonne hell und die weichen Wolken hatten einen goldenen Schimmer. Aber irgendwo ganz weit gab es rasselnde Ketten, nach Schweiß stinkende Verliese und Becken voller brodelnder flüssiger Lava.

In der Schweiz, wo ich lebte und arbeitete, war absolut nichts von dem, was ich tat, auch nur annähernd illegal. Zur Hölle, es wurde sogar gefördert. Aber drüben in den USA würde ich, ebenso wie jeder andere Privatbanker bei UBS, als Dieb und Schurke angesehen werden, wenn die Behörden das Spiel mit hohem Einsatz entdecken würden, das ich spielte. Dieser Balanceakt begann, seinen Tribut zu fordern.

Und etwas nagte an meinem Gewissen. Der globale Krieg gegen den Terror und ich hatten unsere Feldzüge zusammen begonnen. Die USA kämpften inzwischen an zwei Fronten, in Afghanistan und im Irak, und die Zahl der amerikanischen Opfer stieg. Ich hatte meine Probleme

damit, dass Bush und seine Jungs die Jagd nach Osama bin Laden aufgegeben hatten und stattdessen hinter Saddam Hussein her waren, aber ich hatte Hobby-Generäle noch nie gemocht und ging davon aus, dass sie wohl ihre Gründe dafür hätten. Viele Amerikaner in der Heimat aber litten im Stillen, schickten ihre Söhne und Töchter an die Front und zahlten brav ihre Steuern. Bei meinen langen Flügen in die USA und zurück hatte ich viel Zeit, über die Leute nachzudenken, denen ich dabei half, ihren Anteil *nicht* zu bezahlen, während die Steuereintreiber erbarmungslos diejenigen erwischten, die es sich viel weniger leisten konnten. Ich wusste, dass hinter all dem die größten Unternehmen und die mächtigsten Menschen der Welt standen, dass sie es möglich machten und ihre Bonzen-Kollegen anstifteten und unterstützten. Und da war ich und half diesen Mitgliedern des obersten Prozent, sich vor ihren Steuerpflichten zu drücken, während normale Menschen alle Lasten tragen mussten. Das begann an mir zu nagen. Wirklich: an mir, dem hartgesottenen, zynischen Bostoner Banker, der sonst keinerlei Rücksicht nahm.

Natürlich liebten mich meine amerikanischen Kunden. Wer sagt, dass man Liebe nicht kaufen kann? Mit jedem Ticken meiner Schweizer Kuckucksuhr machte ich sie reicher und ich ging auf jeden Wunsch von ihnen ein, um sie glücklich zu machen, egal wie ungewöhnlich er war. Und meine Kunden machten nur einen kleinen Anteil der vielen amerikanischen Steuerhinterzieher aus, die ihr Erspartes in das UBS-Nest aus geheimen Nummernkonten steckten. Insgesamt standen in Birkenfelds Big Black Book 150 Kunden, 30 von ihnen Nordamerikaner. Doch bei allen UBS-Filialen in Zürich, Lugano und Genf zusammen gab es – halten Sie sich fest – *19.000* amerikanische Kunden, die sich über geheime Nummernkonten im Ausland freuen konnten. Es geht hier um

Milliarden, Leute, mit einem sehr großen M. Das bedeutet eine Menge Steuern, die nicht für Brot und Munition ausgegeben werden konnten.

Das war nicht schön und es war nicht fair, aber trotzdem hatte ich nicht vor, alles aufzugeben, ein Gelübde abzulegen und abstinent zu werden. Gott bewahre. Aber immer wieder kam mir ein Satz von Robert De Niro aus dem Film *Ronin* in den Kopf.

»Ich gehe nie an einen Ort, von dem ich nicht weiß, wie ich dort wieder wegkomme.«

Um ehrlich zu sein: Ich wusste keineswegs, wie ich von all dem wieder wegkommen sollte, und ich war auch noch nicht richtig bereit dazu.

Und hier ist der Grund dafür ...

Ich stehe auf dem Balkon einer Luxuswohnung im siebten Stock mit Blick auf die welligen Hügel und die gewundenen Straßen von Monte Carlo in Monaco. Es ist Ende Mai an der französischen Riviera, der Himmel ist kristallblau und die Sonne glitzert von makellos weißen Segeln im majestätischen Hafen. Der Hafen ist voller Yachten für viele Millionen Dollar, eng aneinandergereiht wie glänzende weiße Wale, auf den Decks Sonnenschirme in Pastellfarben wie Schirmchen in schicken Sommer-Cocktails und Schönheitsköniginnen in Bikinis auf Tuchfühlung mit griechischen Schiffsmagnaten, von denen viele alt genug sind, um ihre Väter zu sein.

Ein durchdringendes Jaulen wie von einem Geschwader Kampfjets erfüllt die Luft, und dann kommt ein eng gepackter Schwarm von Formel-1-Rennwagen mit 900 PS durch den Tunnel direkt unter dem Balkon gerast; die Zuschauermenge auf den Tribünen springt auf, als David Coulthard in einem McLaren Mercedes, der aussieht wie ein blau-weißes X-Wing-Raumschiff aus *Star Wars*, die Führung übernimmt. Coulthard wird dieses Rennen gewinnen, was fantastisch ist, weil ich

Geld auf ihn gesetzt habe, genau wie viele andere Leute in der Wohnung.

Ich habe diese famose Unterkunft mit Geld von UBS für das ganze Wochenende vor dem Rennen am Sonntag gemietet. Und natürlich habe ich eine Handvoll Kunden und ihre schwerreichen Freunde dazu eingeladen, es zusammen mit mir von diesem spektakulären Punkt aus anzusehen. Links von mir lehnt ein junges italienisches Filmsternchen mit wallendem schwarzen Haar und einem Körper wie Sophia Loren am Balkon. Sie nippt an einem Glas Cristal Champagner und klammert sich vor Aufregung an meinem Arm fest. Rechts ein wichtiger Filmproduzent aus Rom und der aktuelle Sugardaddy des Mädchens. Er grinst und genießt den Blick, der viel besser ist als von seiner Yacht im Hafen aus. Hinten in der Wohnung und auf dem ganzen Balkon verteilt sich der Rest der von mir eingeladenen früheren, aktuellen und zukünftigen Kunden, außerdem sind ein paar Kumpels da, die schnelle Autos, französische Nachtclubs und hübsche junge Mädchen mögen, die sich nach Scheinwerferlicht sehnen. Sie alle haben die Bäuche voll mit dem hervorragenden Gourmet-Essen, das ein von mir für das Wochenende angeheuerter Privatkoch direkt in der Küche der Wohnung zubereitet hat.

Die Zuschauer auf den Tribünen unten sind wegen des spannenden Rennens gekommen. Alle anderen aber sind wegen spannender Geldangelegenheiten hier. Die Namen der Sponsoren hängen auf Bannern an jedem Gebäude, sind über die Geraden gespannt und stehen in Fettschrift auf den Absperrungen: *Bridgestone, Rolex, Foster's Lager, HSBC, Gauloises, Marlboro*. Ich weiß, dass die Bilder davon von den Fernsehkameras nur kurz erfasst werden, wenn sie den rasend schnellen Autos folgen, also war ich selbst ein bisschen schlauer und habe für die Bank einen besseren Ort für ihre Werbung gebucht.

Unten an der hinteren Haarnadelkurve, wo alle Autos nah zusammenkommen und langsamer werden müssen, bevor sie auf die folgende Gerade hinausschießen, befindet sich ein Steinkreis, umgeben von einem Gürtel aus großen UBS-Tafeln und darüber einer UBS-Fahne, die in der Brise flattert. Es hat uns Tausende gekostet, diesen Platz und das Appartement zu bekommen, aber es wird sich alles lohnen. Bis das Rennen vorbei ist, wird der Filmproduzent sich mit mir für die kommende Woche in Genf verabredet haben und er wird 10 Millionen Euro auf ein Nummernkonto einzahlen. Na gut, er ist kein amerikanischer Kunde und deshalb technisch gesehen nicht meine Baustelle. Aber ich werde der Italien-Abteilung erst später davon erzählen – viel später, nachdem ich meine 18 Prozent eingestrichen habe.

Ich *liebe* die Formel 1 einfach.

Ich trage einen schwarzen Smoking und sitze an einem 10.000 Dollar teuren Tisch im großen Ballsaal des Waldorf Astoria Hotel in New York, zusammen mit 1100 anderen Gästen in schwarzen Krawatten und Kleidern. Wir sind auf der Hot Pink Party, dem alljährlichen Wohltätigkeitsball für die Breast Cancer Foundation. Ich bin für UBS hier und hinter meinem rosa Einstecktuch befindet sich ein netter fetter Scheck, den ich bald zu den 5,3 Millionen Dollar dazulegen werde, die heute hier insgesamt gesammelt werden.

Der Ballsaal sieht aus wie die Hauptbühne der Metropolitan Opera, nur dass alles rosa ist: rosa Fähnchen, rosa Tischtücher, rosa Geschirr und leuchtend rosa Blumenarrangements. Hunderte von Broadway- und Filmstars plaudern, applaudieren und stoßen mit Champagner an, viele der Frauen tragen rosa Kleider für 1000 Dollar. An einem Tisch in meiner Nähe sitzt Bürgermeister Bloomberg mit einer rosa Fliege, außerdem sehe ich den früheren Gouverneur Pataki mit seiner Frau

und den halben Clan von George Soros. Die Moderatorin ist die bekannte Filmschauspielerin Elizabeth Hurley, was mich sehr zum Grinsen bringt, weil ich so ein großer Fan von Austin Powers bin. In wenigen Minuten wird Elton John auf die Bühne kommen.

Elton John spult nicht nur kurz irgendeine Nummer ab und verschwindet dann wieder. Er spielt »Rocket Man«, »Tiny Dancer« und bis er mit »The Bitch Is Back« loslegt, ist das Publikum aufgestanden und geht begeistert mit. Als er mit »I Guess That's Why They Call It the Blues« beginnt, steht die Frau neben mir, eine mit Diamanten übersäte Brünette, auf und zupft mich am Ellenbogen. Der Stuhl ihres Ehemanns ist leer. Wahrscheinlich ist er unterwegs, um irgendein Geschäft einzufädeln. Ich erinnere mich an den Titel eines Romans von Norman Mailer, *Harte Männer tanzen nicht*. Das mag sein, aber Banker sehr wohl, also lächle ich, nehme die Frau in meinen Arm und lasse sie zu dem verträumten Song von Elton John kreisen. Ich habe all die Tanzstunden mit weißen Handschuhen freitagabends auf der Prep School doch nicht umsonst ertragen.

Ich frage meine Tanzpartnerin, was sie und ihr Ehemann machen.

»Er ist im Flugzeugbereich tätig, Privatjets.« An der Art, wie sich ihre Mundwinkel nach unten bewegen und ihre Augen rollen, als sie von ihm erzählt, erkenne ich, dass er eine Geliebte hat, eine teure. »Ich gebe nur sein Geld aus«, fügt sie hinzu.

Ich lache. »Ein schwieriger Job, aber einer muss es ja machen.«

Sie grinst. »Und was machen Sie beruflich?«

»Ich bin Privatbanker in der Schweiz. Ich würde Ihren Mann gerne kennenlernen.«

»Das würde Sie nur langweilen«, sagt sie.

»Kein Problem. Für die Unterhaltung sorge ich selbst.«

Sie lacht und drückt sich gegen mich. Bis zum Ende des Abends habe ich einen neuen Kunden gewonnen. Außerdem steckt die Mobiltelefonnummer seiner Frau in meiner Tasche, aber die werfe ich weg. Es hat keinen Sinn, eine gute Sache zu vermasseln …

Ich bin in Carmel in Kalifornien, an einem heißen Augusttag auf dem Golfplatz Pebble Beach, und beobachte, wie Jay Leno vor seinem Cord Baby Duesenberg aus dem Jahr 1936 – ungefähr eine halbe Million Dollar wert – Hof hält. Leno ist genau so, wie ich ihn aus dem Fernsehen kenne – freundlich, jovial, immer gern bereit, mit normalen Leuten herumzualbern, und kein bisschen aufgesetzt. Natürlich sind die »normalen Leute« hier sämtlich Sammler von Edel-Automobilen wie er selbst, was bedeutet, dass sie haufenweise Bares in den Taschen haben für den Fall, dass sie ein schickes neues Spielzeug anzahlen müssen.

Leno ist so reich wie der Herrscher eines kleinen Landes und hat ungefähr hundert dieser Spielereien mit vier Rädern in seiner privaten Sammlung, die er als »Big Dog Garage« bezeichnet. Aber ich weiß, dass er nie Kunde von UBS werden wird. Er ist einer von den Leuten, die überaus dankbar für das sind, was Amerika ihnen gegeben hat, und denen es nichts ausmacht, eine scharfe Rasur vom IRS zu bekommen. Ich habe Respekt dafür, doch ich bin hierher zur Oldtimershow Concours d'Elégance gekommen, um einen anderen Typ Mann zu finden – reich und rebellisch.

In diesem Jahr wird die Show von Rolex gesponsert, also bekommt der Sieger eine goldene Uhr im Wert von 25.000 Dollar. Aber dieses Geschenk ist kalkuliert, ebenso wie die riesige Ausstellung von edlen Uhren, die das Unternehmen zeigt und die von muskulösen Typen in normaler Kleidung mit Ohrstöpseln und Beulen unter dem Jackett bewacht werden. Rolex ist genau wie UBS – der Uhrenhersteller investiert in der Hoffnung, hier eine Menge anspruchsvoller Kunden zu

finden, was letztlich auch klappen wird. Der berühmte Rennfahrer Jackie Stewart kommt nicht weit, ohne eine Menschentraube anzulocken, die Fotos und Autogramme von ihm will, und ich sehe, wie er versucht, seine Schalthand zu lockern.

Auf einem Teppich aus üppigem grünem Gras sehe ich einen wunderschönen klassischen BMW 502 Cabrio aus dem Jahr 1954 stehen und denke, die Golfplatzgärtner müssen diese Show unheimlich hassen. Das Auto ist in herrlichem Kristallgrün lackiert, das dunkle Stoffverdeck weich wie geschmolzene Butter. Der Besitzer, ein gutaussehender Typ Mitte sechzig, trägt Golfhosen aus Leinen, ein rosa Polohemd und eine Ray-Ban-Pilotenbrille. Er sitzt in einem Klappstuhl und liest *Hemmings Motor News*. Ich schlendere zu ihm.

»Schönes Auto«, fange ich an. »Bestes Exemplar, das ich von diesem Modell je gesehen habe.«

Er schaut hoch. »Danke.«

»Ich bin selbst BMW-Fan. Habe gerade den neuen M5 in Finnland gekauft.«

»Gutes Auto.« Er senkt seine Zeitschrift ein wenig und schaut mich an. »Warum Finnland?«

»Ich lebe und arbeite in Genf. Private Banking. Bin nach Helsinki geflogen und habe ihn mit steuerfreien Kennzeichen in Finnland abgeholt.« Ich schaue herunter und lächle. »Ich bin allergisch gegen Steuern.«

Jetzt lässt er die Zeitschrift in seinen Schoß sinken. »Diese Allergie habe ich auch, aber ich glaube, es gibt kein Mittel dagegen.«

»Sie wären überrascht«, sage ich und strecke meine Hand aus. »Bradley Birkenfeld.«

»Angenehm«, sagt er.

»Freut mich Sie kennenzulernen.« Ich schaue mich um. »Darf ich mich zu Ihnen setzen? Meine Füße tun etwas weh.«

»Klar.« Mit dem Daumen deutet er hinter seine Schulter. »Unter meinem Vorzelt müsste noch ein Stuhl stehen.«

Fünfzehn Minuten später sitzen wir in der Sonne und trinken Manhattans. Der Mann ist kein Idiot. Er weiß, dass ich nicht wegen der Autos hier bin.

»Also Brad, was verkaufen Sie?«

»Nullen.« Ich lächle.

Dann spule ich meine »Drei Nullen«-Werbung ab, aber mit einem Achselzucken, als wäre mir scheißegal, ob sie ihn interessiert oder nicht. Schon bald sprechen wir über Nummernkonten, Trust-Strukturen und langfristige Kapitalgewinne ohne Steuerabzug. Bis zum Ende unserer zweiten Runde Drinks erzählt er mir, wie sehr er die US-Regierung und ihr antiquiertes, faschistisches Steuergesetz hasst, und ich sage ihm, dass ich aus diesem Grund in der Schweiz lebe, dem Land von Käse, Schokolade und Bargeld.

Einen Monat später trinken wir eine Kleinigkeit im *Perle du Lac* unten am Ufer des Genfersees. Vorher haben wir im Ferrari eine kleine Landpartie mit 180 Kilometern pro Stunde gemacht. Er erklärt mir, dass er 8 Millionen Dollar zu UBS transferieren will.

Ich sage ihm, dass ich bewegt bin von seiner Freundschaft und seinem Vertrauen …

Und dann bin ich eine Woche lang in St. Barths, im Auftrag von UBS als Sponsor der renommierten St. Barths Bucket Regatta (Abbildung 10). *Ka-sching!* Neue Kunden. Und dann bin ich in Miami für die Art Basel, eine ebenfalls von UBS gesponserte Kunstausstellung, die mich ein bisschen langweilen würde, wenn es nicht das immer wilde Nachtleben von Miami gäbe – wer liebt es nicht, mit all den Latina-Schönheiten dort

zu trinken und zu tanzen? Und dann bin ich in Newport auf Rhode Island für Probeläufe der Alinghi-Yacht, mit der Ernesto Bertarelli den America's Cup gewinnen will, bei dem auch wieder UBS Sponsor ist. Sein Boot gewinnt unter der Flagge der Société Nautique de Genève, also dürfen Sie dreimal raten, welcher Banker abräumt, als all die reichen Yacht-Fanatiker plötzlich begeisterte Fans der Schweizer sind.

Oh, und zwischen all diesen Luxus-Schatzsuchen organisiere ich drei Monate am Stück eine exklusive Rodin-Ausstellung im UBS-»Artrium« in Genf. George Gagnebin, Leiter von UBS Wealth Management, ist Gastgeber der Cocktailparty zur Eröffnung. Ich habe 54 berühmte Bronzeskulpturen besorgt, die größte Sammlung an irgendeinem Ort auf dem Planeten. Jeder, der etwas auf sich hält, will sie sehen, also verbringe ich natürlich viel Zeit dort, veranstalte weitere Cocktailpartys und verteile Visitenkarten. Ob sich das lohnt? Ich kann mich nicht einmal mehr erinnern, wie viele Kunstliebhaber später in unseren Tresorraum kamen.

Aber ab und zu muss sich ein Mann auch mal von all der harten Arbeit, den Verkaufsgesprächen und den Abendveranstaltungen ausruhen, oder? Ich bin auf den Philippinen mit meinem Millionärsfreund Mauro. Es ist kurz vor Weihnachten, also gibt es abends in seinem Haus ein nettes Familienessen mit seiner Mutter, einer reizenden Dame. Ich schlage vor, dass wir uns am Morgen alle wieder treffen und zusammen zur Messe gehen. Mauro verpasst mir unter dem Tisch einen Tritt, aber seine Mutter klatscht in die Hände, fast wie zum Gebet, weil sie sich so freut, dass ihr Sohn so nette religiöse Freunde hat. Allerdings wachen wir dann erst kurz vor mittags auf und lassen uns in der Kirche nicht blicken.

Stattdessen treffen wir uns mit einem Bad-Boy-Milliardär. Ebenfalls dabei ist Jimmy Yang vom chinesischen Geheimdienst, ein Typ, der

aussieht, als könne er Jackie Chan zum Frühstück verspeisen. Ohne sein Team von fünf Bodyguards geht Mauro nirgendwo hin – bei jedem von ihnen beulen drei Schusswaffen die Filipino-Hemden aus. Einer von ihnen ist ein Hüne, der früher Söldner in Südostasien war. Ich frage ihn, wie viele Menschen er getötet hat. »Mit Schusswaffe oder Messer?« Ich ziehe die Frage zurück.

Dann machen wir uns mit Mauros Hubschrauber auf dem Weg zum Air Force One – nicht der US-Präsidentenmaschine, sondern dem größten Strip-Club, den ich je gesehen habe, mit drei Etagen und Parkplätzen für 600 Autos. Er hat die übliche Bar und Bühne mit glänzenden Stangen und glitzernden Mädchen, aber die Etagen sind unterteilt in Economy, Business und First Class. Wir fahren mit dem Aufzug ganz nach oben, wo sich hübsch eingerichtete »Massage«-Zimmer mit Badewannen aneinanderreihen. Wir machen es uns mit Drinks in der Hand auf dicken Sofas vor einem welligen Vorhang bequem, der dann plötzlich aufgeht wie bei einer Broadway-Bühne. Oben stehen zehn Mädchen, mit anmutigem Lächeln und manikürten Fingern auf vorgestreckten Hüften. Mauro grinst mich an.

»Such dir irgendeine aus, Bradley. Geht alles auf mich.«

Die Wahl fällt mir nicht leicht. Sie alle sind hinreißend. Und nackt.

Das also ist der Grund dafür, dass ich nicht einfach aufhören konnte. Es machte zu viel Spaß und war viel zu lukrativ. Vier Jahre lang war ich auf einer Reise mit einem fliegenden Teppich, der aus Spaß und Geld bestand. Wenn es Wochenende wurde, hielt es mich nur selten in Genf, um ein bisschen in meiner Wohnung zu entspannen oder im Park am See herumzuschlendern. Ich schnappte mir lieber ein paar Freunde und wir flogen nach Marrakesch oder Mykonos oder wir fuhren runter nach Saint-Tropez oder rüber nach Budapest, um Frauen kennenzulernen und Gulasch zu essen. Wenn mich einer meiner Kumpels wie John

Ross tatsächlich mal samstagnachmittags zu Hause erwischte, fragte er: »Brad! Bist du dieses Wochenende zu Besuch in Genf?« Manchmal schaffte ich es am Montag kaum ins Büro und mehr als einmal musste ich mich für ein kleines Nickerchen zu den Toiletten schleichen.

Mein Team in der Nordamerika-Abteilung bei UBS bezeichnete sich selbst als »Jäger und Sammler« und wir hatten uns zu einer eingeschworenen Gruppe von hartgesottenen, spaßliebenden Superverdienern zusammengeschlossen. Ich mochte die Kollegen alle sehr und wir halfen uns gegenseitig, freuten uns füreinander, wenn jemand Erfolg hatte, und gaben uns bei Problemen Rückendeckung.

Valerie hatte sich von Miss Moneypenny zu einer Art Emma Peel wie in *Mit Schirm, Charme und Melone* weiterentwickelt. Sie achtete auf mich, übersah nie ein wichtiges Detail und erledigte alles, worum ich sie bat. Als ihr 25. Geburtstag anstand, fragte ich sie, wovon sie träumte, solange es einigermaßen legal sei. Sie legte ihr Kinn in die Hände und lächelte.

»Ich war noch nie in Amsterdam. Ich habe gehört, es soll ziemlich sexy sein.«

»Das ist es tatsächlich, meine Liebe.« Ich grinste und schnalzte mit den Fingern. »Zack! Du bist in Amsterdam.«

Wir machten ein ganzes Wochenende daraus, zusammen mit drei anderen jungen Frauen aus der Abteilung und drei meiner Banker-Kumpels von UBS. Ich zückte meine schwarze American-Express-Karte und buchte zwei Suiten im InterContinental Amstel Hotel. Wir machten die Stadt unsicher, aßen in Restaurants mit Ethno-Küche, tranken in Jazz-Lokalen, lachten uns durch haarsträubende Live-Sexshows und testeten auf einer Mitternachtstour durch die Kanäle in einem klassischen Holzboot gutes holländisches Haschisch. Auch wenn sie das jetzt vielleicht glauben – keiner von uns landete mit irgendjemand

anderem im Bett. Wir waren Kampfgefährten. Am Montag saßen wir wieder an unseren Schreibtischen, immer noch beduselt und grinsend über unsere Abenteuer in den Niederlanden. Valerie strahlte eine Woche lang. Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag!

Ich hatte so viele Freunde in und außerhalb der Bank, dass es mir nie an angenehmer Gesellschaft mangelte. Mein indischer Freund Srinavansan Ramashanran (»nenn mich einfach Ram«) war ein gut gelaunter Mensch mit einer Vorliebe für vegetarisches Essen. Er betreute den indischen Markt für die Barclays Bank. Die hatte eine wichtige Stellung in Ostafrika, wohin viele der reichsten Inder auswanderten, um dort zu leben und zu arbeiten, und manchmal gingen wir zusammen auf Geldjagd-Safaris. Mein Kumpel Cornel Vermaak war ein nichtrauchender, nichttrinkender, Fahrrad fahrender Banker niederländisch-südafrikanischer Herkunft; er ist wahnsinnig lustig und immer auf der Suche nach Ärger, also waren wir wie ein Herz und eine Seele. Und dann gab es noch Mauro, meinen engen Freund aus Manila, für den ich einen Ferrari 550 Maranello gekauft hatte. Mauro war kugelrund, hatte ein Grinsen wie die Katze in *Alice im Wunderland* und so viel Geld, dass er einen Agusta-Hubschrauber besaß. Zwischen zwei Jäger-und-Sammler-Reisen flog ich gern runter nach Manila, von wo aus wir dann nach Hongkong, Singapur oder Bali jetteten, um zu trinken, zu tanzen und uns durch exotische Nachtclubs und wilde Partys zu flirten. Es war Wahnsinn nonstop, und ich badete darin.

Aber mein Wahnsinn hatte Methode. Zwar war ich gierig auf Vergnügen, aber ich ließ meine Augen immer auf den Ball gerichtet. Ich pflegte meinen dicken schwarzen Rolodex, in den ich nichts schrieb als die Namen der Leute, wo ich sie getroffen hatte und wie ich sie kontaktieren konnte. Weitere Notizen machte ich nicht, denn ich

brauchte nicht mehr, um mich an die Personen und das, womit sie ihr Geld verdienten, zu erinnern. Auf meinem Computer legte ich eine Master-Tabelle an. Jedes Jahr zu Weihnachten schrieb ich einen Grußbrief, druckte ihn auf schwerem Papier aus, legte noch ein Foto von mir an einem weißen Sandstrand in Asien, vor den Pyramiden in Kairo oder auf einer majestätischen Segelyacht in Cannes dazu und schickte alles zweihundertmal per klassischer Briefpost auf den Weg. Außerdem hatte ich eine zweite Tabelle mit allen jährlichen Top-Veranstaltungen in aller Welt – Segelregatten, Tennisturniere, Filmfestivals, Weinverkostungen, Automessen und Autorennen – und dazu Informationen über die besten Restaurants, Bars und Hotels in jedem Land.

Irgendwann war ich eine Mischung aus Banker, Reisebüro und Unterhaltungschef. Kunden und ihre Freunde riefen mich an und sagten »Brad, ich bin im Mai in Brüssel und Harry meinte, ich kann mich bei Ihnen nach Tipps erkundigen.« »Na klar«, antwortete ich dann, klickte auf Brüssel und nannte Festivals, Hotels, Restaurants und die besten Lokale im Nachtleben. Und nachdem diese Leute Tipps von mir bekommen und eine tolle Zeit verbracht hatten, wandten sie sich natürlich auch in Geldangelegenheiten an mich oder empfahlen mich ihren wohlhabenden Freunden. Es war Social Engineering mit dickem Gewinn. Ich glaube, jeder hätte das gekonnt, aber ich machte es zu meiner Spezialität. Bradley Birkenfeld, der Mann für alles. Ich lebte ein luxuriöses Leben, reiste um die Welt, machte reiche Leute glücklich, hatte haufenweise Freunde und kassierte wie ein Croupier am Würfeltisch.

Seien Sie ehrlich: Hätten Sie all dem einfach den Rücken gekehrt? Und warum hätten Sie das tun sollen?

Nun, die Welt begann sich langsam zu verändern, und ich wusste das. Erstens hatte der PATRIOT Act in den USA all den bürokratischen Bundesbehörden eine Lizenz dazu erteilt, jedermanns Schubladen zu durchwühlen. Das erklärte Ziel dabei war, ein weltweites Netzwerk der Terrorismusfinanzierung zu entwirren – dem »Geld zu folgen«, wie eine alte Schnüfflerweisheit lautet. Mohammed Atta und seine 9/11-Terrorkollegen hatten alle ihre Mobiltelefone in Genf gekauft und sie hatten ungefähr eine halbe Million Dollar Bargeld gehabt, also war es für FBI, CIA, Justizministerium und IRS sinnvoll, mit ihrem Herumschnüffeln in der Schweiz zu beginnen. Sie interessierten sich für Geldüberweisungen, Offshore-Konten und geschäftliche Transaktionen. Die Schweizer verhielten sich absolut Schweizerisch, das heißt absolut unkooperativ. »Unsere Reputation basiert auf Diskretion.« Also mussten die Schnüffler ein großes Netz auswerfen, in das ihnen alle möglichen Fische gingen. Wenn sie dabei auf eine PEP (eine politisch exponierte Person) wie einen Kongressabgeordneten oder großen Lobbyisten stießen, taten sie stets so, als hätten sie nichts gesehen. Jeder andere aber war ihnen als Beute recht.

»Das sieht aus wie Geld, das vom Abgeordneten Soundso transferiert wurde, also lassen wir ihn in Ruhe. Aber *das* hier sieht aus wie ein reicher Typ, der Beanie Babies verkauft. Schnappen wir ihn uns!«

Meine Kunden waren eher Beanie-Baby-Leute als mächtige Politiker. Und sie wurden nervös.

Auch Auslandsreisen wurden unter die Lupe genommen. Leute wie ich und meine Bankerkollegen wurden auf ihren ständigen Reisen in die USA und zurück von Genf, Lugano oder Zürich aus zunehmend argwöhnisch beobachtet. Natürlich konzentrierten sich das Department of Homeland Security und seine absurd inkompetente und ineffektive Transportation Security Administration auf die vollkommen falschen

Personen, und so ist es auch heute noch. Omas und Babys wurden an Flughäfen nackt durchsucht, während ein Typ mit Kufiya namens Ahmed nicht angefasst werden durfte, weil das »islamophob« gewesen wäre. Aber elegant gekleidete Schweizer Banker mit dicken Spesenkonten? »Folgen Sie diesen Herren!«

Und das taten wir. Viele meiner UBS-Kollegen verbrachten ungewöhnlich viel Zeit beim Zoll, wo sie befragt und ihre Koffer gründlich durchsucht wurden. Einige von ihnen schworen, sie seien in den USA verfolgt oder von freundlichen, adretten und neugierigen Fremden angesprochen worden, wenn sie an der Bar ihrer Luxushotels saßen. Ich persönlich habe mich nie sehr dafür interessiert. Nach meiner Erfahrung mit den korrupten FBI-Clowns in Boston nahm ich an, dass die Bundesbeamten nicht einmal ihren eigenen Arsch finden könnten, also hatte ich nicht vor, mich zu benehmen wie Clyde Barrow auf der Flucht mit Bonnie Parker. Ich hatte einen Schweizer Wohnsitz, arbeitete im Rahmen der Schweizer Gesetze und bezahlte meinen fairen Anteil an Steuern. Aber verstehen Sie mich nicht falsch: Vorsichtig war ich durchaus, nur nicht paranoid.

Bei meinen Chefs bei UBS dagegen machte sich allmählich sehr wohl Verfolgungswahn breit. Das war mir bereits aufgefallen, als ich Zeuge eines panischen Gesprächs zwischen den »leitenden Capos« für unser Geschäft in Zürich wurde. Ihnen fiel auf, dass UBS für amerikanische Behörden sehr angreifbar war, weil die Bank (durch die Übernahme von Paine Webber im Jahr 1999) hunderte Filialen in den USA hatte. Wenn etwas schiefgehen würde, hätten wir unsere Lizenz für die Geschäftstätigkeit dort verlieren können.

»Schau«, sagte der eine, »wir geraten in ein sehr gefährliches regulatorisches Umfeld. Wir sollten die Nordamerika-Abteilung

schließen und sie nach außen auf eine kleine Schweizer Gesellschaft verlagern, die dann die Geschäfte mit UBS verbucht.«

»Schließen?« Ein fassungsloser Blick. »Bist du wahnsinnig?«

»Hör zu: Ihre Leute würden im Prinzip bei der Bank kündigen und private Vermögensverwalter für diese private Gesellschaft werden. Dann können sie ihre bestehenden Kunden nehmen und auch Neugeschäft an UBS weiterleiten und alles über uns verbuchen. Aber dann könnte UBS plausibel alles verleugnen. Wenn die Amerikaner klingeln, können wir sagen: ›Das waren wir nicht. Das waren die Leute da drüben!‹«

Aber der andere wollte nichts davon hören. Er wollte seine Machtbasis nicht verlieren.

»Du ruinierst alles, was ich im letzten Jahrzehnt aufgebaut habe. Leck mich!«

Der andere seufzte nur und sagte, »Na ja, eines Tages fliegen wir auf, und das ist nicht gut.« Bald nach diesem Austausch kündigte er bei UBS und ging zu einer Schweizer Privatbanken-Boutique. Mein Genfer Kollege und vier hochrangige Privatbanker in Zürich folgten ihrem früheren Chef. Sie nahmen 1,5 Milliarden Schweizer Franken verwaltetes Vermögen mit, darunter das von Ty Warner, Erfinder der Beanie Babies. An diesem Punkt begann ich zu überlegen: *Die Sache kann nicht mehr ewig laufen. Der Typ ist schon sein ganzes Leben in diesem Geschäft, und wenn er das macht, steuern wir auf einen Wasserfall zu. Und zwar die Niagarafälle. …*

Unter meinen Jäger-und-Sammler-Kollegen begann die Gerüchteküche zu brodeln und düstere Scherze über Unheil und Untergang wurden gerissen. Einmal kam mein Schweizer Kumpel Jacques Leuba an meinem Schreibtisch vorbei und ließ mit einem schiefen Grinsen eine Bemerkung fallen.

»Arbeite härter, Bradley, schneller. Hol das Geld ran, *mon ami*! Humpty Dumpty fällt gleich runter.«

»Vielleicht sollten wir diese ganze Reise-Scheiße bleiben lassen und das Geld einfach *drucken*«, antwortete ich. »In der Russland-Abteilung kennt bestimmt jemand einen exzellenten Fälscher.«

Jacques lachte, aber er reagierte nur zynisch auf Druck von oben, konkret von Martin Liechti. Unser Überboss verschickte an uns Privatbanker reihenweise Memos wie dieses hier:

> Liebe Kollegen,
>
> die ersten fünf Monate waren für unsere Branche eine große Herausforderung. Das nachlassende Vertrauen bei den Anlegern, der militärische Konflikt im Nahen Osten und die immer weiter zunehmenden regulatorischen Kontrollen, denen unser Geschäft unterworfen ist, bringen auch weiterhin erhebliche Herausforderungen. Wir sind jedoch überzeugt, dass wir selbst in diesem schwierigen Umfeld gut dafür positioniert sind, unseren Kunden die besten Lösungen für ihre finanziellen Bedürfnisse zu bieten.
>
> Der Zufluss an Netto-Neugeld ist, wie Sie wissen, ein entscheidendes Element unseres Erfolges. Das bedeutet, dass wir alle hart daran arbeiten müssen, unsere Neugeld-Ziele für dieses Jahr und die kommenden Jahre zu erreichen …
>
> Ich freue mich bereits, diejenigen von Ihnen, die dieses Ziel erreichen, auszuzeichnen!

Dieses Memo endete nicht mit freundlichen Grüßen, sondern mit dem Bild einer Breitling-Uhr, was im Prinzip bedeutete: »Arbeitet euch die

Ärsche für mich ab, und ich werfe euch einen Knochen hin!« Es war typischer Firmen-Motivationsschwachsinn und die meisten von uns lästerten darüber und machten einfach weiter, weil wir ohnehin bereits taten, was wir konnten, um Liechtis unrealistische Ziele für den Neugeld-Zufluss zu erreichen. Und natürlich legte er jedes Mal, wenn wir die Erwartung für ein Jahr schafften, zum Beispiel 40 Millionen Schweizer Franken pro Privatbanker, die Latte noch höher. »Das ist gut, aber noch nicht genug. Ich will 60 Millionen Franken sehen!« Und neben all diesem Fußballtrainer-Scheiß bekamen wir auch noch ständig »Pass auf deinen Arsch auf«-Memos von den Leuten bei Sicherheit und Compliance und diesem Möchtegern-Gestapomann, die uns erklärten, wie wir Dateien auf unseren Laptops richtig verschlüsseln und Verfolger abschütteln. Es war der Modus Operandi der sizilianischen Mafia in billigen Büro-Anzügen.

Bei all dem Druck von oben, den brodelnden Risiken von unten und der zunehmenden Nervosität unserer raffinierten Kunden wegen der verschärften Regulierung wurde die Sache allmählich weniger lustig. Ich nahm es mit Würde, denn ich wusste, dass keine Toga-Party ewig währt. Irgendwann wird die Band müde, Essen und Getränke gehen aus und das Make-up der Mädchen beginnt zu verlaufen. Noch spielte die Band, aber die Show hatte ihren Höhepunkt hinter sich.

Darüber hinaus wurde manches allmählich auch hässlich. Ich hatte von Christian Bovay schon sofort nach unserem ersten Treffen nicht viel gehalten, aber jahrelang unter ihm zu arbeiten, hatte mich die ganzen Abgründe seines Charakters erkennen lassen. Bovay war ein typischer Schweizer Bürokrat. Er ging nicht gern selbst los, um seinen Arsch zu riskieren, aber er hasste die Vorstellung, dass seine Fußsoldaten unterwegs waren und es sich gut gehen ließen. Oft versuchte er, sich einen Coup von jemanden, der neues Geld hereingebracht hatte, selbst

an die Brust zu heften, was absurd war, denn er tat nichts, als den Papierkram abzustempeln. Er profitierte reichlich von unserer harten Arbeit und unseren Erfolgen, trotzdem säte er ständig Zwietracht und flüsterte Leuten ins Ohr, dass der eine Banker besser sei als ein anderer oder weniger arbeite, aber besser bezahlt werde. Fast sofort nachdem ich die 200 Millionen Dollar von Olenicoff geholt hatte, betrachtete Bovay mich sicher als Schlaumeier, der einen schnellen Erfolg gehabt und einen unfairen Anteil davon abbekommen hatte. Meistens ließ ich ihn einfach abblitzen.

Und dann nahm er mir Valerie weg.

Er wusste, wie gern ich sie mochte und wie sie mich mochte, also nahm er sich unsere Verbindung vor, weil er an mein Portemonnaie nicht herankam. Er machte sie zu *seiner* persönlichen Assistentin, wozu er als mein Chef berechtigt war. Er wusste, dass ich nichts dagegen tun konnte außer die Bank zu verlassen. Valerie war höllisch sauer.

»Das wird schon okay sein«, sagte ich ihr. »Wir sind noch zusammen in der Abteilung und können immer noch miteinander feiern und Spaß haben.«

»Aber Bradley, ich kann ihn nicht *ausstehen*!«, flüsterte sie von ihrem neuen Schreibtisch direkt vor Bovays Büro aus. »Er trinkt die ganze Zeit schwarzen Kaffee und kaut nie Kaugummi. Und diese Zähne!«

Ich lachte und drückte ihr die Hand. »Stell ihm eine Schale mit Pfefferminzbonbons auf den Tisch. Vielleicht versteht er den Hinweis.«

Aber nichts konnte sie aufheitern und sie fing an, von einer Kündigung zu reden. Und was machte Bovay? Er sah, wie offensichtlich sauer sie über den Wechsel war, doch statt zu versuchen, sie für sich zu gewinnen, betrog er sie bei ihrem Jahresbonus! Als ich Valerie von Barclays mitnahm, hatte ich ihr eine ordentliche Gehaltserhöhung versprochen – um 20.000 Franken. Das war mein Deal mit UBS und

den hatte sie bekommen. Die Boni aber lagen im Ermessen des Chefs und Bovay war aus meiner Sicht ganz einfach boshaft. Eines Morgens sah ich sie vor der Bank stehen, eine Zigarette rauchend und weinend. Als sie mir erzählte, was los war, wäre mir beinahe eine Sicherung durchgebrannt. Ich ging hoch und stürmte in Bovays Büro. Er telefonierte.

»Was ist mit Valeries Bonus?« Ich musste mich beherrschen, um ihn nicht niederzuschlagen.

Ich stürmte ohne Ergebnis hinaus und dachte eine Minute lang nach. Ich konnte wüten und herumdiskutieren und streiten, aber es waren nur noch ein paar Tage bis zu den Ferien. Also nahm ich meine Scheckkarte, ging hinüber zum Hauptgebäude mit dem Geldautomaten in der Lobby, holte zehn 1000-Franken-Scheine heraus und steckte sie in einen Umschlag. Bei Schweizer Geldautomaten geht so etwas. Ich nahm Valerie mit in einen der privaten Kundensalons und drückte ihr den Umschlag in die Hand. Als sie ihn öffnete, weinte sie nur noch mehr.

»Das kannst du nicht machen, Bradley. Das kann ich nicht annehmen.«

»Du kannst es nicht *nicht* annehmen, Valerie«, sagte ich. »Ich habe dir gesagt, dass ich mich um dich kümmern würde, als wir zusammen hierhergekommen sind, und ich werde mein Versprechen halten.«

Sie umarmte mich und ich zog mich zurück und ging an meinen Schreibtisch, bevor mir die ganze Sache zu emotional wurde. Aber ich kochte. *Billiger Bastard*. Der Typ will nicht mal Geld ausgeben, um sein eigenes furchtbares Gebiss reparieren zu lassen. Wie sich zeigte, war er so geizig, dass man nicht einmal mit einem Abschleppwagen eine Nadel aus seinem Arsch bekommen hätte. Unangenehm – und das acht Tage pro Woche.

Nicht lange danach, Anfang 2005, versuchte man dasselbe bei mir. Mein Jahresbonus bestand aus 18 Prozent der Einnahmen, die meine Kundenkonten generierten, so wie es ausgehandelt worden war, um mich zu UBS zu locken. Ich beobachtete die Einnahmen sorgfältig, bis auf den letzten Penny, denn ich wusste ja, dass Schweizer Banker noch nie jemanden betrogen hatten … Also kam die Zeit für die Bonuszahlung, aber meine zusätzliche Viertelmillion blieb aus. Ich wartete zwei Tage, bis ein paar meiner Kollegen bestätigt hatten, dass die Belohnungen für ihre Leistung bei ihnen eingetroffen waren. Dann schlenderte ich in Bovays Eckbüro und war so kalt wie der Tod.

»Christian, ich glaube, wir haben hier ein Abrechnungsproblem.« Ich nahm ein Stück Papier aus der Tasche und linste darauf. »Nach meiner Rechnung müssten 247.890 Schweizer Franken mehr auf meinem persönlichen Konto sein. Mein Bonus scheint AWOL zu sein.«

Er rümpfte seine Rattennase. »Was bedeutet das?«

»Absent Without Leave. Mit anderen Worten: Er fehlt unentschuldigt.«

»Lassen Sie uns kein Theater darum machen, Bradley.« Er winkte ab. »Ich finde, Sie verdienen so schon genug.«

Ich hob kaum eine Augenbraue.

»Wissen Sie, Christian, Sie haben recht. Kein Grund für Theater. Sie können das entweder jetzt sofort korrigieren oder ich spreche mit meinem Anwalt darüber.« Ich nahm eine seiner Visitenkarten aus dem silbernen Halter auf seinem Schreibtisch. »Ich gebe ihm einfach Ihre Karte, damit er weiß, wie er Sie erreichen kann. In der Zwischenzeit könnten Sie sich schon mal meinen Vertrag ansehen.«

Dann ging ich. Und siehe da, schon am nächsten Morgen war der Bonus auf meinem Konto. Doch nach diesem Vorfall und der Sache mit Valerie war die Atmosphäre in der Abteilung vergiftet. Ich fand heraus,

dass man jeden zu verarschen versuchte, nicht nur mich. Für mich fühlte es sich an, als würde unsere große glückliche Familie unter einem bösen Vater zu zerbrechen beginnen. Und wenn es zu etwas kommt, dauert es nicht lange, bis die Leute zu Kannibalen werden.

An einem frühen Abend im April 2005 saß ich an meinem Schreibtisch und freute mich schon darauf, nach der Arbeit mit ein paar Freunden ein bisschen durch die Clubs zu ziehen. Dann spürte ich, dass jemand hinter mir stand. Es war mein Freund James Woods, ein großer, glatzköpfiger Schotte mit warmen Augen und immer ein paar netten Worten für jeden. Seine Stirn lag in Furchen und zwischen den Fingern zerknitterte er ein Blatt Papier. Er beugte sich zu mir und senkte seine Stimme.

»Bradley, ich glaube, du solltest kurz einen Blick auf das hier werden«, sagte er mit seinem schweren schottischen Akzent. »Es ist die oberste Seite eines dreiseitigen Memos, intern.«

Ich nahm das Papier und schaute auf den Titel: »Cross-Border Banking Activities« – »Richtlinien für das grenzüberschreitende Bankgeschäft«. Ich musste nur ein paar Zeilen davon lesen, um das Entscheidende daran zu verstehen (Dokument 2): Es war eine tickende Zeitbombe für jeden von uns in der Abteilung. »Das Personal in der privaten Vermögensverwaltung darf die folgenden Aktivitäten *nicht* betreiben.« Dann folgte eine Reihe von Punkten, die uns untersagt wurden, bei denen es sich allerdings um all das handelte, wofür wir *bezahlt* wurden. Wie bitte? Ich schlug das Papier in die Luft wie eine Peitsche.

»Wo zum Teufel hast du das her, James?«

»Hab das verdammte Ding im Intranet gefunden.«

»Zeig mal! Ich habe das noch nie gesehen und es gab ganz bestimmt keine Schulung dazu.«

Er zeigte es mir. Sie können sich vielleicht ungefähr vorstellen, wie groß das Intranet von UBS ist. Allein die Produkte machen tausend Seiten aus, hinzu kommen alle möglichen Schulungsmaterialien, Compliance-Formulare, PowerPoint-Präsentationen, interne Vermerke, Arbeitsblätter, Abrechnungsdaten und der Jahresbericht. Man hätte *Krieg und Frieden* dort hineinstecken können und niemand hätte es gefunden. James nahm meine Maus und führte mich durch seine Ausgrabungsarbeiten. Er klickte auf »Vermögensverwaltung International«, dann »Amerika International«, dann »USA« und schließlich auf »Länderhinweise USA neu«.

Ich nahm die Maus wieder an mich und klickte weiter. Da stand es, das gesamte dreiseitige Memo, Absatz für Absatz mit engem einzeiligem Abstand. Jedes Wort darin war eine düstere Warnung für alle privaten Vermögensverwalter (PVV) in der Nordamerika-Abteilung:

»PVVs dürfen *nicht* auf das Festland der Vereinigten Staaten reisen, um dort amerikanische Kunden zu gewinnen. … PVV dürfen *keine* Produkte anbieten, die gegen die rechtlichen Vorgaben der US-Steuergesetze verstoßen. … PVVs dürfen *nicht* mit Täuschung arbeiten, wenn sie Kunden Marketingangebote unterbreiten, um neues Geld zu akquirieren.«

Was zum Teufel?

Mit anderen Worten: »Private Vermögensverwalter bei UBS dürfen all die Sachen *nicht* machen, die wir seit Jahren von ihnen verlangen und für die wir sie bezahlen, immer und verdammt nochmal immer wieder!«

Meine Hände zitterten richtig, als ich das las. Das Unternehmen, für das wir seit Jahren arbeiteten und auf das wir für unsere Zukunft vertrauten, war bereit, uns zu verraten und zu verkaufen.

»Scheiße!«, zischte ich. »Ich habe das absolut noch *nie* gesehen, verdammt. Warum hat uns keiner gesagt, dass das jetzt hier drinsteht?«

James nahm mir das Papier wieder ab. »Deshalb hab ich dich ja darauf hingewiesen, Partner.«

»Okay«, sagte ich. »Setz dich wieder an deinen Tisch, wir sprechen später darüber.«

Er ging und ich saß da und starrte auf meinen Computerbildschirm wie eine Ehefrau, die gerade ein Kondom in der Geldbörse ihres Mannes gefunden hat. Das konnte nicht stimmen. Das Dokument musste irgendein vergessener Entwurf sein, zusammengestellt von Juristen, lange bevor UBS auch nur daran gedacht hatte, uns als Taschendiebe erster Klasse loszuschicken; eigentlich hätte es längst gelöscht sein müssen. Oder es war irgendein »Passt auf eure Ärsche auf«-Hinweis, der erst ausgegeben werden sollte, bis man dann beschloss, dass er zu sehr auf die Stimmung drücken würde, so dass er irgendwo zu den Akten gelegt wurde. Erst dann hatte die Bank entschieden, aufs Ganze zu gehen, uns alle in Kryptografie, Verwischen von Spuren und der Benutzung von Münztelefonen zu schulen. Wir sollten auf keinen Fall irgendein Gesetz offen brechen, wenn wir es doch auch einfach ein bisschen beugen konnten, um den Speck nach Hause zu holen. Oder? James hatte einfach die Absicht hinter dem Ding falsch verstanden. Oder? Die würden uns doch nicht verraten und verkaufen? *Oder?*

Meine strahlend blauen Augen wanderten nach oben zum Briefkopf. Aber da war keiner. Solche Richtlinien tragen fast immer prominent das blutrote UBS-Logo mit den drei Schlüsseln. Bei diesem Memo aber war oben nichts zu sehen außer »Abteilung Recht und Compliance«. Die Furche zwischen meinen Augenbrauen wurde so tief wie eine frische Scharte von einem hohen Absatz, als ich meinen Blick auf das Datum

richtete. 24. November 2004. *Zwei-verfluchtnochmal-tausend-und-VIER*. Lange, lange, *nachdem* wir uns auf die Reisen zu den Yachtrennen und Golfturnieren gemacht hatten, und fast ein halbes Jahr *vor* dem heutigen Datum, das mir oben auf meinem Monitor entgegenflimmerte wie ein Leuchtturm in New England. Mitten im Krieg, Leute! Mitten in der blutigen Jagd nach unversteuerten Millionen hatten sich die Rechtsanwälte der Bank dieses Dokument zum Arsch retten ausgedacht und es tief in ihren Schweizer Arschlöchern vergraben, wo es niemand finden konnte!

Ich las es noch einmal durch, schnell, während meine Wangen glühten und mein ordentlicher weißer Hemdkragen meinen Hals würgte wie eine Boa constrictor. Ich lockerte meinen Krawattenknoten. Drei volle Seiten voll mit eng getippten Juristengeplapper.

»Wagt nicht, dies zu tun, Jungs. Wagt nicht, das zu tun, Jungs. Dieses und jenes Verhalten ist nichts, was dieses aufrichtige, ehrliche und oh so makellos reine Institut jemals erlauben würde. Und wenn ihr bei irgendetwas davon erwischt werdet (obwohl wir euch genau erklärt haben, wie ihr das macht und euch ohne Fallschirm aus der Tür geschubst haben), wird der Vorsitzende jegliches Wissen über eure Taten leugnen.«

Genau wie in *Mission Scheiß-Impossible*. Ich ballte meine Faust und knallte sie auf den Tisch Eine Sekretärin sprang in ihrem Stuhl auf, ich hörte, wie sie etwas zu mir sagte, aber ich schaute nicht einmal zu ihr rüber. Meine Augen brachten den Monitor zum Schmelzen.

Ich wusste, wer dahintergesteckt, die ganze Zeit, und ich verfluchte mich selbst dafür, dass ich nicht längst sein Büro auf den Kopf gestellt hatte, wenn er abends gegangen war. Wer weiß, was ich noch gefunden hätte? Kokain? Eine Pistole und drei gefälschte Pässe? Ein dickes Birkenfeld-Dossier mit einem Fahndungsfoto von mir und

Informationen über alle Tricks, die ich für ihn durchgezogen hatte? In diesem Augenblick war ich bereit, jeden einzelnen Schweizer Franken auf meinem Konto darauf zu verwetten, dass man eine Akte über jeden Einzelnen von uns hatte, nur für den Fall, dass sich die Amerikaner oder die Kanadier melden würden. Und dann würde man grinsen, uns alle verraten und behaupten, er habe längst eine interne Korruptionsuntersuchung eingeleitet. Und wissen Sie, was dann? Dann würde man die drei Seiten Verräter-Scheiße herausziehen und damit herumwedeln, um zu beweisen, dass wir alle darauf hingewiesen wurden, niemals ein Gesetz zu missachten!

Diese Bastarde waren wie der Teufel. Und was war dann ich? Ein vertrauensseliges, naives Werkzeug. Nichts weiter als des Teufels beschissener Banker.

Ich keuchte wie ein Marathonläufer, als ich auf meine Tastatur hämmerte und der Drucker drei Seiten Untergang ausspuckte. Dann faltete ich die Seiten zusammen, steckte sie innen in meine Anzugsjacke, schaltete den Computer aus, stand auf, warf mir den Schal über die Schultern und schubste den Stuhl unter meinen Schreibtisch, der dagegen knallte wie eine Autostoßstange. Das Plaudern im Raum war verstummt, ich konnte die auf mich gerichteten Augen spüren, aber sehen konnte ich nur einen roten Tunnel und die große Glastür am Ende des Flures. Alles, was ich hörte, als ich die Tür aufstieß und in die Nacht stürmte, war das Zischen meiner eigenen stockenden Stimme.

Diese Arschlöcher!

Kapitel 6
Der Gegenschlag

»Ich weiß nicht, was passieren wird, Mann, aber ich will einfach meinen Spaß haben, bevor das ganze Scheißhaus in Flammen aufgeht.«

Jim Morrison, The Doors

Mir war klar, dass jetzt endlich die Zeit für die Abrechnung gekommen war.

Mir schwirrte der Kopf, als ich hinaus auf die Rue du Rhône stürmte. Mit einem Ruck blieb ich stehen, weil ich nicht wusste, in welche Richtung oder wohin ich gehen sollte. Ich klappte mein Mobiltelefon auf und sagte meine Verabredungen für den Abend ab, obwohl ich weiß Gott mindestens drei Schnäpse mit 100 Prozent Alkohol hätte gebrauchen können. Aber ich entschied, es stattdessen mit Herumlaufen zu versuchen. Ich musste nachdenken, und zwar mit klarem Kopf. Es war ein kühler Frühlingsabend, die Lichter flackerten von den Dachgärten der Luxushotels auf der anderen Seeseite und von der Uferpromenade trug der Wind den Klang irgendeines klassischen Konzerts durch die Luft. Richtig sehen oder hören konnte ich nichts davon. Ich ging einfach über die kopfsteingepflasterten Straßen und durchschritt Trauben von Feierwilligen, als wären es Geister, während ich rauchte, über die hässliche Wendung meines Schicksals nachdachte und versuchte, mich zu sammeln.

»Bleib ruhig, Birkenfeld«, sagte ich zu mir selbst. »Versuch, einen logischen Ausweg zu finden.«

Aber ich war kein durch die Welt jettender, hohe Risiken eingehender, extrem erfolgreicher Privatbanker geworden, weil ich so niedlich und naiv wie Mary Poppins gewesen wäre. Etwas war faul bei UBS. Nachdem ich schon vorher ein schlechtes Gefühl im Bauch gehabt hatte, war ich jetzt plötzlich auf einen wirklich widerlichen Brocken gestoßen. Aber konnte die ganze Sache mit dem geheimen Memo einfach ein Fehler sein? Zog ich übereilte Schlüsse? Vielleicht war das Memo wirklich nur ein Entwurf für irgendetwas gewesen, eine Idee von einem jungen Rechtspraktikanten, die versehentlich ins Computersystem geraten war. Oder vielleicht stammte es von einem unterbezahlten, angepissten Mitarbeiter, der einfach Ärger machen wollte. Abgelegt wie eine Landmine, bis jemand wie ich darauf stoßen würde und … »Boom!« Ich meine, konnten Christian Bovay und Martin Liechti uns wirklich derart ins Messer laufen lassen? Wir alle machten ein verdammtes Vermögen für die Bank. Würden sie wirklich ihre besten Geldverdiener nicht einfach nur vor einen Bus stoßen, sondern vor einen Hochgeschwindigkeitszug?

»Ja, das würden sie.« Die hässliche Erkenntnis entwich plötzlich aus meinem Mund. »Ohne mit der Wimper zu zucken.« Es wurde heiß, amerikanische und westeuropäische Behörden schnüffelten herum und übten überall auf der Welt Druck aus. Alles konnte jederzeit auffliegen und die Schweizer Mafia bei UBS wollte ihre Ärsche sorgfältig in Sicherheit bringen. Was interessierten sie sich für uns? Jeder von uns Bankern in der Nordamerika-Abteilung konnte an den Daumen aufgehängt werden und sie würden immer noch ihre komfortablen Schweizer Gehälter bekommen. Ich wusste, dass es im Bankgeschäft nur sehr wenige ehrenhafte Menschen gab und keine Helden. Wenn Sie das anders sehen, sollten Sie einfach mal mit ihrem örtlichen Hypotheken-Sachbearbeiter essen gehen.

Es begann zu regnen. Ich warf meine Zigarette in eine Pfütze. Sie zischte wie eine Schlange. Das war genau die Art von Leuten, mit denen ich es zu tun hatte: Vipern. Also ging ich nach Hause, um zu planen, wie ich ihnen den Kopf abschneiden könnte.

In meiner Wohnung war es kühl. Ich zündete den Kamin an, warf meine Schuhe von mir, goss mir ein riesiges Glas Johnnie Walker ein, machte es mir auf meinem grünen Ledersofa bequem und beobachtete die tanzenden Flammen. Ich dachte darüber nach, meinen Bruder in Boston anzurufen, doch ich wusste, dass Doug mir raten würde, meine Zelte abzubrechen und so schnell wie möglich aus der Schweiz zu verschwinden. Wahrscheinlich hätte er recht damit, aber weglaufen war nicht mein Stil. Ich hatte zu hart dafür gearbeitet, mir eine Karriere in Genf aufzubauen, und wenn ich UBS verlassen würde, dann nur wie der Unionsgeneral Sherman, der sich im Bürgerkrieg mit seinen Truppen durch Feindesland bis nach Atlanta durchgeschlagen hatte.

Aber ich musste überlegt vorgehen, sorgfältig planen, keine Schüsse aus der Hüfte abgeben. Nicht umsonst hatte ich auf dem College all die großen Militärstrategen wie Patton und Rommel studiert und im MBA-Studium reichlich über juristische Tricks im Geschäftsleben gelernt. Die Umsetzung meines Plans würde präzise sein müssen, wenn ich meine eigene Haut und die meiner Kollegen retten wollte – wie bei einem meisterhaften Schachspieler, der jede Reaktion des Gegners vorwegnimmt. Nach ein paar Stunden mit Whisky und zwei dicken Cohibas, die ich bis zum Stummel herunterrauchte, hatte ich alle harmlosen Erklärungen für das Memo ausgeschlossen und war an einer Haltestelle namens »Harte Wahrheit« angekommen. Jederzeit konnten meine doppelzüngigen Chefs meine Kollegen und mich den amerikanischen Behörden ausliefern und dabei behaupten, sie hätten

unsere Praktiken die ganze Zeit über verboten. Das war der Sinn hinter dem dreiseitigen Memo.

Irgendwann ging ich ins Bett. Manche Menschen können nicht schlafen, wenn sie vor einer Konfrontation stehen, die ihr Leben verändern wird. Ich aber schlief wie ein Heckenschütze und lud meine Batterien auf. Durchgeladen und gesichert.

* * *

Am nächsten Morgen um Punkt neun stürmte ich ins Büro wie ein wütender Stier. Als ich die Tür zuschlug, zuckte mein Chef in seinem Stuhl zurück. Ich knallte das Memo auf seinen Tisch und beugte mich zu ihm, die Knöchel auf das glänzende Holz gestützt.

»Was zum Teufel ist *das*?«

Er hob eine Hand, als wolle er irgendeinen Dämon abwehren, machte den Hals lang und lugte auf das Papier. Dann sinngemäß die Antwort:

»Nichts, was Sie beunruhigen sollte, Bradley.«

»Nichts, das mich beunruhigen sollte?« Ich lehnte mich weiter zu ihm herüber. »Wirklich?«

»Ja, wirklich.« Er versuchte, mir nicht in die Augen zu schauen, die wahrscheinlich aussahen wie glühende Kohlen. »Es gibt keinen Grund zur Aufregung. Das ist keine so große Sache.«

An diesem Punkt griff ich nach vorn, packte ihn am Kragen und zog ihn aus seinem Stuhl. Wir standen Nase an Nase und meine andere Hand war zur Faust geballt.

»Scheiß auf euch alle«, zischte ich ihm ins Gesicht. »Das ist keine große Sache? Es ist eine beschissen *riesige* Sache.« Ich deutete auf das Memo. »Mit diesem Scheiß bringen Sie uns in Gefahr, jeden Einzelnen

von uns. Nicht nur mich, sondern auch meine Kollegen, die Kunden und all unsere Scheiß-Aktionäre! Richtig?«

Ich konnte spüren, wie er unter meinem festen Griff zitterte. Ich war viel größer als er und er wusste, dass ich ihn einfach hochheben und mitten durch sein schickes Panoramafenster werfen konnte. Er murmelte etwas davon, dass ich wegen ganz normaler Büro-Prozeduren und -Praktiken nicht so emotional werden solle, aber das Blut pochte so laut in meinen Ohren, dass ich ihn kaum hören konnte. Der Angriff war kalkuliert, aber mein Zorn war nur zu echt.

»Wissen Sie was?«, sagte ich, während ich ihn eng genug vor mir hielt, um ihm die Nase abzubeißen. »Lecken Sie mich am Arsch.«

Ich ließ ihn los, wischte das Memo von seinem Tisch, stürmte hinaus und knallte die Tür hinter mir zu. Die ersten Augen, die ich sah, gehörten Valerie, die mich hinter ihrem Schreibtisch anstarrte, als hätte sie gerade zugehört, wie ein Löwe ihren Chef in kleine Stücke reißt. Dann bemerkte ich, dass der gesamte Raum totenstill war und dass alle Banker und Assistentinnen in ihrer Haltung eingefroren waren. Ich zog meine Krawatte gerade und grinste sie an: »*Bonjour, mes amis*. Wunderbarer Tag heute.«

Dann ging ich rüber zu meinem eigenen Schreibtisch, setzte mich hin, zog mein Jackett aus und zündete mir eine Zigarette an. Jacques Leuba kam mit einem dampfenden Becher Kaffee und stellte ihn vor mich hin.

»Ich hätte wahrscheinlich einen Schuss Whisky dazu tun sollen, aber es ist noch früh«, saget er. Dann setzte er sich auf eine Ecke des Tischs und forderte mich auf, zu erzählen.

»Danke, *mon ami*.« Ich nahm einen langen Schluck und überreichte ihm den Ausdruck. »Schau dir das mal an.«

Es dauerte nicht lange, bis die Augen von Jacques größer wurden, und dann blätterte er vor und zurück durch die Seiten, als wollte er herausfinden, ob das Ganze irgendwie ein Scherz sein sollte. Als Nächstes kam James Woods, der das niederträchtige Ding entdeckt hatte und schon wusste, worum es ging. Er hob eine Augenbraue und schaute Jacques an.

»Das ist mal eine linke Scheiße, oder Jacques? Hab das verdammte Ding im Intranet gefunden.«

Dann kamen meine Kumpels Angel Gomez und Stephan Mundwiller. Beide lasen kurz, schauten sich an und flüsterten: »Was soll denn *der* Scheiß?«

»Es ist unser Todesurteil, Jungs, und ihr lasst lieber schon mal die Maße für euren Sarg nehmen«, sagte ich.

»Wann wurde das reingestellt, Bradley?«, fragte Jacques.

»Da steht November«, sagte ich. »Aber wer zum Teufel weiß das? Es kann schon seit Jahren da gestanden haben. Und es steht nur ›Stand November 2004‹ drauf, was bedeutet, dass es weiß der Teufel wie viele andere Versionen davon gegeben hat. Fällt dir auf, dass der Briefkopf fehlt? Fällt dir auf, dass nirgends unser UBS-Logo mit den drei Schlüsseln der Korruption zu sehen ist? Es ist ein UBS-Dokument zum Ärsche retten für schlechte Tage. Wir alle ertrinken, während es der Rest der Bank unter seinem Regenschirm aus Goldbarren schön warm und trocken hat.«

»Und was bedeutet das jetzt, Bradley?« Die dunklen Augenbrauen von Angel waren zusammengezogen wie ein Paar Krähenflügel. In nur zwei Wochen standen für ihn und Stephan eigentlich die nächsten Exkursionen zum Jagen und Sammeln an, die sie nach Dallas beziehungsweise Miami führen sollten.

»Das bedeutet, mein Freund … dass wir alle in den Arsch gekniffen sind. Die Party ist vorbei.«

Die Jungs gingen zurück an ihre Schreibtische, wobei sie die Köpfe schüttelten und miteinander tuschelten. James war der Letzte, der ging, und bevor er das tat, hielt ich ihn am Ellenbogen fest.

»Hör zu, Partner«, sagte ich. »Du musst aus der Nordamerika-Abteilung raus. Lass dich irgendwo anders hin versetzen, vielleicht Südafrika. Und zwar so schnell wie möglich. Verstehst du mich?«

Er nickte feierlich. James war ein Mann, den man nicht zweimal warnen musste.

»Und wohin willst du gehen, Brad?«

»Erstmal nirgendwohin«, sagte ich. »Ich muss ein bisschen was lernen.«

»Sun Tsu vielleicht?«

Ich lächelte ihn an. »Genau. *Die Kunst des Krieges*.«

James lächelte zurück und ging, aber ich konnte sehen, dass er aufgewühlt war. Und ich? Ich wusste, was ich jetzt zu tun hatte. Ich wollte meinen Job nicht einfach aufgeben. Wenn ich das getan hätte und die ganze Sache dann aufgeflogen wäre, hätte mich jeder, der die skrupellosen Praktiken bei UBS untersuchen würde, immer noch zum Komplizen erklären können, und ich hätte keine Beweise gehabt, dass ich jemals protestiert oder irgendetwas dagegen unternommen hatte. Also gut, dann musste ich eben Ärger machen. Jedoch kannte ich die erste Regel, die es bei der Aufdeckung von Kriminalität in Unternehmen zu beachten gilt: Man muss Beweise sammeln und sie sicher verwahren.

Also tat ich in den nächsten Wochen so, als hätte ich den »Memo-Zwischenfall« hinter mir gelassen. Ich machte alles Nötige, um das Geld von neuen Kunden ins Haus zu holen und die alten in meinem Buch zu

betreuen. Ich erledigte meine vielen Telefonate, legte die Füße auf den Tisch, rauchte und trank im Büro wie alle anderen und riss die erforderliche Zahl an dreckigen Birkenfeld-Witzen. Sogar mein Chef behandelte ich höflich, so dass er den Eindruck bekam, ich hätte nur einen kurzen Wutanfall gehabt.

In der Zwischenzeit sammelte ich in aller Stille Beweismaterial in der Reihenfolge meiner Prioritäten für den Angriffsplan. Als Erstes besorgte ich mir Kopien von allen internen Schulungsmodulen zu Sicherheit und Compliance; im Wesentlichen handelte es sich dabei um die UBS-Handbücher mit Informationen darüber, wie man diskret nordamerikanische Kunden anwirbt und dabei dafür sorgt, dass die US-Behörden nichts mitbekommen. Anschließend ging ich Jahre an Dokumenten auf dem Computer und in meinen E-Mails durch und speicherte all die »Arbeitet härter! Bringt mehr neues Geld rein«-Mails von Liechti, Guignard, Bovay und sogar deren Vorgesetzten wie Raoul Weil. Dann stellte ich die Akten meiner eigenen Kunden zusammen sowie die von ein paar dicken Fischen, um die sich Bovay persönlich kümmerte – ich schaffte es, sie mir aus seinem Safe zu besorgen. In jedem Fall achtete ich darauf, bei seinen Kunden die enormen Summen dazuzuschreiben, die auf ihren Geheimkonten lagen. All diese Sachen kopierte ich und trug sie aus der Bank. Ich nahm sie mit nach Hause und verbrachte lange Nächte damit, zu trinken, zu rauchen und meine Lieblings-Jazzplatten zu hören, während ich meine umfangreiche Dokumentation über die rechtswidrigen Praktiken von UBS durchging.

In diesen wenigen Wochen feierte ich nicht viel, nur ab und zu, um den Schein zu wahren. Und obwohl ich wusste, dass meine Tage bei UBS gezählt waren, hatte ich vor, die Umstände meines Abschieds selbst zu bestimmen, wenn die Zeit reif dafür sein würde. Ich hatte bereits beschlossen, dem Private Banking für immer den Rücken

zuzukehren. Alles bis hierhin war ein interessanter, wilder Ritt gewesen, aber wie viele Kunden kann man überreden, in Aktien, Anleihen, Währungen oder Gold zu investieren, bevor man irgendwann seinen Enthusiasmus verliert? Ich war bereit für einen Wechsel zu Private Equity. All die Kontakte, die ich in den vergangenen Jahren aufgebaut hatte, wollte ich nutzen, um Großverdiener zu Partnerschaften zusammenzubringen und dann meinen Anteil daran zu kassieren, worum auch immer es bei den Neugründungen ging. Ich kannte reichlich Leute mit hervorragenden Ideen für Start-ups im Energie- oder Biotech-Bereich oder Konzepten für den Bau von Hotelresorts an besonderen Standorten. Außerdem kannte ich viele andere Leute, die nach solchen Investitionsmöglichkeiten suchten. Ich wollte beide Seiten zusammenbringen und Geld für die Vermittlung sowie Aktienoptionen an den neuen Unternehmen bekommen. Wenn man so etwas nur ein paar Mal mit Erfolg schafft, hat man ausgesorgt. Ich wusste, dass ich Erfolg haben würde. Mit undankbaren Leuten in Großunternehmen wollte ich nichts mehr zu tun haben.

Es war Mitte Mai 2005, und gerade, als ich recht zufrieden war mit der Menge an Material zur Absicherung, das ich gesammelt hatte, wurde in Kalifornien Igor Olenicoff hochgenommen. Das war definitiv ein »Oh Scheiße!«-Moment für mich. Ich hatte ihn von einer Telefonzelle aus angerufen, was die übliche Praxis bei Kunden wie ihm war, eigentlich nur, um mit ihm über eine bestimmte Investition zu sprechen.

»Ich kann jetzt nicht mit Ihnen reden«, sagte er mit einer leisen, vorsichtigen Stimme, ohne meinen Namen zu erwähnen. »Ich habe die Steuerbehörde hier im Haus … zusammen mit einem Sondereinsatzkommando.«

Aus dem Telefonhörer war nichts mehr zu hören und ich schaute ihn an, als hätte er sich plötzlich in einen Schrumpfkopf verwandelt. Hatte Olenicoff gerade »Sondereinsatzkommando« gesagt? *Verdammte Scheiße.* Die Wölfe standen vor der Tür und Olenicoff hatte soeben den ersten Biss abgekriegt. Das Merkwürdige daran war, dass er ziemlich genau vorausgesagt hatte, dass es dazu kommen würde.

Ein paar Jahre zuvor hatte Olenicoff eine 30-Meter-Yacht gekauft, die er *Rusalka* nannte (Abbildung 12). Ein paar einflussreiche Japaner hatten dieses schöne Boot bauen lassen, um damit zum America's Cup zu kommen und es als Flaggschiff für ihre Feiern zu benutzen. Daraus wurde nichts, vielleicht weil Japaner seit der Schlacht um Midway nicht besonders gut im Segeln sind. Jedenfalls sah Olenicoff das Boot im Hafen von Tokio liegen, bezahlte bar dafür und ließ es von seinem Kapitän nach Kalifornien und anschließend durch den Panamakanal nach Florida bringen, wo ich dann zusammen mit ihm und ein paar schönen Menschen während der Palm Beach Boat Show zu Gast darauf war. Im Frühjahr 2004 hatte er mich angerufen und gefragt: »Bradley, ich mache mit der *Rusalka* eine nette Tour nach Guatemala, Honduras und Belize. Wollen Sie und Mario nicht mitkommen?«

»Wunderbar!«, antwortete ich und rief meinen Kollegen an, der alle Offshore-Strukturen für Olenicoff arrangiert hatte, und dann flogen wir nach Los Angeles, von wo aus wir alle zusammen nach Mittelamerika reisten. Zu dieser Zeit waren er und ich schon mehr als reine Geschäftsfreunde. Seine Trust-Gesellschaft in Liechtenstein beherrschte ihr Metier hervorragend und ich hatte ihm schon mehrere Male meine Kunden und ihr Geld zur Verwahrung anvertraut. Jedes Mal, wenn er eine Trust-Struktur für einen meiner Kunden aufbaute, wurden er und sein Partner, der höchstpersönlich ein dickes Buch über die Trust-Gesetze in Liechtenstein geschrieben hatte, für ihre Dienste sehr

großzügig bezahlt. Ich wiederum bekam Geschenke als Zeichen der Wertschätzung, häufig dicke Umschläge mit 50.000 Schweizer Franken drin (die übrigens nicht steuerpflichtig waren). Zwischen solchen Deals feierten wir zusammen, gingen in Zermatt Skifahren, schmiedeten Pläne in London und besuchten die Filmfestspiele in Venedig und andere teure Veranstaltungen in ganz Europa. Er war ein brillanter Bilanzfachmann, modebewusst und unterhaltsam. Er sah ein bisschen aus wie Eddie Munster und hatte ein dröhnendes Lachen.

Wir waren also in Mittelamerika und ließen es uns auf Olenicoffs Yacht gutgehen, bis uns der »verrückte Russe« eines Abends vor der Küste von Belize zur Seite nahm.

»Gentlemen«, sagte er mit seinem Boris-Jelzin-Akzent. »Ich muss Ihnen sagen, dass unsere gemeinsamen Geschäfte möglicherweise zu Ende gehen werden.«

»Wie kann das sein, Igor?«, fragte mein Kollege.

»Sagen wir einfach, ich glaube, dass ich beobachtet werde.«

»Kleine graue Steuermännchen?«, fragte ich, während ich einen Schluck Scotch nahm. Die leichte Brise war wunderbar und der Geruch des Meeres lag in der Luft.

»Ich bin Milliardär, Bradley.« Olenicoff lächelte und zuckte mit den Schultern. »Leute, die als Regierungsangestellte ein paar Cent verdienen, sind nicht gerade die größten Freunde von Männern, die eine Yacht besitzen. Wir sollten darüber nachdenken, mein Geld von UBS abzuziehen.«

»Nun, das sollte eigentlich ganz einfach sein«, sagte ich. »Oder?«

»Ein Kinderspiel«, bestätigte mein Kollege.

»Wann immer Sie wollen, Igor.« Das stimmte zwar, aber ich hoffte, dass sich die Lage beruhigen und Olenicoff seine Meinung ändern würde. Wenn er seine 200 Millionen Dollar bei UBS abgezogen hätte,

hätte ich das bei meinem eigenen Bonus empfindlich zu spüren bekommen. Trotzdem war das erste Ziel stets, die Kunden sicher und glücklich zu halten. Wenn ich ihnen schlechte Ratschläge gegeben hätte, wäre ich bald ohne Kunden dagestanden.

»Ich sage Ihnen Bescheid.« Olenicoff lächelte und winkte seinen anderen Gästen zu, einem Haufen alter Verbindungsleute, die mit ihren Drinks um das Ruderhaus herumstanden. »Lassen Sie uns den Sonnenuntergang anschauen.«

Damals hatte er den Abzug doch nicht gezogen. Jetzt geriet er tatsächlich selbst ins Visier – von Typen mit dicken Knarren und Helmen. Ich konnte mir genau vorstellen, wie sie sein Büro durchwühlen und es mit Computern und haufenweise Papieren wieder verlassen, und ich fragte mich, ob irgendwo mein Name auftauchen würde, wenn sie zu Hause in Washington das ganze Material durchgehen. Allzu große Sorgen machte ich mir aber nicht. Ich war nur der Mittelsmann und obendrein ein geschützter Angestellter der Schweizer Bankenbranche. Der Mann mit dem Geld und für seine Steuern ganz allein verantwortlich war Olenicoff. Ob er sie bezahlte oder nicht, ging mich nichts an – dachte ich damals jedenfalls. Ich kam nicht auf die Idee, dass er, wenn er wegen irgendetwas angeklagt wird, Panik bekommen und damit anfangen würde, mit dem Finger auf andere zu zeigen … auf *mich*.

Nach dem Telefonat mit Olenicoff rief ich jedenfalls bei meinem Kollegen an, um ihn zu warnen. »Mach dich bereit zum Handeln, Partner. Igor bekommt schweren Ärger in Kalifornien.«

Ihn konnte das nicht beeindrucken. Er war erfolgreich, gerissen, hatte haufenweise superreiche Kunden wie Olenicoff und war in Liechtenstein absolut sicher und entspannt, denn die dortigen Bankengesetze waren noch diskreter und undurchdringlicher als in der

Schweiz. Dann erzählte ich ihm von dem Drei-Seiten-Memo und sagte ihm, er solle es im Hinterkopf behalten.

»Ich mochte die Schweizer nie besonders«, sagte er.

»Ich lerne gerade selbst, sie zu hassen.«

»Nun, hier in Liechtenstein haben wir immer eine Heimat für Sie, Bradley.«

»Danke, aber ich habe noch ein paar Eisen im Feuer.«

»Natürlich.« Er wusste, dass ich nicht der Typ war, der einfach die andere Wange hinhalten würde.

Als der Juni nahte, war es Zeit für die zweite Phase meines Plans. Ich wusste nicht, ob Christian Bovay meine Proteste an seine Vorgesetzten weitergemeldet hatte, doch sein Charakter sprach dafür, dass er sie für sich behalten hatte, um auf keinen Fall mit irgendetwas sein einträgliches Reich zu gefährden. Also würde es an mir liegen, eine interne Protestaktion zu starten. »Ich weiß, was ihr hier abgezogen habt, und jetzt wisst ihr, dass ich es weiß. Also packt aus.«

Ich setzte mich an meinen Schreibtisch und schrieb eine E-Mail an den Leiter der UBS-Rechtsabteilung, René Wüthrich, und den Compliance-Chef Philipp Frey, zusammen mit einer Kopie des dreiseitigen Memos.

> Lieber René,
>
> ich schreibe Ihnen wegen einer **sehr** ernsten Angelegenheit, die eine Vielzahl von negativen Folgen hat, und ich möchte sicherstellen, dass Sie davon erfahren und dass ich als Director die Richtlinien und Vorgehensweisen von IBS in vollem Umfang einhalte.

Auf der Intranet-Website von UBS (unter Vermögensverwaltung International, Amerika International, Geschäftsbeziehungen mit QI-Berücksichtigung, Länderhinweise USA neu) habe ich ein sehr umfangreiches juristisches Dokument gefunden und gelesen (siehe Anhang), das den derzeit von mir betreuten Markt betrifft – die USA.

Bitte senden Sie mir eine Antwort, da ich der Meinung bin, dass dieser Angelegenheit sofortige und höchste Priorität eingeräumt werden sollte, nicht nur für mich, sondern auch für meine Kollegen in Genf und in Zürich! Vielen Dank für Ihre kompetente Einschätzung und Ihre Mühe.

Mit freundlichen Grüßen
Bradley C. Birkenfeld
Director

Ich klickte auf »Abschicken« und wartete. Dann wartete ich noch etwas länger. Wirklich, ich hatte mit irgendeiner Antwort gerechnet, mindestens mit einer Einladung zu einem diskreten Gespräch, in dem Wüthrich und Frey versuchen würden, mich zu beruhigen. Aber nichts. Gar nichts. Nach einer Woche wurde mir klar, dass sie mich einfach ignorieren wollten. »Okay, Leute. Ihr wollt mauern? Ich schlage noch mal zu, genau wenn Ihr glaubt, ich hätte schon aufgegeben.«

In der Zwischendurch rief Olenicoff mich an und erzählte, er habe beschlossen, sein Geld von UBS zu einer viel kleineren Bank in Liechtenstein zu transferieren. Ich muss zugeben, dass der Kerl Eier hatte, weil er mich einfach so über eine unsichere Leitung anrief, nachdem die Behörden schon sein Büro auf den Kopf gestellt hatten und höchstwahrscheinlich sein Telefon abhörten. Vielleicht fand er auch

einfach, dass er sein Vermögen ohnehin nicht mehr verstecken konnte, so dass er es genauso gut an einen noch sichereren Ort als die Schweiz verschieben konnte. Die Liechtensteiner waren noch unerbittlicher als die Schweizer, wenn Fremde in ihren privaten Geschäften herumschnüffeln wollten, und mein Kollege kannte Banker, die lieber sterben würden als mit amerikanischen Steuerbehörden zu sprechen. Als Treuhänder teilte er Olenicoff mit, er werde ihm eine vollständige Abrechnung über sein Vermögen schicken und es nach seinen Anweisungen transferieren.

Tatsächlich war das eine glückliche Fügung für mich. Ich wusste, dass ich eher früher als später ohnehin gehen würde, und wenn Olenicoffs Geld aus meinem Portfolio verschwand, war das eine gute Ausrede für meinen Abgang. Nicht dass ich unbedingt eine gebraucht hätte, aber in Europa hat eine Kündigung viele Vorteile und wenn die Gründe dafür überzeugend wirken, läuft die ganze Sache ziemlich locker. Man bekommt seine sechs Monate Freistellung und in dieser Zeit weiterhin sein Grundgehalt sowie, das ist gesetzlich vorgeschrieben, sämtliche Boni, die noch nicht bezahlt wurden.

Unterdessen wurde die Arbeitsatmosphäre in meiner Abteilung zusehends giftiger, so wie bei den Ölraffinerien, die in New Jersey die Luft verpesten, während der Gouverneur weiter von seinem »Garden State« schwärmt. Einstweilen unternahm ich keine Reisen außerhalb von Europa, doch viele meiner Kollegen mussten ihre Jäger-und-Sammler-Touren fortsetzen. Unglaublicherweise schickte man uns immer weiter diese »Los, geht Geld besorgen«-Memos, während meine Bankerfreunde nervös wurden wie Kühe kurz vor einem Erdbeben. Ich hatte Mitleid mit ihnen, aber bei vielen Abendessen, Drinks am späten Abend und Einladungen hatte ich mit meiner roten Sturm-Flagge gewedelt und ihnen gesagt, sie sollten die Schotten dicht machen und

sich auf das Schlimmste vorbereiten. Viel mehr konnte ich nicht für sie tun.

Als ich im Juli von Wüthrich und Frey immer noch nichts als Schweigen hörte, schickte ich meine E-Mail noch einmal ab, dieses Mal zusätzlich über die Büro-Post mit dem dreiseitigen Memo als Anlage. Trotzdem landete keinerlei Antwort in meinem Posteingang, weder eine böse noch eine nette, und glauben Sie mir, ich habe genau nachgesehen. Als der August kam, meldete ich mich ein weiteres Mal, und die Stille war ohrenbetäubend. »Okay, Ihr Arschlöcher«, signalisierte ich ihnen telepathisch, »ich habe Euch insgesamt sechs Chancen gegeben und ihr behandelt mich wie ein Mädchen in der Grundschule, das sich unter dem Tisch den Rotz von der Nase wischt. Passt mal auf, was als Nächstes passiert.«

Nach vier Jahren bei UBS kannte ich reichlich private Vermögensverwalter wie mich an all den anderen Standorten Genf, Zürich und Lugano. Also raten Sie mal, wer ebenfalls Kopien des dreiseitigen Memos bekam, großzügig verteilt von mir persönlich? Ich wusste, was ich tat. Ich verbreitete Angst und Unsicherheit wie die Schwarze Pest, doch damit verfolgte ich einen ausgeklügelten Plan: Ich wollte sehen, wie die Vorgesetzten reagieren würden, wenn ihre loyalen Mitarbeiter gegen dieses Messer zwischen ihren Rippen protestieren. Nun, alle meine Kollegen berichteten mir, ihre Chefs hätten Tänze mit Ausreden und Lügen aufgeführt und vorgegeben, nichts von den Warnungen von Recht und Compliance zu wissen, was meinen Verdacht weiter bekräftigte. Sie schlossen die Reihen und hatten vor, uns alle im Regen stehen zu lassen. Absolut nichts hatte sich verändert. Bei UBS lief weiter *business as usual*. Keine der Offshore-Eskapaden in irgendeiner Abteilung wurde verändert oder aufgegeben. Die Bastarde

wollten mehr Geld, und wenn ihre Soldaten »im Kampf getötet« würden, dann sollte es eben so sein.

Mir reichte das aus. Ich hatte nicht vor, mich in einem Sarg mit einer Schweizer Flagge darauf vom Feld tragen zu lassen. Mitte September hatte ich Treffen mit zwei verschiedenen Arbeitsrechtskanzleien in Genf und erzählte ihren Anwälten meine Geschichte. Keine der beiden Kanzleien wusste, dass ich mich auch von der anderen beraten ließ, weil ich die Empfehlungen vergleichen wollte. Beide Kanzleien rieten mit genau dasselbe.

»Mr. Birkenfeld, kündigen Sie sofort bei dieser Bank!«

Nun, das musste ich nicht zweimal hören, um die Botschaft zu verstehen. Einfach war es trotzdem nicht, auf Wiedersehen zu den erfolgreichsten und lukrativsten Jahren meines bisherigen Berufslebens zu sagen. Aber ich holte tief Luft und tippte am 5. Oktober 2005, fast auf den Tag genau vier Jahre nach meinem ersten Arbeitstag bei UBS, ein kurzes Kündigungsschreiben und brachte es zu Christian Bovay.

»Ich bin schockiert, Bradley«, sagte er. »Ihnen ist es hier bei uns so gut gegangen. Ich verstehe das nicht.«

Ich schüttelte für das kleine Wiesel nur meinem Kopf und dachte, dass ich seine Waschbärzähne und seine Schuppen bestimmt nicht vermissen würde.

»Ich bin sicher, dass Sie den Grund noch herausfinden werden, Christian«, sagte ich grinsend und verließ ihn.

Eine Woche lang musste ich noch zur Arbeit kommen, während UBS die Papiere für meinen Abschied vorbereitete. Ich ging sofort mit Valerie essen, weil ich nicht wollte, dass sie es von irgendjemand anderem erfuhr.

»Es ist alles so schrecklich«, schniefte sie. »Ich will da auch nicht mehr arbeiten. Ohne dich wird es nicht mehr so sein wie früher.«

»Ach komm, Kopf hoch.« Ich lächelte und streichelte ihre tränenverschmierte Wange. »Wir haben immer noch Genf. Und außerdem bin ich ja nicht tot. Wir können immer noch zusammen feiern, nur nicht mehr auf UBS-Rechnung.«

Aber sie ließ sich nicht richtig trösten und es dauerte nicht lange, bis auch sie kündigte. Ich vermisse sie immer noch. Valerie war ein süßes Mädchen, eine tolle Freundin und die perfekte Miss Moneypenny.

Am Ende jener Woche wurde ich hinüber ins Hauptgebäude von UBS beordert, um ein kleines Exit-Gespräch mit der Personalabteilung zu führen. Die Personalchefin, Monika Bösch, war dabei, zusammen mit einem Typen, der nur »Jürg« genannt wurde. Er stand zwischen Christian Bovay und Michel Guignard in Zürich, also wusste ich, dass die dicken Fische sich Sorgen machten. Ich war schon sauer, bevor ich mich hingesetzt hatte.

»Bradley, warum verlassen Sie uns?«, fragte Bösch mit gespielter Sorge. »Wir verstehen das nicht.«

Ich rollte mit den Augen. »Lassen Sie uns den Scheiß weglassen, Monika. Ich habe Sie alle drei Monate lang gefragt, warum zum Teufel es dieses Drei-Seiten-Memo gibt, und niemand hat mir geantwortet.«

Jürg plusterte sich auf. »Nun, Sie werden auch keine Antwort bekommen.« Er sah aus wie ein Schweizer Shrek, mit übergroßen Händen, einem Kürbis als Kopf und einem billigen Anzug, zu dem er weiße Socken trug.

Das machte mich *richtig* wütend. Ich machte den Birkenfeld für die beiden. Ich stand auf und lehnte mich über ihren Tisch. Beide schrumpften in ihren Stühlen.

»Sie liegen verdammt falsch. Ich werde eine Antwort bekommen. Ich garantiere Ihnen, dass ich eine bekommen werde. Aber ich höre mir diese Scheiße hier nicht mehr an.« Ich zog mein Portemonnaie heraus

und öffnete es. »Hier sind meine UBS-Karte und alle Kreditkarten.« Ich knallte sie auf den Tisch wie einen Full House. »Und das war's für mich.«

Ich ging zurück zu unserem Gebäude. Als der Pförtner mein Gesicht sah, wagte er nicht, nach meiner ID-Karte zu fragen. Ich ging hoch, schüttelte überall Hände, umarmte James Woods und Jacques Leuba, zwinkerte Valerie zu und brauchte genau eine Minute, um meinen Schreibtisch zu räumen. Ich musste kein einziges Stück Papier mehr mitnehmen – schließlich hatte ich schon alles still und leise zusammengesammelt und sicher gelagert. Ich verließ die Bank mit nur zwei Gegenständen: meinem Lieblingsaschenbecher und einer UBS-Kaffeetasse.

Ich wollte dieses Logo mit den drei Schlüsseln der Korruptheit über meinem Kamin stehen haben wie den abgeschnittenen Kopf eines Drachen.

* * *

Ich bin definitiv ein großer Fan von bezahlter Freizeit. Es gibt die richtige Zeit zum Töten und die richtige Zeit zum Ausruhen, und jetzt waren sechs Monate Ausruhen dran. Ich war 44 Jahre alt und hatte mein halbes Dasein lang ein hektisches Leben in der Hochfinanz rund um die Welt geführt, eine Highspeed-Existenz voller Stress, die mein Nervenkostüm stark belastete. Während all der Jahre hatte ich sogar im Urlaub stets Ausschau nach potenziellen Kunden gehalten. Jetzt, zum ersten Mal seit einer Ewigkeit, war ich arbeitslos, bekam aber immer noch ein Gehalt von etwa fünfzehn Riesen pro Monat und hatte weiter Anspruch auf meinen Bonus. Technisch gesehen gehörten alle meine Kunden noch bis zu meinem letzten Gehalt in sechs Monaten mir.

Solange UBS mit ihnen Geld verdiente, würden 18 Prozent davon in mein Schweizer Sparschwein wandern.

Ich rief Thais an und schlug ihr eine Woche Urlaub in Saint-Tropez vor, wo es vier Jahre zuvor, als ich direkt nach den Anschlägen vom 11. September mit Sevrine da war, düster und unheilvoll gewesen war. Thais, immer bereit für eine Party, ließ ihre Chefs wissen, dass die Modewelt eine Woche lang ohne ihre Talente auskommen müsse. Sie packte ihre aufreizendsten Outfits und Bikinis ein und wir sprangen in meinen M5 und röhrten nach Südfrankreich. An unserem ersten Tag am Strand juckte es mich ständig in den Fingern, zum Mobiltelefon zu greifen, um mich im Büro nach meinen Kunden zu erkundigen. Thais nahm es mir ab, vergrub es tief in ihrer Strandtasche und zog mich ins Meer. Dann traktierte sie mich mit Champagner, Tanzen und Romantik, bis ich endlich erkannte, dass ich noch etwas anderes war als immer nur Schweizer Privatbanker.

Anschließend wieder nach Genf zurückzukommen, war hart. Der Winter brach an, und obwohl ich ausgesprochen gerne Ski fahre, war ich noch nicht in der richtigen Stimmung zum Frieren. Also machte ich auf dem Absatz kehrt und flog auf die Philippinen: Ferien mit Mauro. In seinem Agusta-Helikopter flogen wir von Insel zu Insel und feierten eine Party nach der anderen. Dann kam ich für eine Atempause zurück, doch auch die dauerte nicht lang. Schon war ich wieder weg, dieses Mal in Richtung Marokko und einer Schiffsladung hübscher Frauen zusammen mit meinem Freund Ladjel. Als auch dieser kleine Ausflug endete, versuchte ich herauszufinden, wie ich einfach in den Ruhestand gehen und den Rest meines Lebens als wandernder Finanzphilosoph verbringen könnte. Das war kein Beruf, von dem ich je gehört hätte, aber vielleicht wurde es Zeit, ihn zu erfinden.

Leider aber ist die Realität eines der Tiere, die sich nicht lange im Zaum halten lassen. Im Februar war ich zurück in Genf und entspannte mich in der Wohnung, von der ich in der letzten Zeit nicht viel gesehen hatte. Ich prüfte meinen Kontostand, in der Erwartung, dort meinen wohlverdienten dicken Bonus zu sehen. Er war nicht da. *Scheiße. Jetzt geht das wieder los.*

Ich jagte eine E-Mail an Bovay los, ohne Schnörkel.

»Wo ist mein Bonus, Christian? Er ist nicht auf meinem Konto angekommen.«

Als Antwort bekam ich eine lange E-Mail von der Personalabteilung, mit vielen gewundenen Formulierungen und der Unterschrift von Monika Rösch. Doch die Grundaussage darin war ebenfalls nicht sehr verschnörkelt.

»Mr. Birkenfeld, es tut mir leid, Ihnen mitteilen zu müssen, dass sie keinen Anspruch auf den Bonus für den aktuellen Zeitraum und spätere haben. Sie haben sich entschlossen, nicht mehr für die Bank zu arbeiten, und dies ist die Konsequenz davon.«

Ach wirklich? Ich feuerte aus beiden Rohren zurück.

»Liebe Frau Bösch, offenbar sind Sie falsch informiert. Nach dem Schweizer Bankengesetz, das ich intensiv herangezogen und studiert habe, bestehen die vertraglichen Verpflichtungen zwischen Finanzfirmen und ihren Mitarbeitern unabhängig vom aktuellen Beschäftigungsstatus weiter. Die Tatsache, dass UBS meine Jahresboni in der Vergangenheit ohne Zögern oder Beschwerden bezahlt hat, ist ein unwiderlegbarer Beweis dafür, dass meine Leistung, von der die Bank nach wie vor profitiert, weiterhin eine Belohnung verdient. Aus diesem Grund befreit meine Kündigung die Bank nicht von dieser vertraglichen Verpflichtung.«

Ich bekam keine Antwort von ihr. Das war keine besondere Überraschung. Einen Tag später aber schickte man mir eine kurze Zeile. Beim Lesen konnte ich ihn fast sehen, wie er wie ein verrückter Schweizer Kobold grinste, während er sie schrieb.

»Sie bekommen Ihren Bonus nicht, Bradley. Vergessen Sie ihn.«

Ich musste wirklich lachen. Nach all den Jahren hätte man denken können, dass das kleine Wiesel mich inzwischen kennen würde. Aber wahrscheinlich glaubte er, dass ich weiterhin in der Schweiz leben wollte, vielleicht nach einem Wechsel zu einer anderen Bank oder Finanzfirma. Wahrscheinlich dachte er, dass ich nicht vorhätte, zu radikalen Maßnahmen zu greifen und mich einen Scheiß darum zu kümmern, wenn ich jede Brücke von der Themse bis zur Somme verbrenne. Er wusste nichts über mich. Ich rief Olivier Chedel an.

»Bradley, alter Junge! Wie geht's Ihnen? Barclays ist nicht mehr so wie früher ohne Sie, wissen Sie das? Ich habe gehört, dass Sie sich von UBS getrennt haben.«

»Das stimmt tatsächlich, Olivier«, sagte ich. »Und mir geht es gut. Ich genieße meine Freistellung.«

»Sehr gut. Und was kann ich für Sie tun? Suchen Sie eine neue Beschäftigung?«

»Nein, Olivier. Eigentlich suche ich einen Rechtsanwalt, den besten, den man für Geld bekommen kann.«

»Ah, Blutsport«, sagte er. »Das sieht nach einem Kampf aus.« Er machte einen Moment Pause und fuhr dann fort: »Es wäre natürlich unziemlich, wenn ich Ihnen dabei helfen würde, eine edle Schwesterinstitution zu entmannen, falls es das ist, was Sie vorhaben.«

»Das ist genau, was ich vorhabe, Olivier.«

Er lachte. »Dr. Charles Poncet. Doktor der Rechtswissenschaft. Sie werden ihn leicht finden. Und sagen Sie ihm, dass ich Sie geschickt

habe.«

»Ich habe immer sehr gerne mit Ihnen gearbeitet, Olivier.«

»Ich vermisse Sie auch, mein Freund.«

Es dauerte ungefähr fünf Minuten, die Kontaktdaten von Dr. Charles Poncet zu finden, der einen Ruf als harter Anwalt und Bezwinger von Großunternehmen genoss. Ich machte einen Termin bei ihm, nahm meinen UBS-Vertrag sowie Unterlagen zu all meinen Gehältern, den Boni und dem vielen Geld mit, das ich für die Bank beschafft hatte. Ich traf ihn vergraben in einem luxuriösen Büro mit antiken Möbeln aus Frankreich – ein makellos gekleideter älterer Herr mit oben dünn werdendem Haar, feinen grauen Strähnen, die hinter die Ohren gekämmt waren und einer Brille mit rosa getönten Gläsern auf der Nasenspitze. Ich sagte ihm, dass UBS mir einen Bonus von 600.000 Schweizer Franken schuldete. Er lächelte wie ein Schakal.

Eine Woche später verklagte ich UBS auf eine Million Schweizer Franken.

Ich mag eben runde Zahlen.

Kapitel 7
Tarantula

»Sollen sie mich ruhig hassen, solange sie mich nur fürchten.«

Caligula, römischer Kaiser

Schweizer Banker reden nicht.

Wenn sie es doch tun, können sie für sehr lange Zeit in einem kalten Gefängnis landen, bis alle ihre Kunden tot sind und sie nichts mehr zu erzählen haben.

Nachdem ich von dem dreiseitigen UBS-Memo kalt erwischt und dann immer wieder vertröstet worden war, war ich heftig versucht, laut in die ganze Welt hinauszuschreien, was diese Bastarde trieben. Doch die Schweizer Bankengesetze hielten mich strengstens davon ab, an die Öffentlichkeit zu gehen. Ich wusste, dass ich kaum einen Piep herausbringen würde, bevor irgendein Trottel im Stil der Schweizergarde erscheinen und mich ins Gefängnis schleppen würde, wo ich mit niemandem würde reden können als mit einem französischsprachigen Wärter und meinem Anwalt. Das hier war nicht Boston, wo man einfach ein paar Clowns anheuern konnte. Diese Leute meinten es todernst, wenn es darum ging, jeden zu vernichten, der sich an ihrem Geld vergreifen wollte.

Das Zweite, was Schweizer Banker nicht tun, ist Schweizer Banken verklagen. Man macht das einfach nicht, wenn man vorhat, irgendwann noch einmal in einer Finanzabteilung oder Privatbank zu arbeiten. In meinem Fall war mir das herzlich egal. Ich wusste, dass ich meinen

Lebensunterhalt immer noch auf sechs andere Weisen verdienen konnte. Doch die Nachricht von meiner Klage verbreitete sich bei UBS wie ein Lauffeuer in Kalifornien. Ein paar Tage, nachdem Dr. Poncet sie am Gericht in Genf eingereicht hatte, rief mich James Woods an.

»Bradley, du verklagst die Bank? Hast du deinen verdammten Verstand verloren?«

»Welche Frage soll ich zuerst beantworten, James? Bei der ersten lautet die Antwort: Ja, bei der zweiten: Vielleicht«.

»Ernsthaft, Sportsfreund. Du weißt, dass du dann nie wieder in dieser Stadt arbeiten kannst.«

»Davon habe ich schon gehört. Aber der Barmann drüben im Pussy Cat ist ein guter Freund von mir. Der hat bestimmt einen Job für mich.«

»Oh bitte!«. Dann senkte James seine Stimme. »Ich sage es dir, Brad, den Leuten hier kommt der Dampf aus den Ohren.«

»Gut. Dann werden sie auch bezahlen.«

»Blödsinn! Lieber würden sie sterben.«

Ich lachte. »Das wäre mal eine Beerdigung, zu der ich wirklich gerne gehen würde.«

Ich konnte mir vorstellen, wie James den Kopf schüttelte, als er auflegte. Er hatte ja recht. Niemand würde es wagen, eine viele Milliarden Dollar schwere weltweite Bankensupermacht wie UBS zu verklagen, das größte Finanzinstitut der Welt, und dabei glauben, dass er damit davonkommen würde. Niemand außer mir.

Das Problem bei Klagen gegen große Unternehmen ist, dass sie ein Bataillon von Anwälten auffahren können, um das Verfahren ewig lange zu verzögern. Ich wusste, dass die Bank Zeit schinden, Vertagungen beantragen, mir endlose Aussagen aufzwingen und jedem meiner Anträge widersprechen würde. Dr. Poncet hatte mich davor gewarnt, aber es war genau das, was ich erwartete und schon eingeplant hatte,

und ich freute mich darauf. Wenn die Bank dachte, dass die Klage meine letzte Überraschung wäre, dann stand ihr noch etwas bevor. Es war Zeit für Phase drei meines Angriffs. Es war Zeit, zur Plage jedes großen Finanzinstituts zu werden: zu einem wütenden, gefährlichen Whistleblower von innen.

Zieh mich am Schwanz und du bekommst meine Hörner zu spüren.

Jedes größere Unternehmen in der westlichen Welt hat interne Richtlinien für den Umgang mit Whistleblowern. Vielleicht glauben Sie jetzt, diese Richtlinien seien so formuliert, dass jeder Mitarbeiter, der etwas Unsauberes entdeckt, dies seinen Vorgesetzten melden und anonym bleiben, seinen Job behalten und dafür sorgen kann, dass das Unternehmen auf den rechten Weg zurückkehrt. Nun, die Realität sieht üblicherweise anders aus: Wenn sich ein Mitarbeiter in höchster Not befindet und keine Wahl mehr hat, als zum Whistleblower zu werden, nicken alle mit dem Kopf und sagen: »Viiielen Dank!« Anschließend aber ist dieser Mensch ein Aussätziger – er könnte genauso gut ein »V« für Verräter auf die Stirn tätowiert haben. Leute, die intern Gesetzesverstöße melden, wissen, dass ihre Karriere in dem Unternehmen im Grunde beendet ist, was solche Aktionen so selten macht wie Jungfrauen in Paris. Die meisten Whistleblower bekommen nie irgendeine Belohnung. Im Gegenteil behandelt man sie wie Spitzel: Sie werden eingeschüchtert, bedroht, ausgeschlossen und zum Opfer von Racheakten. Sie verlieren ihre Jobs und ihre Einnahmequellen, ihre Familien und ihre Leben werden zerstört. Fast niemand wagt deshalb diesen Schritt, wenn er nicht schon mit dem Rücken zur Wand steht.

Ich dagegen befand mich in einer sehr seltenen und vorteilhaften Position. Technisch gesehen war ich noch bei UBS beschäftigt, freigestellt, aber trotzdem hoch bezahlt. Aber ich hatte schon gekündigt, was sollten sie mir also anhaben? Mir den Bonus verweigern? Das

hatten sie schon getan und wir stritten darüber vor Gericht. Also hatte es die Bank mit einem Typen zu tun, der nichts zu verlieren hatte. Ziemlich dämlich. Unter all den großen Finanzgeschäftsleuten an der Spitze der UBS-Pyramide gab es keinen einzigen mit einem funktionierenden Hirn.

Einer von ihnen, ein Gentleman namens Peter Kurer, war Managing Director und zugleich Chefjurist bei UBS. Er hatte persönlich die UBS-Richtlinien für internes Whistleblowing verfasst. Sie bestanden aus drei Dokumenten, jedes etwa 10 bis 15 Seiten lang: Gruppenrichtlinie, Unternehmensrichtlinie und Private-Banking-Richtlinie. In diesen Dokumenten zählte er sorgfältig auf, über welche Wege man Fehlverhalten melden und Maßnahmen dagegen verlangen kann. Anders als bei dem dreiseitigen Memo enthielten diese Seiten UBS-Logo und -Briefkopf und sie waren von Kurer persönlich unterschrieben.

Und raten Sie mal, wer sehr schöne digitale und ausgedruckte Kopien der Richtlinien hatte? Ich schrieb einen langen Brief an Kurer, in dem ich auf meine Rechte als UBS-Mitarbeiter, -Aktionär und -Whistleblower verwies, und natürlich erklärte ich ihm genau den Grund dafür. Um sicherzustellen, dass er die Botschaft klar und deutlich verstand, legte ich seine eigenen Richtlinien-Dokumente und eine Kopie des berüchtigten Dreiseiters bei. Jetzt vermuten Sie wahrscheinlich, dass er mich einfach warten ließ, so wie es die Personalabteilung getan hatte, aber ich sorgte dafür, dass das nicht möglich war. Dieses Mal hatte ich mir die Postadressen sämtlicher Mitglieder des Verwaltungsrats von UBS besorgt und jedem schickte ich eine Kopie des Briefs und der Anlagen, die ich gerade an Kurer geschickt hatte – und zwar per Einschreiben mit Rückschein. Übrigens funktioniert das Schweizer Postsystem hervorragend. Sein Hauptvertriebszentrum außerhalb von

Genf sieht aus wie eine Raketenbasis der NASA und die Post-Mitarbeiter haben eine Obsession für perfekten Service. Niemand von den Verwaltungsräten konnte also behaupten, er habe den mit vergifteter Feder geschriebenen Brief nicht erhalten.

Drei Tage später … *Bamm!* Es war, als hätte ich sie mit einer Atombombe erwischt. Meine Freunde in der Bank begannen, mir von ihren privaten Adressen aus E-Mails zu schreiben.

»Brad, du hast keine Ahnung, was in dieser Bank gerade los ist!«

»Ich glaube, ich kann's mir ein bisschen vorstellen.«

»Die machen sich in die Hose!«

»Gut. Ich schicke eine Palette Toilettenpapier rüber.«

Dann bekam ich eine E-Mail von Kurer: »Mr. Birkenfeld, zwei interne Ermittler aus dem Hauptquartier in Zürich würden gern morgen mit Ihnen sprechen. Können Sie das einrichten?«

»Ich räume meinen Kalender für sie frei«, antwortete ich.

Dann lud ich Poncet zum Mittagessen im Hotel des Bergues ein, gelegen direkt an der Fußgängerbrücke auf der anderen Seite des Sees. Wir aßen Hummer-Risotto in derselben Bar, in der früher auch Ian Fleming anzutreffen war, als er ein Jahr lang in Genf studierte. Es war der perfekte Ort für ein konspiratives Gespräch: dunkles Kastanienholz, königsblaue Seidensessel, dicke Perserteppiche und diskrete Kellner, die Abstand halten.

»Hören Sie, Doktor«, sagte ich, »diese Typen wollen mich reinlegen, mich zum Aufgeben bringen, dafür sorgen, dass alles erledigt ist.«

»Das wird nicht passieren, Bradley«, beruhigte mich Poncet. »Weil ich bei Ihnen bin. Wir befinden uns mitten in einem Verfahren und Sie sollten dort nicht ohne Ihren ›Revolverhelden‹ hingehen, wie es in einem von diesen Western heißt, die Sie so mögen.«

Ich lächelte. »*Erbarmungslos*?«

»Den Film kenne ich nicht, aber der Titel klingt passend.«

Am nächsten Morgen kamen Poncet und ich zum UBS-Hauptquartier, in dem ich zuvor Monika Rösch und Jürg getroffen hatte. Inzwischen waren mein Name und mein Gesicht wie eine Fahndungsmeldung an sämtliche UBS-Sicherheitsabteilungen geschickt worden, so dass wir eine argwöhnische Eskorte in die richtige Etage zu einem kleinen, sterilen Konferenzraum erhielten. Auf der gegenüberliegenden Seite eines Tisches standen die beiden internen Ermittler aus Zürich, die Herren Schmidt und de Courton. Sie sahen aus wie dünne Zwillinge aus *Men in Black*. Poncet holte seine Visitenkarte heraus und legte sie auf den Tisch. Ihre Augen glühten.

»Was hat Ihr Anwalt hier zu suchen, Mr. Birkenfeld?«, fragte einer von ihnen.

Bevor ich antworten konnte, drängelte sich Poncet vor mich und gab schnippisch zurück: »Erstens, Mr. Birkenfeld vertraut diesem Unternehmen nicht. Zweitens, ganz sicher vertraut er keinem von *Ihnen*. Wenn Sie also Einwände gegen meine Anwesenheit haben, können wir sofort wieder gehen.«

»Nein, nein.« Der andere winkte ab. »Wir müssen doch einen Bericht nach Zürich schicken.«

»Dann würde ich vorschlagen, dass Sie sich hinsetzen und die Klappe halten«, blaffte Poncet. »Und dann bringen wir es einfach hinter uns.«

Die ganze Sache verlief wie ein Boxkampf. Ich wiederholte alles, was ich getan hatte und warum, und die beiden Clowns wichen aus und wehrten ab. Poncet schaltete sich nur selten ein oder flüsterte mir Warnungen ins Ohr, weil ich ihn schon in meinen Plan eingeweiht hatte. Ich wollte diesen Typen einige korrekte Informationen geben und ein paar frei erfundene, denn anschließend wollte ich mit Hilfe meiner

Freunde vor Ort eine kleine »Hintertür« in die Bank bauen. Wenn sie wirklich eine ernsthafte interne Untersuchung beginnen wollte, musste sie alle meine dokumentierten Behauptungen überprüfen. Wenn nicht, würde das Ganze nur ein großes Schauspiel sein, was ich auch erwartete.

Nach einer Stunde packten die beiden ihre Notizbücher und Aktenmappen ein.

»Wir werden eine sehr gründliche Untersuchung vornehmen«, sagte einer von ihnen. Der andere nickte.

»Gewiss werden Sie das, meine Herren«, sagte ich. »Viel Spaß.«

Nun, ich hatte schon wieder recht. Kurer ordnete eine umfassende und offizielle interne Prüfung an. Sie dauerte ungefähr einen Monat, aber er und seine kleinen grauen Männer wuschen sich damit nur von dem ganzen Skandal rein. Von den mehr als 30 Leuten in der Nordamerika-Abteilung in Genf befragten sie nur zwölf, und das nur kurz. Und oben in Zürich, wo genau dieselbe Operation zum Hereinholen von neuem Geld noch voll in Gang war, sprachen sie mit keiner Menschenseele. Keine meiner »kreativen« Anschuldigungen wurde jemals erwähnt. Meine Aufklärung durch die Hintertür funktionierte wirklich gut. Manchmal hasse ich es, richtig zu liegen.

Am Ende bekam ich eine E-Mail von Kurer, in der er herumhüpfte wie eine Ballerina auf einem Haufen heißer Kohle.

> »Wir haben eine überaus gründliche Untersuchung vorgenommen und ich freue mich, Ihnen mitteilen zu können, dass alle Ihre Bedenken entkräftet werden konnten. Offenbar hat es in der Vergangenheit einige kleine Fehltritte gegeben und es ist verständlich, dass Sie bestimmte alte E-Mails und Mitteilungen, die mit der Zeit irrelevant geworden sind, falsch interpretiert haben …«

Blablablablabla. Er sprach nicht einmal einen einzigen Fladen des ganzen Schweizer Kuhmists an, der überall an den Schuhen jedes Beteiligten klebte. Ich war stinksauer. Ihr könnt mich gern als unberechenbaren Verräter bezeichnen. Aber als Lügner? Dann spielt Ihr mit dem Feuer. Kurers Mail endete mit einer kleinen Pointe, und dann verstand ich, was ihr eigentliches Ziel war.

> »Da die Untersuchung nunmehr abgeschlossen ist, würden wir mit Ihnen gern eine Einigung über Ihren Bonus finden. Bitte melden Sie sich in dieser Angelegenheit so schnell wie möglich bei mir.«

Ich faxte die Mail rüber zu Poncet, der direkt bei Kurer anrief.

»Ich sehe, dass Sie sich mit Mr. Birkenfeld einigen wollen«, sagte Poncet. »Wir sind offen dafür. Sie schulden ihm 600.000 Schweizer Franken. Stellen Sie ihm einen Scheck über diesen Betrag aus und Sie sind uns los.«

Bamm! Eine Breitseite aus allen Rohren. Die UBS-Rechtsabteilung drehte durch und ihr Team von Rechtsanwälten strömte für vorläufige Anhörungen ins Gericht, um dort herumzuhüpfen, zu wüten und »Foul!« zu schreien, während Poncet und ich dasaßen und gähnten. Der Richter kaufte den UBS-Leuten ihren Schwachsinn nicht ab und stellte sie vor die Wahl, sich gütlich zu einigen oder einen vollständigen Prozess zu riskieren, mit all den Schrecken schlechter Presse und negativer Aufmerksamkeit. Ich ging wieder nach Hause, um die Entscheidung abzuwarten. James Woods rief mich an und wir trafen uns für Drinks im La Clémence, einem angesagten Café mit großen grünen Schirmen und frisch gezapftem Bier.

»Du müsstest sehen, was in der Abteilung los ist«, sagte er mir, während er sein St. Andrew's Ale herunterkippte. »Sie spucken deinen Namen aus, als würden Sie über Osama bin Laden sprechen.«

»Das ist ganz lustig, James, denn wahrscheinlich sind sie selber seine Banker.«

»Nein im Ernst, Brad. Ich glaube, die bestellen bald spezielle Dartscheiben mit deinem Gesicht drauf. Du hast ganz schön dicke Eier, wenn du so was machst.«

»Na ja, was hat ein Mann schon außer seinen Eiern?«

Die Bank startete einen weiteren Versuch für eine lächerliche Einigung, was ein weiterer taktischer Dummkopf-Fehler war. Sie rief Poncet an und bot mir 100.000 Franken – ein *Sechstel* von dem, was sie mir schuldete. Ich selbst war darüber schon wütend genug, aber bei Poncet hatte ich Angst, er würde seine Eingeweide auskotzen.

»Wir sehen uns beim Prozess«, schrie er ins Telefon.

Doch als der Termin dafür näher rückte, wusste jeder im UBS-Hauptquartier, dass die Bank verlieren würde. Die Schweizer Gesetze und Vorschriften zum Beschäftigungsstatus waren vollkommen starr und allen war klar, dass der Richter der Bank den Arsch aufreißen würde. Für dieses eine Mal bewunderte ich diese totale Steifheit in der Schweiz. Der Richter würde sich nicht bewegen. Also rief das Zürcher Hauptquartier am Tag vor dem Prozess offenbar bei Bovay in Genf an und sagte: »Christian, bezahlen Sie ihm einfach sein verdammtes Geld!«

Und so kam es auch. Wir trafen alle außerhalb des Gerichtssaals im Raum für Rechtsanwälte zusammen, wo der Hauptanwalt von UBS, entsandt von der angesehenen Kanzlei Lenz & Staehelin, der aussah, als hätte er ein Zugunglück hinter sich, sein Angebot murmelte.

Ich ging um den Tisch herum, klopfte ihm auf die Schulter und lächelte.

»Das ist ganz in Ordnung«, sagte ich. Aber um das Messer noch ein bisschen tiefer reinzuschieben, fügte ich hinzu: »Und ich bekomme das Geld *offshore* ausgezahlt, richtig?«

Der Typ zerbrach seinen Stift und wurde so rot, dass ich dachte, er hätte einen Schlaganfall. Poncet nahm mich am Ellenbogen und zog mich aus dem Raum. Wir gingen in eine Bar in der Nähe und feierten meinen historischen Sieg mit Champagner. Ich hatte die größte Bank der Welt verklagt, in ihrer eigenen Heimat, und gewonnen!

Die nächsten zehn Tage über feierte ich ziemlich heftig. Schließlich hatte ich soeben eines der mächtigsten Bankinstitute der Welt in seinem eigenen schmutzigen Spiel ausgestochen und war als Sieger nach Hause gegangen. Der Pussy Cat Club, ein weiterer Lieblingsort von Ian Fleming, lag von meiner Wohnung in Eaux-Vives aus nur einmal um die Ecke und ein Stück den Berg hinauf. Ich war seit Jahren Stammgast dort und die russischen und ukrainischen Tänzerinnen waren immer froh, mich zu sehen, vor allem jetzt, als ich ihnen viele Runden überteuerten Champagner spendierte, was mir eine besonders enge Betreuung durch zwei atemberaubende Blondinen namens Natascha und Swetlana einbrachte. Aber ziemlich schnell zeigten sich die Dornen an der Rose. Zum ersten Mal in meinem Leben konnte ich nachts nicht mehr gut schlafen.

Sie denken vielleicht, dass die plötzliche Zufuhr von mehr als einer halben Million Franken sehr entspannend wirken würde, aber ich hatte schon vorher reichlich Geld gehabt, so dass der Bonus keinen großen Unterschied für mich machte. Eines Morgens, nachdem ich um 4 Uhr endlich zusammengebrochen war, saß ich um 7 Uhr kerzengerade in meinem Bett und hörte, wie die Straßenbahnen zu rollen anfingen.

Meine Laken waren zerknittert, im Kamin glühte noch Feuer, eine leere Champagnerflasche schwamm in ihrem Kübel mit geschmolzenem Eis und ein Kussabdruck von vollen roten Lippen schmückte meinen Badezimmerspiegel. Von der vergangenen Nacht wusste ich nicht mehr sehr viel, bei einer Sache aber war ich mir sicher: Ich war noch nicht fertig mit UBS.

Denn mir wurde klar, dass ich noch überhaupt nichts gewonnen hatte. Gewonnen hatte UBS. Die gesamte korrupte Monstrosität des Schweizer Banking hatte gewonnen. Ich hatte ein Jahrzehnt lang in und mit diesem System gearbeitet, haufenweise Geld dafür verdient und das gesamte Geldsauger-Spiel in Nordamerika zu einer exquisiten Kunstform entwickelt. Und trotz all dem war die Bank bereit, mich, meine Kollegen und ihre Aktionäre zu betrügen, ohne einen Hauch von Integrität und ohne jedes Anzeichen von Bedauern. Selbst nachdem ich sie auf frischer Tat ertappt hatte, hatte sie gelogen, weggesehen und versucht, mich für einen schönen runden Abschluss ein weiteres Mal über den Tisch zu ziehen. Na klar, sie hatte geschrien, gejammert und mit mir um meinen Bonus gekämpft, aber das war alles nur Schein. Sechshunderttausend Eier? Das war Kleingeld für UBS! Die Bank hätte schlau sein können und sich entschuldigen, meinen Bonus verdoppeln, mir ein neues Auto kaufen und eine Abschiedsparty für mich schmeißen. Die Kosten dafür wären bedeutungslos für sie gewesen und vielleicht hätte ich bei solchen Gesten einfach Ruhe gegeben.

Aber so nicht. Nicht, solange ich den metallischen Geschmack von Verrat im Mund hatte. Mein Bankkonto war bestens gefüllt. Ich konnte alles tun, was ich wollte. Ich konnte meine eigene Private-Equity-Firma aufmachen oder einfach durch Europa reisen oder nach Hause fahren, um dort meine Familie und Freunde zu besuchen. Doch die ganze Sache steckte mir noch im Hals wie ein verfaulter Apfelkrotzen. UBS

zweifelte an meiner Entschlossenheit und Findigkeit. Die Leute dort dachten, sie könnten einfach bezahlen und ihr schmutziges Geschäft weiterbetreiben, während ich in den Sonnenuntergang reiten würde wie irgendein dämlicher amerikanischer Rodeo-Clown. Falsch. Ich war nicht einmal zur Hälfte fertig mit ihnen, noch längst nicht. Zu viele normale Menschen, die kaum ihre überhöhten Steuern bezahlen konnten, waren durch die ganzen Schweizer Betrügereien geschädigt worden und in meiner Arbeit hatte ich mit am meisten dazu beigetragen. Und die Vorstellung, dass diese UBS-Bastarde jetzt einfach weiter als Fassade für Geldsäcke und schlechte Schauspieler dienen und sich einen Teufel um die Gesetze irgendwelcher anderen Länder scheren würden oder um Typen wie mich, die dafür bezahlen müssten, machte mich wütend. Es musste eine Möglichkeit geben, das alles zu beenden.

Mit meinen Freunden in Genf konnte ich über den Konflikt, der in mir tobte, nicht sprechen. Die meisten von ihnen waren Banker wie ich, gebunden an Schweizer Vorschriften über Diskretion und Geheimhaltung. Doch ich hatte einen sehr engen Freund, dem ich vertrauen konnte: Sanjay Kumar. Er war ein ruhiger Profi, ein in Indien geborener und in der Schweiz aufgewachsener Experte für Trusts, und wir hatten zwar ein paar Mal zusammengearbeitet, aber niemals für dieselben Auftraggeber. Sanjay war durch und durch elegant, groß und schlaksig, glücklich verheiratet und ruhig wie der Genfersee im Juli. Seine einzigen kleinen Schwächen waren Kunst und Oldtimer. »Vertrauen« stand sozusagen auf seiner Visitenkarte.

Ich arrangierte ein Abendessen mit ihm im La Favola, einem ruhigen kleinen italienischen Restaurant in der Altstadt, in dem ausschließlich Bargeld akzeptiert wurde. Es war ein Abend unter der Woche, so dass niemand dort war außer uns, den Kellnern und zehn leeren Tischen mit feinen Decken, glänzendem Silberbesteck und antiken

Holzvertäfelungen. Ich stocherte mit der Gabel in meiner Pasta all'arrabbiata herum.

»Ich kann irgendwie nicht loslassen, Sanjay.«

»Aber du hast doch gewonnen, Brad«, sagte er in seinem indisch-britischen Akzent. »Ich habe gehört, dass du *brillant* warst.« Sanjay benutzte dieses Wort nur sehr selten.

»Ich habe nichts gewonnen außer das Geld. Ich glaube, ich muss das noch ein bisschen weitertreiben.«

»Was genau soll ›weiter‹ heißen?«

»Bis zu den Amerikanern.«

Er hörte auf zu essen, lehnte sich zurück und nahm einen Schluck von seinem Pinot Noir. »Dir ist schon klar, mein Freund, dass du damit nicht nur eine Strafverfolgung hier in der Schweiz riskiert, sondern vielleicht noch mehr. Du könntest dein Leben aufs Spiel setzen.«

»Nicht, wenn ich Schutz von der amerikanischen Regierung bekomme.«

Sanjay zuckte mit dem Schultern. »Na ja Brad, du weißt, dass ich dich unterstütze, egal für welchen Weg du dich entscheidet.«

»Ja, das weiß ich«, sagte ich und lächelte. »Deshalb sitzen wir ja heute hier.«

Er lächelte zurück. »Und deshalb übernimmst du die Rechnung.«

Wir verabschiedeten uns und ich ging zu Fuß nach Hause, vorbei an den leuchtenden Schaufenstern mit Davidoff-Zigarren, feiner Schokolade von Auer und Bally-Schuhen aus superweichem Leder. Ich erinnerte mich daran, wie ich einst so begeistert von all diesen Leckereien und Spielzeugen gewesen war. Jetzt aber war das alles plötzlich bedeutungslos. Mein Gespräch mit Sanjay war einer Beratung durch einen Seelenklempner so nahe gekommen, wie es mir jemals passieren konnte. Ich brauchte so etwas nicht. Ich wusste, was ich zu

tun hatte, und war entschlossen, meine Strategie zu einem Erfolg zu machen.

Ich hatte reichlich Zeit, um über die Dinge nachzudenken, die ich getan hatte, und ich war nicht glücklich über sie. Die Steuerzahler in den USA taten sich immer schwerer, mit ihrem Geld auszukommen, während die Reichen noch reicher wurden, ihr Geld verbuddelten und den IRS austricksten. Dasselbe passierte im Rest der Welt und die gerissenen Schweizer waren die Banken-Piraten, die all das möglich machten. Ich wollte die Angelegenheit der US-Regierung vorlegen. Ich war ziemlich verdammt sicher, dass der IRS oder das Finanzministerium fasziniert von den Geheimnissen sein würden, die nur jemand wie ich preisgeben konnte. Nur mächtige staatliche Behörden wie sie würden die todgeweihten Schweizer Banken-Schlösser stürmen können. Zum Teufel, vielleicht würden sie sich sogar dankbar zeigen. Doch mir kam nicht einmal in den Sinn, irgendeine dicke Belohnung für meine Enthüllungen zu bekommen. Außerdem gab es zu dieser Zeit noch gar kein Whistleblower-Gesetz dafür.

Allerdings hatte ich nicht vor, einfach mit einem Lächeln und einem Stapel Geheimdokumente in Washington aufzutauchen. Ich hatte meinen Wohnsitz immer noch in der Schweiz und ohne Vorladung aus den USA konnte ich keine Namen nennen. Ich musste vorsichtig sein.

Zurück in meiner Wohnung setzte ich mich an meinen Computer und schaute auf meine überteuerte Uhr. Es war sechs Stunden früher als in Washington, also noch mitten in der Geschäftszeit. Wenn ich zum Whistleblower für die US-Behörden werden würde, das wusste ich, würde ich ein Rudel von Hochleistungsanwälten als Unterstützung brauchen. Ich gab mich keinerlei Illusionen über ein staatliches Begrüßungskomitee mit Luftballons und Kuchen hin. Es bestand eine gewisse Wahrscheinlichkeit dafür, dass man mich in den USA als

Komplizen ansehen könnte. Die Sache konnte hässlich werden, hauptsächlich für mich. Ich hatte nicht vor, dort nackt zu erscheinen, nur mit einem goldenen Montblanc-Füller bewaffnet.

Ich begann, das Internet nach den großen Kanzleien zu durchsuchen, deren Namen ich kannte: Williams & Connolly LLP, Hogan Lovells LLP, Arnold & Porter LLP, Covington & Burling LLP. Sie alle galten als Spitzenkanzleien mit Experten für Finanz- und Steuerrecht. Ich überlegte, wie ich mein Anliegen vorbringen könnte, ohne zu viel zu verraten. Mein erster Anruf ging an Williams & Connolly, wo ich nach einem hervorragenden Anwalt fragte, der einen Mandanten mit Informationen über Steuerhinterziehung vertreten könnte. Ich wurde mit einem der Partner verbunden.

»Bitte entschuldigen Sie meinen Wunsch nach Diskretion, Sir«, sagte ich zu ihm. »Aber einstweilen lautet mein Name John Smith.«

»Ja bitte, Mr. Smith?«

»Ich bin amerikanischer Staatsbürger und habe meinen Wohnsitz in der Schweiz. Ich suche nach einem Anwalt für eine Angelegenheit in Zusammenhang mit einem Schweizer Bankinstitut.«

»Verstehe. Und um welches Institut handelt es sich, Mr. Smith?«

»UBS AG.«

»Hm.« Er machte einen Moment Pause und ich hörte, wie Papier raschelte. »Ich fürchte, das könnte ein Problem sein.«

»Warum das?«

»Nun, UBS Amerika hat einen Dienstleistungsvertrag mit dieser Kanzlei. Das würde einen Interessenkonflikt bedeuten. Es tut mir leid, aber Sie werden es anderswo versuchen müssen. Viel Glück.«

Und dann legte er auf. Scheiße! »Du Idiot«, sagte ich zu mir selbst. »Du hast gerade vor irgendeinem Typen deine Deckung aufgegeben. Er könnte einfach zum Telefon greifen, UBS anrufen und herausfinden,

wer du bist, und dann dich verpfeifen!«. Dann dachte ich darüber nach und beruhigte mich wieder. Dass UBS mit Williams & Connolly zusammenarbeitete, bedeutete nicht, dass sie alle Trinkkumpane waren. Es bedeutete nur, dass die Bank die Kanzlei in der Hinterhand hatte, falls sie jemals Beratung oder Dienstleistungen oder eine politische »Lösung« bräuchte.

Trotzdem wurde ich vorsichtiger und begann, bei den restlichen Kanzleien nachzusehen, mit welchen Kunden sie sich brüsteten. Natürlich stand jede größere von ihnen in den Diensten von UBS! Diese Schweizer Arschlöcher waren schlau. Sie warfen mit Geld um sich und banden jede wichtige Kanzlei in Washington an sich, nur für den Fall, dass jemand wie ich sie wegen irgendwas drankriegen will. Als Letztes versuchte ich es bei Covington & Burling, wo einer der Partner Eric Holder war. Ich wusste, dass er als stellvertretender Justizminister unter Bill Clinton am Ende von dessen Amtszeit das ausgesprochen unorthodoxe Begnadigungsgesuch für Marc Rich unterstützt hatte, den Milliardär und Ölkönig, der in der Schweizer Stadt Zug residierte. Ein Mann wie er musste ein intimer Kenner des weltweiten Megafinanzwesens sein und wäre vielleicht genau der Richtige für mein Vorhaben. Ich ging seine Kundenliste durch. Verflucht. UBS.

Okay, da hatte ich ein ziemliches Problem. Die Sache würde gar nicht so einfach werden. Dann fiel mir ein, dass ich mal Bob Bennett getroffen hatte, den legendären Anwalt von der Kanzlei Skadden Arps in Washington. Bennett hatte im Iran-Contra-Skandal den früheren US-Justizminister Caspar Weinberger vertreten und in der Lewinsky-Affäre Bill Clinton. Der Typ war ein wirklich dicker Fisch, sowohl in Bezug auf seine Leibesfülle als auch hinsichtlich seines Rufs, und in meinem schwarzen Buch stand seine private Telefonnummer. Ich rief ihn an,

aber dieses Mal nannte ich keine Details und sagte nur, dass ich auf der Suche nach einem hervorragenden Anwalt sei.

»Wir sind nicht ganz billig, Brad«, warnte er mich.

»Naja, ich bin zufällig gut bei Kasse.«

Er lachte. »Wenn das so ist, dann kommen Sie doch für ein kleines Gespräch vorbei. Sind Sie in den USA?«

»Im Moment nicht, aber ich bräuchte nur ein paar Tage.«

»Ich stelle Sie rüber zu meiner Sekretärin. Ich freue mich auf Sie!«

Jetzt sah die Sache schon besser aus. Bob Bennett. Ein schweres Geschütz. Ich rief in meinem Reisebüro an, begann zu packen und verriet keiner Menschenseele das Ziel meiner Reise, nicht einmal meiner Putzfrau.

* * *

Frühling 2006. Die Kirschblüten verstopften die Springbrunnen von Washington wie blutige Flamingofedern, als ich am Reagan National Airport landete. Der erste Mai war schon vorbei, meine Freistellung war ausgelaufen und ich kein Angestellter von UBS mehr. Bei meinen früheren Reisen in die USA hatte ich meist einen Stopp in Boston eingelegt, um meine Familie zu besuchen, aber dieses Mal hatte ich nicht einmal Doug erzählt, dass ich kommen würde. Einstweilen behielt ich die ganze Sache für mich. Ich checkte im Four Seasons ein – zum ersten Mal seit Langem auf eigene Rechnung.

Skadden, Arps, Slate, Meagher & Flom, LLP, hatte Büros in jeder größeren Stadt in den ganzen Vereinigten Staaten. Ich hatte vereinbart, Bob Bennett in der zweitgrößten Vertretung zu treffen, der in der amerikanischen Hauptstadt in der New York Avenue NW. Das edle alte Gebäude nahm einen halben Häuserblock ein und bot ironischerweise einen Ausblick auf das US-Finanzministerium. Wir beide wussten, dass

Gespräche zwischen Anwälten und ihren Mandanten vertraulich geführt werden. Ich hatte Bennett zwar noch nicht offiziell beauftragt, aber trotzdem war klar, dass alles, was ich in seinem Büro sagte, unter uns bleiben würde. Trotzdem war ich vorsichtig. Doch wie sich herausstellte, spielte das keine große Rolle. Sobald ich erzählte, dass es in meinem Fall darum gehen würde, sich mit UBS anzulegen, lehnte er sich in seinem dicken Ledersessel zurück.

»Das ändert die Sache, Brad. Ich dachte, Sie bräuchten Hilfe wegen irgendeines Streits mit einem unzufriedenen Kunden.«

»Sagen Sie jetzt nicht, die sind auch Ihre Mandanten, Bob.«

»Sie sind die Mandanten von absolut jedem.« Er zuckte mit den Schultern und spielte an seinen Hosenträgern herum. »Das machen alle Finanzfirmen so, vor allem wenn sie bedeutende Interessen und Lobbyisten hier im Wunderland haben. Sie machen Verträge mit jedem. Das ist so was wie eine Versicherung gegen Klagen.«

»Ich weiß.« Ich seufzte tief. »Ich hatte gedacht, bis zu Ihnen wären sie vielleicht noch nicht gekommen.«

»Nun, so würde ich es nicht formulieren, aber im Prinzip …«

»Also gut, und wohin zum Teufel kann ich dann gehen? Ich brauche einen Super-Anwalt, der für mich in die Schlacht zieht.«

Bennett blätterte in seinem Rolodex und zog eine Karte heraus. »Sie könnten es vielleicht bei denen hier probieren. Gute Leute und beide frühere Staatsanwälte. Ich habe das Gefühl, dass Sie es mit dem Justizministerium zu tun bekommen, also brauchen Sie jemanden, der sich damit auskennt. Ich rufe da mal an.«

Das tat er. Am nächsten Tag fuhr ich zu einem kleinen Gebäude in der 7th Street NW, wo Paul Hector und Rick Moran eine kleine, aber feine Kanzlei betrieben, deren Gründungspartner sie waren. Hector & Moran war zwar kein Machtzentrum, wie ich es mir gewünscht hatte,

aber Bennett versicherte mir, dass die Anwälte frei von Konflikten seien mit einem hervorragenden Ruf bei internen Untersuchungen in Unternehmen, Zusammenarbeit mit Behörden und Verteidigung bei Wirtschaftsstrafsachen. Bei der letzten dieser Kompetenzen hoffte ich, dass ich sie nicht brauchen würde.

Nach der Empfehlung durch einen dicken Fisch wie Bennett wurde ich von Hector und Moran in ihrem bescheidenen gemeinsamen Büro herzlich empfangen. Sie sahen sich so ähnlich, dass sie Brüder hätten sein können. Beide waren etwa 40 Jahre alt, hatten kurze dunkle Haare und gute Zähne und trugen weiße Button-down-Hemden mit schmalen Krawatten und eng geschnittenen Anzügen. Sie hätten Schauspieler in der Fernsehserie *Mad Men* sein können, wenn darin auch Bundesanwälte vorgekommen wären.

»Also, Mr. Birkenfeld«, sagte Hector, während Moran allen Kaffee einschenkte. »Worum geht es in groben Zügen in Ihrem Fall?«

»Nennen Sie mich Brad«, sagte ich. »Kurz gesagt verfüge ich über Insider-Informationen über ein weltweites Komplott und ich hätte gern, dass Sie mich vertreten und mir dabei helfen, die Angelegenheit der US-Regierung vorzulegen.«

Sie schauten sich gegenseitig an, holten ihre gelben Notizblöcke heraus und zückten ihre Kugelschreiber.

»Was für eine Art von weltweitem Komplott?«, fragte Moran.

Ich lehnte mich auf meinem Stuhl vor ihren beiden Schreibtischen zurück und faltete die Hände in meinem Schoß.

»Ich bin amerikanischer Staatsbürger und lebe in der Schweiz, in Genf. Die letzten zehn Jahre habe ich dort als Privatbanker gearbeitet, die letzten vier für ein Institut namens UBS AG, Union Bank of Switzerland, wo ich inzwischen gekündigt habe. Während ich dort gearbeitet habe, war ich Director und Leiter der Geschäftsentwicklung

in der Nordamerika-Abteilung. Meine Aufgabe war, hier rüberzukommen, wohlhabende amerikanische Kunden anzuwerben und große Teile ihres Vermögens auf geheime Schweizer Nummernkonten zu verschieben.«

Hector und Moran schrieben eifrig mit, schauten ab und zu hoch und nickten, damit ich weitersprach.

»Das Ziel von all dem war«, fuhr ich fort, »diesen Amerikanern zu helfen, ihr Geld zu verstecken, keine Steuern zu bezahlen, Partner und Geschäftspartner zu täuschen und im Grunde die US-Regierung zu betrügen. Allein für mein eigenes Portfolio habe ich ungefähr 150 Kunden gewonnen, darunter 30 aus Nordamerika, und ich wurde sehr gut dafür bezahlt. Insgesamt gab es in meiner UBS-Filiale in Genf ungefähr 7000 solcher Kunden. In allen drei Filialen in der Schweiz, die an diesem Private-Banking-Geschäft im Ausland beteiligt sind, lag die Gesamtzahl der amerikanischen Kunden bei etwa 19.000.« Ich machte eine Kunstpause. »UBS hat diese Praktiken gefördert. Tatsächlich wurden wir über alle Methoden der geheimen Kundenwerbung und darüber, wie man amerikanische Bundesbehörden austrickst, geschult. All die Jahre habe ich das mitgemacht, aber jetzt hat sich meine Haltung verändert. Die Schweizer betreiben diesen Betrug seit 100 Jahren. Sie verstecken Vermögen für Drogenbarone, Diktatoren, Mafiosi, Politiker, Filmstars und ganz normale Steuerbetrüger. UBS steht an der Spitze der großen Pyramide und ich weiß zufälligerweise, wo all die Pharaos vergraben sind.«

Die Anwälte hatten aufgehört zu schreiben und starrten mich an wie ein Alien, das gerade in einer fliegenden Untertasse in ihrem Büro gelandet war.

»Ich finde, es ist Zeit, dass das jemand aufdeckt«, sagte ich. »Ich finde, es ist höchste Zeit, dass jemand diese Bastarde auf die Knie

zwingt. Sie nicht auch?«

Ich lächelte sie an. Fast dachte ich, sie würden gleich von ihren Stühlen fallen.

* * *

Nach dem Gespräch blieb ich noch ein paar Tage in Washington, die ich größtenteils im Büro von Hector und Moran verbrachte. Ansonsten hielt ich mich ziemlich zurück, denn ich kannte Leute überall in der Welt und die Gefahr war groß, dass irgendein Kunde, Berater oder Banker beobachtete, dass ich in eine Kanzlei ging, und dann fragte. »Brad, was zum Teufel machen Sie denn hier in Lobbyland?« Außerdem war ich ja nicht zum Feiern gekommen. Ich hatte etwas zu erledigen.

Um Hector und Moran alle Details zu erklären, brauchte ich volle zwei Tage. Wir hatten einen Vertrag über meine Vertretung geschlossen, der strenge Vertraulichkeit vorsah, also behielt ich nichts für mich. Nach dem ersten Tag schwirrte den Anwälten der Kopf und ihre Finger hatten Blasen vom vielen Mitschreiben. Ich bombardierte sie mit sehr wahren Geschichten darüber, wie UBS uns angetrieben hatte, neues Geld hereinzuholen, als wären wir Ruderer auf einer römischen Galeere, und wie die Bank uns darauf vorbereitete, zu lügen, zu betrügen und – mir fällt kein hässlicherer Ausdruck ein – zu stehlen. Ich nannte Kundennamen und Kontostände, die ihnen die Augen aus dem Kopf treten ließen: Igor Olenicoff, Prominente, Wirtschaftstitanen, Abdul Aziz Abbas (eine zwielichtige Gestalt mit direkten Verbindungen zu Saddam Hussein), Pornostars, bekannte Ärzte und einen der leiblichen Brüder von Osama bin Laden. Ich hatte genügend Unterlagen mitgebracht, um meine Behauptungen zu belegen, machte aber deutlich, dass nichts davon US-Behörden gezeigt werden sollte, bevor

ich Immunität und eine offizielle Vorladung zum Schutz vor einer Strafverfolgung in der Schweiz bekommen würde.

Am Ende unserer letzten Sitzung schaute Hector Moran an und erklärte mir ihre Taktik.

»Brad, wir haben beschlossen, Sie zum Justizministerium zu bringen.«

»Okay«, sagte ich, »und was sind die Gründe für diese Entscheidung?«

»Nun«, sagte Moran, »wir waren beide früher Staatsanwälte, also sprechen wir dieselbe Sprache und wissen, wie das System funktioniert.«

»Sind Sie denn sicher, dass das der richtige Weg ist?«, fragte ich. »Nicht lieber zum IRS oder zur SEC?«

»Ja, wir sind sicher«, sagt Hector. »Wir werden ein Briefing zusammenstellen, ungefähr fünf Seiten, in dem wir den Fall darlegen, ohne genau zu sagen, wer oder wo Sie sind. Wer werden Sie als ›John Fortune, Ölhändler‹ oder so bezeichnen, nur um die Spur zu verwischen. In dem Briefing wird stehen, dass Sie Interna über das Schweizer Private Banking verraten wollen und dass Sie eine Liste von amerikanischen Steuerhinterziehern mit reichlich Dokumentation dazu haben.«

»Das klingt vernünftig«, sagte ich. »Besorgen Sie mir einfach Immunität und eine Vorladung und dann fange ich an, alles auszuplaudern.«

»Machen wir«, sagte Hector. »Keine Sorge, ich habe viele Freunde im Justizministerium. Ich habe ja da gearbeitet.«

Also schüttelten wir uns die Hände, ich packte zusammen und flog zurück nach Genf. In den nächsten Monaten stellte ich weiteres Material zusammen, um die Ausarbeitung von Hector und Moran für

das Ministerium zu ergänzen. Im August flog ich für ein weiteres Treffen mit ihnen noch einmal nach Washington und dann wieder zurück in die Schweiz. Ich hatte ein ziemlich gutes Gefühl dabei. Schließlich hatte Bennett mir versichert, dass die beiden geschickt und schlau seien und das Ganze schon juristisch einfädeln würden.

Ich hatte keine Ahnung, dass sie dabei waren, einen taktischen Fehler zu begehen, der meinen weiteren Lebensweg verändern würde.

* * *

Es dauerte weitere vier Monate, bis Hector und Moran bereit waren loszulegen. Ich war wieder in Genf, kühlte mein Mütchen und wartete auf Nachricht von ihnen. Kurz nach Neujahr 2007 riefen sie endlich beim Justizministerium an und warfen den ersten Köder.

Dummerweise war der erste Fisch, der anbiss, ein Ekel namens Kevin Downing, leitender Staatsanwalt in der Abteilung Steuerstrafsachen. Offenbar war er nicht besonders gut gelaunt, denn er steckte gerade mitten in einem Verfahren wegen Steuerhinterziehung gegen eine riesige Wirtschaftsprüfungsgesellschaft namens KPMG (mit weltweit 162.000 Beschäftigten). KPMG wurde beschuldigt, in betrügerischer Absicht Konstruktionen geschaffen zu haben, mit denen reiche Kunden Steuerzahlungen in Höhe von 2,5 Milliarden Dollar vermieden. Das klingt vertraut? Nun, im Jahr 2005 hatte das Justizministerium diesen Fall zunächst gewonnen, doch jetzt lief die Berufung und es sah nicht gut aus für die Beamten. Und raten Sie mal, wer KPMG verteidigte? Skadden Arps! Bob Bennett von Skadden Arps, damals der schlimmste Feind der US-Regierung, hatte mich also zu zwei Anwälten geschickt, die der Meinung waren, dass das Justizministerium genau in der richtigen Stimmung sei, um mich zu empfangen. Ich lief auf einen Fleischwolf zu.

Hector und Moran verabredeten ihr erstes Treffen im Justizministerium mit Downing und einer weiteren Steuerstaatsanwältin namens Karen E. Kelly. Downing ging das »John Fortune, Ölhändler«-Dossier durch und warf es auf den Konferenztisch.

»Ich brauche eine Menge mehr als diese Märchen«, blaffte er. »Wer ist dieser Typ?«

»Das können wir Ihnen nicht sagen«, sagte Hector. »Er braucht erst ein paar Zusicherungen.«

»Bringen Sie mir Beweise, dann können wir darüber reden.«

Hector und Moran riefen mich an und baten um die Erlaubnis, Downing einen Teil der Unterlagen zu zeigen, die ich in ihrem Büro gelassen hatte.

»Klar«, sagte ich. »Achten Sie nur darauf, alles rauszunehmen, was UBS, Kundennamen oder meine Identität erkennen lässt.«

»Machen wir.«

Als im Frühjahr 2007 der Wind in Genf frischer wurde, bereiteten sich meine Anwälte für ihre nächste große Sitzung vor. Vorher schickten sie zum Aufwärmen eine E-Mail an Karen Kelly. »So einen Fall bekommen Sie nur einmal im Leben, wir sagen es Ihnen.«

»Das hat mir gerade noch gefehlt«, schoss sie zurück. »Schon wieder ein Fall, den es nur einmal im Leben gibt.«

Auweia. Als die Anwälte mir von diesem kühlen Empfang berichteten, begann ich mich zu fragen, ob sie einen Fehler gemacht hatten. Vielleicht waren sie doch auf dem Holzweg. Vielleicht hätten sie direkt zum IRS gehen sollen, der mich wahrscheinlich als vertraulichen Informanten geschützt hätte. Wie ich herausfand, hatte die Steuerbehörde im Dezember 2006 ein Belohnungsprogramm für Whistleblower ins Leben gerufen, viel umfangreicher als alles seit der Zeit von Abraham Lincoln, der ähnliche Programme eingeführt hatte,

um während des Bürgerkriegs Gesetzesbrechern auf die Schliche zu kommen. »Na ja«, dachte ich, »Bob Bennett hat sie empfohlen, also werden sie schon in Ordnung sein.«

Downing und Kelly sahen sich meine Dokumente an, darunter Kundenlisten, auf denen die Namen geschwärzt waren, die aber deutlich die riesigen Summen an unversteuertem Vermögen erkennen ließen. Ebenfalls dabei waren einige UBS-Memos über Jagen und Sammeln in den USA. Doch es reichte nicht aus.

»Sie erzählen uns, dass es möglicherweise um die größte Steuerhinterziehung der Welt geht«, spottete Downing, »und das ist alles, was Sie haben? Bringen Sie mir ein paar ernsthafte Unterlagen, dann können wir reden.«

Hector und Moran baten mich um einen dicken Stapel Dokumente, die es Downing unmöglich machen würden, unser Anliegen weiter abzuschmettern. Für einen Freund von mir arbeitete ich zu dieser Zeit schon an ein paar großen Private-Equity-Projekten, doch die ließ ich ruhen und begann, einen echten Goldschatz zusammenzustellen. Ich wählte aus, kopierte und schwärzte, hob aber die Punkte hervor, die das Ministerium von den Socken hauen würden. Allerdings wollte ich nicht riskieren, die Unterlagen einfach per FedEx zu schicken. Wer konnte wissen, ob die Schweizer nicht schon Verdacht geschöpft hatten und meine Post kontrollierten? Also stieg ich wieder in ein Flugzeug, flog zur Ablenkung mit einem Zwischenstopp in Boston nach Washington, brachte den Packen persönlich zu Hector und Moran und sagte ihnen, sie sollten jetzt gefälligst einen Volltreffer damit landen.

Ich flog zurück nach Hause, Hector und Moran gingen zum Justizministerium. Downing und Kelly nahmen die dicke Sammlung meiner Unterlagen und sagten meinen Anwälten: »Rufen Sie uns nicht an, wir rufen Sie an.«

Der Spätfrühling brach an. Ein ganzes verdammtes Jahr war vergangen, seit ich zum ersten Mal in Washington vorgesprochen hatte. Ich entschied mich für ein bisschen Stressabbau und verbrachte eine Woche mit Mauro auf den Philippinen. Wie üblich hatten wir jede Menge Spaß dabei, mit seinem Hubschrauber herumzufliegen und Frauen nachzusteigen, und ich war trotz allem ziemlich optimistisch. Bei all dem Material, das Hector und Moran dem Ministerium inzwischen in den Schoß gelegt hatten, konnte es mich doch nicht mehr abweisen. Oder?

»Wir stellen keinerlei Vorladung für einen anonymen Informanten aus.« Downing hatte Hector kurz nach dem Maifeiertag angerufen.

»Und wie sieht es mit Immunität vor Strafverfolgung aus?«, wollte Hector von ihm wissen.

»Wir versprechen nichts. Er bekommt nichts, bevor ich diesen Typen persönlich getroffen habe.«

Meine beiden adleräugigen Juristen hörten sich an, als habe man ihnen alle Federn ausgerissen, als sie mich anriefen, um mir von der Neuigkeit zu berichten.

»Was zum Teufel wollen die noch?«, schäumte ich. »Einen Bluttest und eine Urinprobe?«

Ich sagte, dass ich mich wieder melden würde, und dachte lange und intensiv nach. Fast einen ganzen Monat lang. Ich wusste, dass es kein Zurück mehr geben würde, wenn ich diesen Schritt erst einmal gegangen wäre. Ende Mai traf ich meine Entscheidung. Das war es. Anpfiff. Vollgas. An diesem Punkt wäre es viel einfacher gewesen, alles auf sich beruhen zu lassen. Ich hätte in meiner schönen Wohnung im hübschen Europa bleiben, weiter Geld verdienen, die fiese Behandlung durch UBS vergessen und die ganze Sache einfach als schlechte

Erfahrung abschreiben können. Aber wie schon erwähnt: So funktioniere ich nicht. Ein Hammer braucht Nägel.

»Ich komme rüber«, sagte ich Hector und Moran am Telefon. »Holt schon mal eure kugelsicheren Westen raus.«

Kurz bevor ich jede einzelne CD und alle Dokumente von UBS einpackte, die ich hatte, fiel mir eine weitere Absicherung ein. Ich wusste, dass ich in ein Schwarzes Loch geraten würde, sobald ich einen Fuß auf die Schwelle des Justizministerium setzen würde, aus dem ich möglicherweise nie mehr intakt herauskäme. Doch wenn die Story irgendwie schon bekannt wäre, wenn Schlagzeilen schockierende Enthüllungen über das geheime Schweizer Bankwesen herausplärren würden, würde es sehr viel schwieriger sein, mich in irgendein Zeugenschutzprogramm zu stecken, das definitiv nicht zu meinem Lebensstil gepasst hätte.

Bevor ich mich auch nur in die Nähe von amerikanischen Bundesbeamten begab, musste ich also ihren Appetit anregen und es ihnen unmöglich machen, mich abzuweisen. Ich war mir sicher, dass sie mich als amerikanischen Patrioten willkommen heißen würden, wenn sie erst meine Geschichte gehört hätten. Dann würden sie mich empfangen wie den Freiheitskämpfer Paul Revere.

Seit Jahren las ich regelmäßig die *Financial Times*, für die dieser investigative Journalist arbeitete, den nichts und niemand von einer Story abbringen konnte: Haig Simonian, ein Reporter alter Schule und hoch angesehener Experte für krumme Finanzgeschäfte. Draußen schüttete es wie aus Eimern, doch ich zog meinen Mantel an und ging durch Eaux-Vives zur nächsten größeren Straßenbahnhaltestelle, wo vor einem Café eine Reihe von Münztelefonen wartete. Ich schob eine Telefonkarte in den Schlitz und rief bei der Zeitung an. Simonian ging dran.

»Ja, wer ist da bitte? Und wie kann ich Ihnen helfen?«

»Mr. Simonian, ich möchte mich Ihnen nur als ›Tarantula‹ vorstellen«, sagte ich. »Und ich habe eine Geschichte für Sie, die Sie von den Socken hauen und für alle Zeiten Schluss machen wird mit dem Schweizer Bankgeheimnis.«

Dort stand ich, während der Regen meinen Hut und meine Schultern durchnässte. In 20 Minuten Schnellfeuer gab ich Simonian exklusive Informationen, die sich als der alles übertreffende Grand-Slam-Sieg seiner Karriere erweisen würden. Ich konnte seine Tastatur rattern hören wie ein Maschinengewehr.

Wie vorher schon meine Anwälte wäre Simonian beinahe vom Stuhl gefallen.

Kapitel 8
Die Mexiko-Falle

»Die Welt ist nicht wegen der Menschen gefährlich, die Böses tun, sondern wegen denen, die dabei zuschauen und nichts dagegen unternehmen.«

Albert Einstein

Bereits jetzt wurde im Justizministerium in Washington D.C. der anonyme Schweizer Privatbanker zu einem großen Problem.

Kevin Downing, der leitende Staatsanwalt in der Steuerabteilung des Ministeriums, hatte seine Vorgesetzten auf den Fall angesprochen, und die waren gar nicht glücklich darüber. Erstens war dieser Typ, mit dem sie noch gar nicht zusammengetroffen waren, ein Informant, der sich aus freien Stücken bei ihnen gemeldet hatte, was bedeutete, dass der Fall nicht durch eigene Detektivarbeit der Beamten ins Rollen gebracht worden war. Und wenn stimmte, was die Anwälte des Informanten behaupteten, könnte sich dahinter der größte Fall von Steuerhinterziehung in der Geschichte der USA verbergen.

Das mag sich ziemlich gut anhören, doch der anonyme Banker versprach Listen mit Namen, amerikanischen Namen, von reichen Leuten, die ihr Geld auf Schweizer Konten versteckt hatten. Zudem hatte er offenbar Listen mit Schweizer Bankmanagern, die das ganze Hütchenspiel persönlich organisiert hatten und gute Freunde von amerikanischen Bankern und Politikern waren, die genau wussten, was hier passierte.

Aus der Sicht von Downing schien dieser Verräter aus der Schweiz bereit zu sein, herüberzukommen und ihm eine Liste mit politisch exponierten Personen auszuhändigen. Und wer konnte wissen, was alles auf dieser Liste stehen würde? Downing arbeitete noch für die Bush-Regierung, doch die befand sich schon kurz vor dem Ende ihrer Amtszeit. Eine Wahl stand bevor und mächtige Menschen spendeten viele Millionen für die Kampagnen von Barack Obama, Hillary Clinton, Rudy Giuliani und John McCain. Wer konnte wissen, in welche Richtung der politische Wind bald drehen würde? Nach einem Regierungswechsel wird normalerweise die Spitze des Justizministeriums neu besetzt, aber Beamte auf Lebenszeit wie Downing bleiben auf ihren Posten. Doch wenn dieser Fall bekannt geworden und jemand von weit oben in der Nahrungskette verbrannt worden wäre, hätte es dazu kommen können, dass er und seine Kollegen sich auf der Straße wiederfinden.

Es hätte sogar noch hässlicher werden können. Obama hatte als seinen Kandidaten für das Justizministerium bereits Eric Holder ausgewählt, Partner bei Covington & Burling, die zu den mächtigsten Kanzleien in Washington zählten. Und wissen Sie was? Einer von Holders größten Kunden war natürlich UBS.

Downing wollte diesen Fall nicht. Sein Kopf schwirrte noch von dem KPMG-Verfahren, mit dem er soeben Schiffbruch erlitten hatte. 2005 hatte das Ministerium diesen Fall noch gewonnen, indem es KPMG dazu brachte, die Kosten für die Verteidigung von Mitarbeitern nicht zu übernehmen. Doch ein Richter hatte dieses Vorgehen jetzt als empörend und verfassungswidrig beurteilt, als Verstoß gegen das Recht auf Rechtsbeistand nach dem Sechsten Verfassungszusatz, und dreizehn der Angeklagten wurden freigesprochen – eine schwere Niederlage für das Justizministerium. In einer bemerkenswerten Rüge

für Downing und das gesamte Ermittlerteam in Washington hatte Richter Lewis A. Kaplan schriftlich festgehalten: »Die Regierung hat zugelassen, dass ihr Eifer ihr Urteilsvermögen beeinträchtigt. Sie hat die Verfassung verletzt, obwohl sie geschworen hat, sie zu verteidigen.« Der nächste Fall musste ein klarer Sieg werden oder Downing hätte Probleme bekommen. Wenn er ihn annehmen musste, dann würde er das tun, aber nur, wenn er ihn für sich beanspruchen und die gesamten Lorbeeren dafür einheimsen würde.

Er beschloss, sich erst einmal fern von dem zu halten, was dieser Schweizer Seitenwechsler anzubieten hatte. Er wollte ihn nicht einmal treffen. Also versagte er ihm Immunität und sogar eine Vorladung, in der Hoffnung, dass er kalte Füße bekommen und einfach verschwinden würde. Doch wie sich herausstellte, scherte sich dieser mysteriöse Banker einen Teufel darum. Er kam trotzdem, volle Kraft voraus. Der verdammte Idiot war ein Pitbull.

Okay, kleine Pause.

Ich weiß, dass ich die letzten Seiten geschrieben habe, als wüsste ich genau, was Downing gedacht hat. Ziemlich arrogant von mir, finden Sie vielleicht. Aber andererseits habe ich den Mann seit inzwischen zehn Jahren beobachtet und kenne ihn mittlerweile ziemlich gut. Hinweis zur Offenlegung: Ich selbst hasse den Typen bis aufs Mark und bin sehr froh darüber, dass er mich ebenso hasst. Aber das ist ein anderes Thema.

Also weiter. Wie habe ich herausgefunden, was Downing dachte, als meine Anwälte ihn anriefen und ihm erzählten, dass sie einen Mandanten haben, der bereit ist, alle Geheimnisse der rechtswidrigen Bankgeschäfte in der Schweiz auszuplaudern? Durch ein Ausschlussverfahren. Nichts anderes kam mir sinnvoll vor.

Eine Möglichkeit, die ganze Sache zu betrachten, ist, sie wie eine Spionagegeschichte zu verstehen. Stellen Sie sich einfach vor, Sie wären ein Typ wie Downing, der in einer großen Behörde als Ermittler beschäftigt ist. Sie stehen in der Mitte der Hierarchie, sind also nicht der große Boss, aber auch nicht nur irgendein Agent auf der Straße. Dann kommen zwei Anwälte daher und treten als Vermittler für jemanden auf, der von sich behauptet, er habe eine sehr hohe Stellung beim russischen FSB (also dem Nachfolger der Spitzelbehörde KGB in Moskau). Und dieser Spion-Mandant sagt, er kenne all die dunklen Geheimnisse der Russen und sei bereit, seinen eigenen Geheimdienst zu verraten und Ihnen sämtliches Material zu übergeben. Jesus, diese Sache könnte Ihre Karriere enorm in Schwung bringen! Sie werden ein Held, bekommen eine Medaille! Verdammt, der Präsident persönlich wird Ihnen gratulieren …

Wenn dieser Spion die Wahrheit sagt. Was tun Sie dann? Wenn Sie auch nur ein halbes Gehirn im Kopf haben, heißen Sie ihn willkommen. Sie sagen seinen Vermittlern, dass Sie ihn sehr gerne treffen würden, um zu sehen, was er zu bieten hat. Sie ermuntern sie und verabreden ein Treffen. Natürlich sind Sie vorsichtig, aber auch sehr höflich und respektvoll. Sie wollen den Mann nicht verschrecken, denn er könnte Ihnen die geheimen Startcodes für das russische Atomwaffenarsenal bringen. Sie wollen ihn verführen, dafür sorgen, dass er sich gut fühlt, alles aus ihm herausholen, was Sie nur können. Zur Hölle, vielleicht schicken Sie ihn vielleicht sogar zurück nach Russland, damit er dort noch mehr Informationen sammelt.

Weil Sie vorsichtig sind, fragen Sie seine Anwälte, bevor Sie den Mann zum ersten Mal treffen, was er als Gegenleistung verlangt. Sie sind verblüfft, als Sie hören »Nichts. Er will nur die Dinge geraderücken und dafür sorgen, dass der Kreml für seine Verbrechen bezahlt.«

Wirklich? Das klingt zu schön, um wahr zu sein. Aber was soll's, Sie versuchen es. Das ist Ihr Job. Wahrheit, Gerechtigkeit und amerikanische Lebensart. Richtig?

Genau so wäre es – wenn Sie nicht nichts mehr fürchten würden und es nicht Ihr schlimmster Alptraum wäre, dass der russische Verräter alle möglichen Geheimnisse ausplaudert, die später zurückkommen und Ihnen schaden könnten. Was ist, wenn er hässliche Wahrheiten über ein paar sehr mächtige Personen in Ihrer Regierung erzählt, die zufälligerweise gute Freunde Ihres Chefs sind? Was ist, wenn einige der Geheimnisse dieses russischen Agenten unschöne Informationen über Ihre Mentoren, Freunde oder einflussreiche Leute weiter oben sind, die Ihr Gehalt bezahlen? Was ist, wenn Sie wissen, dass Sie alles, was er Ihnen anvertraut, weitermelden müssen und dass es Sie den Job kosten kann? Was ist, wenn Sie argwöhnen, dass viele der Leute, die über Ihnen stehen, in Wirklichkeit mit den Russen zusammenarbeiten, weil sie sich nur für Geld und Macht interessieren statt für traditionelle amerikanische Werte?

In diesem Fall wären Sie nicht etwa begeistert über diesen Seitenwechsler, sondern würden sich vor Angst in die Hose machen. Er wird Ihnen Dinge sagen, die Sie gar nicht hören wollen. Am besten ist es also, ihn zu vergraulen, und wenn das nicht funktioniert, klagen Sie ihn wegen irgendetwas an und sperren ihn so lange wie möglich weg – bis ihn jeder vergessen hat. Bis er wieder das Tageslicht sieht, haben Sie Ihre Beamtenlaufbahn längst beendet und verdienen Geld in der Privatwirtschaft. Das ewige »Drehtür«-Prinzip beim Justizministerium.

Das ist die Analogie, die Parallele, die Downings unglaubliches Verhalten erklärt. Für mich ist sie die einzig sinnvolle Erklärung. Nichts anderes passt in das Bild.

Doch zu all diesen Schlüssen war ich damals noch nicht gekommen. Ich hatte noch nicht das »Vergnügen« gehabt, Kevin Downing und Karen Kelly kennenzulernen. Ich wusste, dass sie mit meinen Anwälten umgingen, als seien Hector und Moran irgendwelche Drogendealer in Baltimore. Aber ich dachte, das sei nur Teil ihres »Böser Bulle«-Spiels und dass später die »guten Bullen« in ihnen zum Vorschein kommen würden. Ich konnte sie nicht richtig einschätzen, bevor wir uns persönlich trafen. Wenn ich jemandem in die Augen schauen kann, weiß ich Bescheid. Und das stand jetzt bevor.

Im Juni 2007 begann in Genf die schönste Zeit des Jahres. All die dicken grauen Wolken über den Alpen lösten sich auf, der See war ruhig und kristallblau und die Frauen auf den Straßen legten ihre dicken Mäntel ab und spazierten in superkurzen Miniröcken und engen Blusen herum. Draußen war Sommer, aber in meinem Kopf herrschte Winter, voller Sturmwolken und Zweifel darüber, was zum Teufel ich da eigentlich machte. Ein mentaler Platzregen prasselte auf meine Logik ein.

Was ist los mit dir, Blödmann? Saint-Tropez ist nicht mehr gut genug für dich? Hast du noch nicht genug Aufregung in deinem Leben? Willst du irgendwo im Gefängnis enden? Musst du dich jetzt unbedingt rächen, anstatt einfach jemanden flachzulegen?

Nun, ich denke, die Antworten auf diese vielen Fragen an mich selbst lauteten: »Ich bin immer noch ein Hammer auf der Suche nach Nägeln« sowie: »Nein«, »Nein«, »Nein« und »Ja«.

Also packte ich meine Taschen, zusammen mit einem Koffer voller Akten, Sicherungskopien auf CD und etwas, das ich in Anlehnung an die inoffiziellen Agenten in *Mission Impossible* als meine »NOC«-Liste (für Non-Official Cover) bezeichnete. Das waren die Asse in meinem Ärmel – die Namen der steuerhinterziehenden Kunden bei meiner

Bank. Natürlich hatte ich keinerlei Absicht, diese Liste aus der Hand zu geben, wenn ich nicht vorher ein paar Garantien bekommen würde. Aber ich musste bereit sein für den Fall, dass die Sonne scheint. Und wenn Sie finden, dass ich schon vorher aufgepasst hatte, dann können Sie mir glauben, dass ich jetzt supervorsichtig war. Wenn die Schweizer irgendwie Wind davon bekämen, was ich trieb, würden sie während meiner Abwesenheit vielleicht meine Wohnung auf den Kopf stellen. Also schaffte ich alle Beweise von dort weg, mietete bei einer kleinen Bank ein Schließfach und deponierte dort vollständige Kopien meines Informationsschatzes; im Büro von Poncet hinterlegte ich weitere Duplikate.

Wieder sagte ich niemandem, wohin es mich zog, weder meinen Freunden noch Thais oder meiner Haushälterin, und ich nahm keinen Flug direkt nach Washington. Der Genfer Flughafen lag nur 15 Minuten von meiner Wohnung entfernt. Ich fuhr mit dem Taxi dorthin und kaufte, um meine Spuren in Genf zu verwischen, wieder ein Ticket nach Boston, das ich bar bezahlte.

* * *

Das US-Justizministerium hat seinen Sitz in einem riesigen Steingebäude auf der Pennsylvania Avenue NW in der Innenstadt von Washington. Den Eingang zieren vier 15 Meter hohe ionische Säulen und das ganze Haus wirkt wie ein ominöser Tempel für allmächtige Götter. In unseren besten Anzügen stiegen Paul Hector, Rick Moran und ich die breite Treppe aus Schiefer hinauf. Die Anwälte schleppten ordentliche, vollgestopfte Aktentaschen mit sich und gerieten ins Schwitzen, während ich ganz »schlank« kam, nur mit Visitenkarten, einem kleinen Notizbuch und einem Stift bei mir. Wir passierten die Sicherheitskontrollen und gleich in der großen Halle des Ministeriums

sah ich die riesige Art-Deco-Statue einer halbnackten Frau in togaähnlichem Gewand, die »Spirit of Justice«, die ihre Hände zum Himmel erhebt. Eigentlich war eine ihrer Brüste vollständig nackt zu sehen gewesen, doch das war vorbei, denn das Ministerium hatte 8000 Dollar für hübsche Tücher ausgegeben, um den aufgerichteten Nippel zu bedecken. Genau hier und jetzt hätte mir klar werden müssen, dass dieser Tempel der Verkniffenheit nicht der richtige Anlaufpunkt für einen Birkenfeld war.

Ein Jurastudent im Sommerpraktikum holte uns ab und wir gingen einen langen Flur entlang, vorbei an wichtig dreinblickenden Staatsanwälten, Bundesbeamten und Frauen in schicken Hosenanzügen, deren Absätze auf dem Marmor klickten. Dann mit einem Aufzug nach oben und über einen weiteren langen Flur zur Steuerabteilung. Der Praktikant öffnete die Tür zu einem großen Konferenzraum und verschwand so schnell, wie er konnte.

Kevin Downing saß auf dem Platz des Vorsitzenden am Kopf des Tisches, flankiert von Karen Kelly und einem Mann namens Matthew Kutz, der sich als Strafverfolger aus dem IRS, sonst als Treasury Agent bezeichnet, erwies. Ich schaute Downing an und mir schoss durch den Kopf: *Oh-oh, der Typ denkt, er ist Eliot Ness* – kurze braune Haare, eisblaue Augen, Knollennase, breiter Kiefer und Lippen wie eine Schlange. Kelly war klein und quoll aus einem braunen Anzug von Kmart heraus, mit winzigen dunklen Augen und ständig gerunzelter Stirn unter einer leblos flachen Frisur; sie wirkte auf mich dumm wie Bohnenstroh. Kutz war schmal und trug einen eckigen, zu großen blassblauen Anzug, und mit seinem Bürstenhaarschnitt sah er aus, als hielte er sich für einen Kämpfer. Immerhin schaute er freundlicher als die anderen, wahrscheinlich weil er nicht vom Justizministerium war.

Meine Anwälte stellten ihre Taschen ab und lächelten stolz. »Guten Morgen zusammen«, begrüßte Hector die Runde. »Wir möchten Ihnen unseren Mandanten vorstellen, Mr. Bradley Birkenfeld.«

Ich nickte und lächelte, doch bevor ich ein Wort der Begrüßung herausbringen konnte, sprang einer der Anwesenden vor Wut fast aus seinem Stuhl, wies mit dem Finger auf mich und rief: »Sie sind kein Whistleblower, Sie sind nur ein Tippgeber!«

Ich warf meinen Kopf zurück, fassungslos.

Entschuldigung? Hatten wir einen schrecklichen One-Night-Stand, an den ich mich nicht erinnere?

Moran zog einen Stuhl für mich heran und ich flüsterte ihm zu: »Was zum Teufel soll das denn? In so ein Meeting bringen Sie mich?«

»Entspannen Sie sich«, murmelte er. »Wir sind schon hier. Das war nur die Spieleröffnung.«

Aber er lag falsch. Downing starrte mich an, als wäre ich gerade mit einem toten Stinktier bei seinem Grillabend erschienen. Ich setzte mich neben meine Anwälte und holte tief Luft.

»Also gut, fangen wir noch einmal mit Ihrem Namen an«, grunzte Downing, »Buchstabieren Sie ihn bitte.« Ich buchstabierte. »Ihre Anwälte behaupten, Sie hätten Informationen, an denen wir interessiert sein könnten, Mr. Birkenfeld.«

»Ja«, spottete sein Sitznachbar, »einen Fall, wie man ihn nur einmal im Leben bekommt.«

Ich dachte kurz daran, über den Tisch zu hechten und die dumme Nuss zu erwürgen, aber ich ignorierte sie. Dann suchte ich nach dem ruhigsten Punkt in mir und blieb ganz cool.

»Sie *sollten* daran interessiert sein, Mr. Downing«, gab ich zurück. »Denn immerhin geht es um eine der größten Banken der Welt und sie betrügt die amerikanischen Steuerzahler seit Jahrzehnten.«

»Und welche Bank war das nochmal?«

»UBS AG. Union Bank of Switzerland.«

Etwas huschte über sein Gesicht, wie ein mentaler Rülpser.

»Und Sie haben dabei geholfen.«

Ich lehnte mich im Stuhl zurück, legte den Kopf auf die Seite und zeigte mein »Dich ess ich zum Frühstück«-Lächeln.

»Wenn Sie es nicht hören wollen, sagen Sie einfach Bescheid. Ich bin sicher, dass jemand anderes fasziniert davon sein wird.«

»Ich würde es wirklich sehr gern hören«, sagte Kutz.

Okay, dachte ich, *immerhin einer von denen hat ein Gehirn*.

»Ja, Mr. Birkenfeld«, sagte Downing, »erzählen Sie.«

Und das tat ich. In den nächsten zwei Stunden berichtete ich über alle meine beruflichen Stationen, wie ich bei Credit Suisse begonnen hatte, zu Barclays wechselte und dann bei UBS in den Spitzenbereich der Pyramide kam. Ich erzählte, wie wir bei UBS darin geschult wurden, nordamerikanische Kunden anzuwerben und Nachforschungen durch Bundesbeamte wie die, vor denen ich jetzt saß, zu entgehen. Ich schilderte meine Jäger-und-Sammler-Reisen. Bis zum Mittag war mein Mund staubtrocken und mein Magen knurrte, aber alles, was wir angeboten bekamen, war ein Glas lauwarmes Wasser, als ob wir uns in einem Verhör befänden. Ich fragte mich, ob bei dem Porträt des damaligen Justizministers Alberto Gonzales, das an der Wand hing, eine Kamera in einem der Augäpfel versteckt oder vielleicht der gesamte Raum verwanzt war, denn meine Zuhörer machten sich nur wenige Notizen.

Schließlich schaute Downing auf seine Uhr und begann, seine Papiere zusammenzusammeln.

»Gut, Mr. Birkenfeld«, sagte er. »Schicken Sie uns all die schriftlichen Beweise, die Sie zu haben behaupten, und wir schauen sie uns an.«

»Nehmen Sie es mir nicht übel, Mr. Downing«, antwortete ich, »aber ohne Übersetzer werden Sie sie nicht verstehen. Das müsste ich sein, also liefere ich Ihnen die Unterlagen persönlich und gehe alles mit Ihnen durch.«

Sein Gesichtsausdruck fror ein, doch Kutz berührte ihn am Arm und nickte. Der IRS-Mann wusste, wovon ich sprach. Moran schaltete sich ein.

»Können wir über Immunität für Mr. Birkenfeld sprechen und über eine Vorladung?«

Downing schaute mich an. »Nach solchen Sachen zu fragen, ist üblicherweise ein Indiz für Schuld.«

»Ich brauche keinen Schutz vor Ihnen«, sagte ich, »sondern vor den Schweizern. Ich breche bereits jedes Schweizer Gesetz, das es gibt, nur weil ich hier bin.«

»Sie erwarten zu viel«, sagte Downing. »Und viel zu früh.«

Kelly blaffte mich schon wieder an – offenbar ihre einzige Art zu kommunizieren: »Wir wissen, dass Sie nur deshalb hier sind, weil sie eine Belohnung als Whistleblower bekommen wollen.«

Das machte mich richtig wütend. Ich stand aus meinem Stuhl auf und meine Anwälte erhoben sich ebenfalls. Vielleicht dachten sie, ich wollte ihr meinen Montblanc ins Auge stechen.

»Meine Herren und meine Dame«, sagte ich vollkommen beherrscht. »Ich habe diesen Prozess vor eineinhalb Jahren begonnen, lange bevor es die Prämien gab, von denen Sie sprechen. Als ich zum ersten Mal zum Whistleblower wurde, bankintern, habe ich alles riskiert. Die einzige Belohnung, die ich dafür hätte bekommen können, wäre eine Haftstrafe in einem Schweizer Gefängnis gewesen. Wenn es hier in den USA inzwischen eine finanzielle Belohnung gibt, haben Sie dafür gesorgt, nicht ich.«

»Schon gut.« Downing macht eine abweisende Handbewegung. »Wir sehen Sie bald wieder.«

Draußen auf der Straße lockerte ich meine Krawatte. Wir versuchten, ein Taxi zu bekommen, aber es war Mittagszeit in der Hauptstadt, also machten wir uns zu Fuß auf den Weg zurück in die Kanzlei.

»Na ja, das war gar nicht so schlecht.« Hector versuchte, einer Leiche einen Hauch von rosa zu geben.

»Es war total beschissen«, sagte ich.

»Die tun nur so hart«, sagte Moran. »Sie werden schon sehen, die werden bald lockerer.«

Eine Zeitlang setzten wir unseren Weg schweigend fort. Ich dachte darüber nach, wie sehr sich die beiden täuschen konnten. Ich hatte den ganzen Empfang beim Ministerium noch im Mund wie den Geschmack von saurer Milch. Die Haltung dort hatte einfach keinen Sinn.

»Wie ist der aktuelle Stand bei diesen Prämien für Whistleblower?«, fragte ich.

»Der IRS sagt, es geht um 15 bis 30 Prozent von jeglichem illegalem Geld, das auf der Grundlage von Insider-Informationen zurückgeholt wird.«

Wir hatten über diese brandneue Vorschrift schon geredet, als sie im Dezember 2006 erstmals auf dem Radarschirm erschien. Ich wusste aber nicht, dass Hector darüber auch mit Downing gesprochen hatte, vor ihrem ersten Treffen. Er hatte sogar vorgeschlagen, dass das Justizministerium ein eigenes Prämienprogramm für Whistleblower einführen solle. Ein unnötiger Fehler! Mir kam es so vor, als wüsste Hector absolut nichts über die Whistleblower-feindliche Dynamik, die überall in Washington in Gang gekommen war. Also hatte er nichts erreicht, als genau die Leute, an die ich mich wandte, gegen mich

aufzubringen. Dies war der Grund dafür, warum Kelly schon vor sich hin kochte, bevor es zu unserer ersten Begegnung kam.

Ich allerdings verstand sofort, dass solche Programme hauptsächlich als Lockmittel dienen, das dazu gedacht ist, Leute zum Reden zu bringen. Selbst wenn UBS angeklagt werden würde, waren jegliche Einnahmen daraus noch in weiter, weiter Ferne. Wahrscheinlich war ohnehin, dass ich 30 Prozent von nichts bekommen würde. Aber ich dachte, dass die Aussicht darauf meine Anwälte vielleicht einen Gang höherschalten lassen würde.

»Wissen Sie was, beantragen Sie das. Wenn Sie damit Erfolg haben, bekommen Sie 12 Prozent von allem, was ich bekomme. Wir nehmen das in unseren Vertrag mit auf.«

Die Idee gefiel ihnen.

Ich gebe es sehr ungern zu, aber diesen Abend verbrachte ich grübelnd in meinem Hotelzimmer. Das Four Seasons ist nicht gerade eine billige Absteige, also war es vielleicht ein bisschen unangemessen, 600 Dollar hinzulegen, nur um allein in meinem Zimmer zu sitzen, zu trinken und vor mich hin zu murmeln, aber ich musste die Sache für mich klären. Dass die Leute vom Ministerium so feindselig zu mir waren, obwohl ich ihnen doch eine Reihe todsicherer Vorlagen liefern wollte, hatte keinen Sinn. Dann erinnerte ich mich daran, dass die weißkragigen FBI-Clowns in Boston ziemlich genauso reagiert hatten. Vielleicht mochten Downing und Kelly einfach keine Leute, die sie für Spitzel hielten. Oder vielleicht sahen sie mich als Bedrohung für ihre Karriere – jemand, der etwas schaffte, woran sie seit Jahrzehnten gescheitert waren. Vollkommen klar war mir immerhin, dass Kelly dachte, ich sei ein Glücksritter, der es nur auf Geld abgesehen hat. Aber Downing – den verstand ich nicht. Um ihn zu durchschauen, würde ich noch länger brauchen.

Dann erinnerte ich mich, wie wir damals als Kadetten in Norwich einen Fluss durchwaten mussten, mit den Gewehren über unseren Köpfen. Das Wasser wurde immer tiefer und als es über unsere Brust stieg und unsere Hälse erreichte, gerieten einige von uns in Panik und drehten sich um. Aber nicht ich. Ich kam auf der anderen Seite an, durchnässt und außer Atem, aber mit intakter Ehre. Bei der Sache mit dem Justizministerium sah es ganz ähnlich aus. »Geh weiter«, sagte ich zu mir selbst. »Das ist nur ein Test.«

Doch das nächste Treffen in dem muffigen Konferenzraum verlief auch nicht viel besser. Downing zog ein Gesicht, als hätte seine Mama seinen Lieblingspyjama weggeworfen, und Kelly sah aus, als hätte sie in ihrem aufgeblähten Anzug geschlafen und sich nicht die Haare gewaschen. Nur Kutz wirkte frisch, ruhig und unvoreingenommen. Der IRS-Ermittler war ernsthaft daran interessiert, der Spur des Geldes zu folgen statt irgendwelchen politischen Winden.

Seite für Seite zeigte ich ihnen haufenweise UBS-Dokumente, sämtlich solide Beweise für die Absichten der Bank, für ihre Geschäftspraxis und für ihre Missachtung amerikanischer Gesetze, sowie dringende E-Mails an uns Privatbanker, in denen unsere Vorgesetzten noch bessere Ergebnisse forderten. Ich erklärte genau die Prozesse für das Eröffnen und Führen von Nummernkonten – Informationen, die mit Sicherheit noch nie ein Beamter der US-Regierung zu hören bekommen hatte. Ich bemühte sogar meine Zeichenkünste und fertigte Skizzen unserer unterirdischen Tresorräume an und berichtete, welche Arten von geheimen Schätzen nordamerikanische Kunden dort aufbewahrten: Juwelen, Bargeld, Inhaberschuldverschreibungen, Kunstwerke und sogar Gold- und Silberbarren im Wert von vielen Millionen Dollar.

Downing aber reagierte darauf mit absurden Fragen zu irrelevanten Nebensächlichkeiten. Er wollte wissen, wie viel Geld ich verdiente, auf welche Weise und wie häufig, und intime Details über meinen persönlichen Lebensstil hören – so als wollte er sein Gehalt und Vorstadtdasein als Bürokrat mit meiner Lebensweise vergleichen. Es war wie ein verdammtes Verhör. Kutz allerdings machte sich eifrig Notizen und fragte sachlich nach Trust-Strukturen, Gebühren für die Kunden und den Bankprodukten, die UBS den Inhabern der Geheimkonten aufdrängte. Nach vier Stunden jedoch brachte mich Downings totales Unwissen über das internationale Finanzwesen zu der Überzeugung, dass er kaum sein eigenes Konto ausgeglichen halten konnte. Und Kelly wirkte weiterhin dumm wie eine Zaunlatte und wiederholte ihr Mantra vom Tag zuvor.

»Seien Sie ehrlich, Mr. Birkenfeld, Sie sind nur wegen einer Belohnung hier.«

»Das stimmt«, sagte ich. »Ich hoffe auf den Friedensnobelpreis.«

Moran trat mir unter dem Tisch gegen mein Schienbein.

»Na gut«, sagte Downing und schob meinen zehn Zentimeter hohen Dokumentenstapel zur Seite. »Sprechen wir über ein paar dieser Kundennamen.«

»Sprechen wir über Immunität und eine Vorladung für Mr. Birkenfeld«, sagte Hector.

»Ich denke, wir haben unsere Haltung dazu deutlich gemacht«, knurrte Downing. »Was wir hier bislang haben, ist bestenfalls dünn, und …«

Ich unterbrach ihn. »Ich werde über einen Kunden sprechen.«

Plötzliche Stille im Raum, alle starrten mich an.

»Abdul Aziz Abbas«, sagte ich.

»Und wer soll das sein?«, fragte Downing.

»Ein Iraker, lebt in New York City. Er ist sogar ein persönlicher Kunde meines Chefs, Christian Bovay, aber ich hatte Zugang zu all seinen Unterlagen. Tatsächlich ist er ein so dicker Fisch, dass Bovay eine eigene Telefonleitung für ihn in seinem Büro hat. Das weiß ich, weil es einmal, als ich ziemlich neu in der Bank war, wie wild klingelte und Bovay nicht da war. Also ging ich in sein Büro und nahm ab. Eine Stimme mit ausländischem Akzent am anderen Ende der Leitung brüllte mich an: ›Wer ist da und warum gehen Sie an dieses Telefon?!‹«

»Na gut«, grunzte Downing. »Und was für Positionen hat dieser Abbas bei UBS gehabt?«

»Vierhundertzwanzig Millionen Dollar auf sechs Nummernkonten. Außerdem besitzt er eine 40 Millionen Dollar teure Maisonettewohnung im 46. und 47. Stock des Olympic Tower in Manhattan« (Abbildung 15).

Kutz pfiff. »Das ist eine verdammte Menge Geld.«

»Richtig, Mr. Kutz. Sie beginnen zu verstehen. Und überlegen Sie nur, wir hatten *19.000* solcher Kunden in unseren Schweizer Filialen.«

»Und wie hat dieser angebliche Inhaber eines nicht deklarierten Kontos sein Geld verdient?«, fragte Kelly. Zum ersten Mal in diesen zwei Tagen hatte ich ihre Aufmerksamkeit.

»Er hat illegale Ölgeschäfte mit dem Regime von Saddam Hussein gemacht, und er ist der Kunde mit dem meisten Geld in der ganzen Nordamerika-Abteilung.« All das hatte Christian Bovay mir gegenüber bestätigt.

Mir war natürlich klar, dass ich ohne Vorladung oder andere rechtliche Zwänge keine konkreten Kundennamen nennen durfte. Allerdings hatte ich keine Bedenken, in diesem besonders schmierigen Fall freiwillig auszupacken. Schließlich lebten wir in der Welt nach 9/11 und diesem Abbas stand Terrorismus auf die Stirn geschrieben. *Sorry,*

meine Schweizer Freunde, aber Terrorismusbekämpfung ist wichtiger als euer Bankgeheimnis. Tatsächlich waren viele in der Regierung Bush der Ansicht, dass die Anschläge vom 11. September 2001 von Saddam Hussein unterstützt worden waren. Also wollten die Ermittler im Justizministerium in Washington D.C. meine Informationen bestimmt am dringendsten hören – dachte ich jedenfalls.

Dieses Mal besaß ich die ungeteilte Aufmerksamkeit aller Anwesenden. Ihre Augen waren starr auf mich gerichtet und sie warteten, was ich als Nächstes sagen würde.

»Oh, und es gibt noch eine andere Sache, die Sie wissen sollten.«

»Und die wäre?«, fragte Downing.

»Soweit ich weiß, ist Abbas ein guter Freund von Rudy Giuliani.«

Es war, als hätte jemand die Nadel quer über eine Schallplatte gezogen. Downing, der aus New York stammt, streckte mir sofort seine offene Handfläche entgegen und sagte laut: »Wir sind an Nicht-Amerikanern nicht interessiert!« Ich versuchte, etwas zu sagen, aber er wiederholte einfach immer wieder sein Mantra, fast in Panik. Er benahm sich wie ein Kind, das sich die Finger in die Ohren steckt, die Augen zukneift und laut summt, um eine unschöne Neuigkeit nicht hören zu müssen.

Nicht interessiert an Nicht-Amerikanern? Diese Bank wird von Nicht-Amerikanern geführt, du dämlicher Trottel, dachte ich. Downing redete offensichtlich völlige Scheiße. Ich hatte bei ihm einen Nerv getroffen. Irgendetwas stimmte hier nicht. Giuliani war sein lokaler Held, der im Kampf um die Nominierung als Präsidentschaftskandidat weit vorne lag. Plötzlich sah ich die drei Bundesbeamten vor mir als blöde Affen: *nichts Böses sehen, nichts Böses hören, nichts Böses sagen*.

Na gut. Ich ging zu einem weiteren Thema über, bei dem Downing und Co. vollkommen ahnungslos waren.

»Ich kenne eine Möglichkeit, wie Sie die Bank im ersten Zug des Spiels schachmatt setzen können.« In sechs Monaten, erzählte ich, Anfang Dezember 2007, würde die Art Basel Exhibition in Miami stattfinden. »UBS ist der Hauptsponsor der Veranstaltung, wofür es einen guten Grund gibt: Die Privatbanker aus der Nordamerika-Abteilung sollen aus der Schweiz dort hinfliegen und wohlhabende Amerikaner dazu bringen, geheime Schweizer Konten zu eröffnen. Und diese Banker kommen mit Deckung von UBS Amerika. Täuschen Sie sich nicht: UBS Amerika steckt knietief mit in der Sache drin.«

Ich war nicht einmal sicher, dass Downing mich hörte. Er war immer noch erschüttert von der Giuliani-Sache. Aber ich machte weiter.

»Ich kenne die Namen von allen UBS-Privatbankern, die nach Miami fliegen, ihre Mobiltelefonnummern und ihre E-Mail-Adressen. Jeder von ihnen wird beim Zoll angeben, dass er privat unterwegs ist und nicht etwa beruflich, was gegen US-Gesetze verstoßen würde. Sie alle sind von der Bank dazu instruiert worden. Jeder wird einen von UBS zur Verfügung gestellten Laptop und einen BlackBerry dabeihaben. Auf den Laptops sind die Kontodaten ihrer jeweiligen Kunden; jeder von diesen Bankern hat bis zu 200 amerikanische Kunden. Wenn Sie diese Laptops in die Hand bekommen, heißt das Spiel, Satz und Sieg.«

Ich schob eine große Tabelle über den Tisch, in der all die harten Informationen standen, die ich gerade aufgezählt hatte: vollständiger Name, Mobiltelefonnummer und E-Mail-Adresse von jedem dieser UBS-Banker, zusammen mit den Hotels, in denen sie wohnen würden.

»Hier ist Ihre Master-Liste«, sagte ich. »Wir leben in der Welt nach 9/11. Sie können fast alles überwachen, was so gut wie überall auf der Welt vor sich geht. Das ist ein Kinderspiel. Sie müssen nichts weiter tun als diese Namen nehmen und sich mit dem Heimatschutz in Verbindung setzen. Sie werden genau erfahren, wann die Banker

ankommen, und können sie dann entweder am Flughafen abfangen oder in ihren Hotels, zusammen mit ihren Laptops und BlackBerrys. Aber sie müssen sehr schnell und koordiniert zuschlagen, denn die Laptops und BlackBerrys haben ›Panik-Knöpfe‹, die sofort sämtliche Daten von den Geräten löschen, wenn sie gedrückt werden. Sie dürfen diesen Leuten keine Gelegenheit geben, diesen Knopf zu drücken. Sie müssen sie schnell hochnehmen.«

Downing und Kelly hatten den Gesichtsausdruck von blassen Bürokraten, denen »Sagen Sie mir nicht, wie ich meinen Job zu erledigen habe« auf der Stirn geschrieben stand. Bestimmt kennen Sie diesen Blick. Sie sehen ihn, wenn sie in einer Schlange, die nur mit schmerzhafter Langsamkeit kürzer wird, darauf warten, in der Kfz-Zulassungsstelle oder in der Post endlich dranzukommen. Trotzdem unternahm ich einen weiteren Versuch, den beiden klarzumachen, dass ich ihnen den dicksten Lottogewinn zuschob, den sie in ihrem Leben je sehen würden.

»Wenn jeder von den Bankern bis zu 200 Kunden hat, kommen Sie auf einen Schlag problemlos an die Daten von mehr als tausend amerikanischen Kontoinhabern bei UBS!«

»Sie schauen zu viel Fernsehen«, platzte Downing heraus. »Das ist Hollywood.« Er tat die ganze Vorstellung sofort komplett ab. Dabei hatte sie mit Fernsehen nichts zu tun – ich sehe eigentlich fast nie fern. Eindeutig wollte Downing nicht mit Methoden arbeiten, die nicht ihm selbst zuerst eingefallen waren. Verdammt, es hätte ja sogar passieren können, dass ich die Lorbeeren dafür einheimse – statt er! Das durfte nicht sein.

Glauben Sie mir, der Plan hätte funktioniert. Die US-Strafverfolgungsbehörden hätten nicht nur die Daten von mehr als 1000 amerikanischen Kontoinhabern bei UBS in ihre Hände bekommen,

sondern auch eine ganze Reihe Privatbanker von dort. Die Banker hätten sie dann nach weiteren Informationen ausquetschen können, um das Material zu bestätigen, das ich dem Justizministerium schon gegeben hatte. Ein Volltreffer, richtig?

Falsch. Das war es plötzlich. Meeting beendet. Downing und Kelly standen auf und marschierten zur Tür, Kutz folgte ihnen wie ein verwirrtes Hündchen.

»Wir geben Ihnen noch eine Chance«, blaffte Downing mich und meine Anwälte an. »Liefern Sie uns ernsthafte Informationen über *amerikanische Steuerhinterzieher* und wir denken möglicherweise über Ihre Wünsche nach.«

Dann waren sie weg, und wenig später auch wir.

»Was zum Teufel war das?« Ich schäumte, als es uns gelang, uns zu dritt in ein Taxi zu quetschen.

»Es könnte sein, dass sie denen einfach Angst gemacht haben«, meinte Moran.

Hector nickte. »Diese Sache mit Abbas und Giuliani. Mussten Sie denen ausgerechnet diesen Namen nennen? Jesus, Brad!«

»Was soll's, wenn die keine Hitze vertragen …«, sagte ich. »Zumindest haben sie so einen kleinen Vorgeschmack von dem bekommen, was ich hier wirklich habe. Vielleicht lassen sie sich jetzt auf einen Deal ein.«

»Drücken wir die Daumen«, sagte Moran.

»Also gut, meine Herren«, sagte ich, »ich gebe dem Ministerium noch eine Chance, und dann war's das.«

Aber dieser letzte Schuss war ein Rohrkrepierer. Das nächste Treffen dauerte weniger als eine Stunde. Kutz war nicht dabei, Downing und Kelly verhielten sich, als wären sie bei der Beichte gewesen und der Priester hätte sie ermahnt, ihren Tanz mit dem Teufel sofort zu

beenden. Hector und Moran versuchten ein weiteres Mal, eine Vorladung oder Immunitätszusage für mich zu erhalten, aber Downing stellte sich taub.

»Wir werden all diese Dokumente gründlich durchsehen und Sie dann über unsere Position informieren.«

»Wann können wir uns bei Ihnen melden?«, fragte Hector.

»Rufen Sie uns nicht an. Wir rufen Sie an.«

»Das kenne ich von irgendwoher«, murmelte Moran.

Und dann waren wir wieder draußen. Ich hatte mich schon vorher ein- oder zweimal in meinem Leben entmutigt gefühlt, aber das war einer der Tiefpunkte. Ich hatte die weite Reise gemacht, um persönlich einen Sieg für die amerikanischen Steuerzahler und eine Gelegenheit zum Teeren und Federn des empörend korrupten Schweizer Systems zu schaffen, und alles, was ich bekam, war ein Tritt in den Arsch. Ernsthaft, ich fühlte mich geohrfeigt.

»Das wird nichts mehr«, sagte ich zu meinen Anwälten. »Versuchen wir es bei jemandem, der zuhört. Gehen wir zum Senat.«

»Zum Senat?« Moran blieb stehen und schaute mich an. Dann zeigte er in die Richtung des Parlamentsgebäudes. »Sie meinen diese Leute?«

»Genau. Besorgen Sie mir eine Vorladung für eine Aussage vor dem Senat. Wenn Sie das machen, gebe ich den Senatoren den gesamten Kram einschließlich der Kundennamen – zusammen mit Adressen, Telefonnummern und den Namen von Yachten, Freundinnen und Rennpferden. Diese Schwachköpfe beim Justizministerium können mich mal.«

»Okay, Brad, wir versuchen es«, sagte Hector. »Wo werden Sie inzwischen sein?«

»Wieder zu Hause.«

»In Genf?«

»Ja, zurzeit fühle ich mich dort eher zu Hause.«

Ich nahm ein Taxi zum Hotel. Ich fühlte mich vollkommen erschöpft, so als wäre ich mit Bleistiefeln einen Drei-Tage-Marathon gelaufen. Und ich war unglaublich wütend. Ich ging in mein Zimmer und einen Augenblick lang hatte ich Lust, den Laden zu zertrümmern, als wäre ich Keith Richards auf Kokain (okay, ein überflüssiger Zusatz ...). Ich zog meinen blöden Anzug aus, goss mir einen steifen Whisky aus der Minibar ein und wollte mich gerade auf den Weg in irgendeinen Park machen, um eine dicke, fette Havanna zu rauchen, als mein Mobiltelefon summte.

Wer zum Henker ist das?, fragte ich mich, als ich dran ging. Aber dann freute ich mich. Es war ein Freund von mir aus London, Ladjel Jafarli.

»Lad-jel«, sagte ich mit einem hörbaren Lächeln. Wie geht's dir, mein Freund?«

»Sehr gut, Brad, und dir?«

»Ich lebe den Traum.«

Er lachte. »Ich nehme an, du bist nicht zufällig in den USA? Ich bin nämlich gerade in Washington bei einem externen Führungskräftetreffen.«

»Wirklich?« Ich dachte rasch nach. Ich hatte Ladjel in meiner Zeit bei Barclays in Marokko kennengelernt und er war extrem diskret. Trotzdem wollte ich niemandem erzählen, was ich gerade trieb. »Ich bin auch hier unten! War jagen und sammeln in Virginia.«

»Das gibt's doch nicht! Was für ein schöner Zufall!«

»Wie ein Weihnachtsgeschenk.«

»Hör zu, Brad, lass uns für ein bisschen Ausruhen und Entspannen nach Cancún fahren.«

»Super Idee! Ich buche Flüge für uns.«

»Brauchst du nicht. Darum habe ich mich schon gekümmert.«

Ich musste nur eine Nanosekunde nachdenken, dann sagte ich zu. Ich brauchte dringend eine Pause, um meinen Kopf wieder klar zu bekommen, und ein paar Tage Mexiko hörten sich an wie genau das, was mir der Psychiater verschrieben hätte. Ich sagte Ladjel, wo ich wohnte.

»Hervorragend«, sagte er, ich hole dich in zwei Stunden ab.«

Auf den Schlag genau zwei Stunden später fuhr eine lange schwarze Limousine vor dem Hotel vor. Ladjel sprang heraus und schüttelte meine Hand, seine weißen Zähne strahlten im Sonnenlicht. Er stammte aus Algerien, hatte lockige schwarze Haare und Augen, die Frauen ohnmächtig werden lassen, und weil er in Genf aufgewachsen war, sprach er fließend Französisch. Er war ein wunderbarer Kerl und großzügiger Freund, so wie Mario Staggl oder Sanjay Kumar. Ich wusste, dass ich ihm vertrauen und jede Menge Spaß mit ihm haben konnte.

Trotzdem traute ich mich nicht, ihm zu sagen, was ich vorhatte. Wir fuhren zum Dulles International Airport, grinsend und bereit zum Feiern. Ladjel wusste, dass ich nicht mehr bei UBS arbeitete, und hatte auch von meiner Klage gegen die Bank gehört, aber ich merkte, dass er nichts von meinem internen Whistleblowing ahnte und erst recht nichts von dem, was ich in Washington wirklich tat. Ja, das stimmte, erzählte ich ihm, und dass ich begonnen hätte, für einen Freund in der Private-Equity-Branche zu arbeiten, und dass das mein neuer Beruf sein würde. Er hatte reichlich Ideen und Kontakte dazu und wir plauderten über all die Möglichkeiten.

Als wir am Flughafen ankamen, fuhr die Limousine an den Terminals vorbei um das Gebäude herum zu einem Parkplatz für Privatjets, wo eine strahlend weiße Citation X auf dem glühenden Asphalt stand. Ich lachte.

»Ich dachte, wir nehmen einen Linienflug.«

»Sei kein Spießer«, sagte Ladjel. »Wozu verdienen wir so viel Geld, wenn wir dann nicht mit ›The Bird‹ fliegen?«

Also jetteten wir los nach Cancún, nur wir zwei in dieser glänzenden Stahlröhre, mit zwei Piloten, einer sehr ansehnlichen Flugbegleiterin und reichlich Scotch. Ladjels Bank in London war nicht der Eigentümer des Flugzeugs, beteiligte sich aber an einem »Private Jet Share«-Programm, so dass ihr das schlanke Biest zur Verfügung stand. Unterwegs buchte er für uns Zimmer im Ritz-Carlton, einem Fünf-Sterne-Resort direkt am Strand von Cancún. Meine Erinnerung an dieses viertägige Abenteuer ist ein Wirbel aus grün, rosa und blau. Über die sorgfältig gepflegten Rasenflächen beugten sich smaragdgrüne Palmen und wogten in der Atlantikbrise, während wir am Pool lagen und tranken. Rosatöne waren allgegenwärtig: auf den Tischdecken, den Lounge-Sesseln, der Gipsbrücke zum Yachtbecken und auf der von der Sonne geröteten Haut schöner, gutsituierter Frauen. Die Bucht war kristallblau, wir segelten in ihr und sprangen in sie hinein, und ich fühlte mich, als würde das Wasser den hässlichen Schleim Washingtons von meinem Körper und aus meinem Hirn waschen. Ladjel und ich sprachen über Geschäfte, Vergnügungen und Frauen, aber immer noch erwähnte ich kein einziges Mal den wahren Grund meiner jüngsten Washington-Reise. Wir lachten viel, hatten Spaß, bis wir uns schließlich wieder den Realitäten des Lebens beugten und den Jet bestiegen, ausgeruht, gebräunt und bereit, uns den nächsten Herausforderungen zu stellen.

In den USA müssen Privatflugzeuge nach dem Eintreten in den US-Luftraum für eine Überprüfung durch die Zoll- und Einwanderungsbehörde am nächstmöglichen Flughafen landen. Also machten wir einen Stopp in El Paso, wo ich es mir nicht verkneifen

konnte, Ladjel auf die Absurdität der effektiven Kontrollen am Flughafen im Vergleich zu der Landroute ein paar Meilen weiter südlich hinzuweisen: Dort wateten mexikanische Drogenkuriere durch den Fluss und entgingen problemlos der US-Grenzpolizei.

»Das stimmt, dein Land hat sehr interessante Theorien zu Grenzsicherheit«, antwortete er.

»Washington interessiert sich einen Scheiß für die Grenze«, sagte ich. »Die nehmen Stimmen von jedem, der ein Kreuz machen kann, selbst wenn er gerade erst den Bürgermeister von Juárez getötet hat.«

Der Jet stand eine Weile auf der Rollbahn, bis zwei uniformierte Beamte der Zoll- und Einwanderungsbehörde an Bord kamen. Sie schauten sich meinen US-Pass an, gaben ihn mir zurück und prüften dann den Schweizer Pass von Ladjel.

»Bitte steigen Sie aus dem Flugzeug, Mr. Jafarli«, sagte einer von ihnen. »Es wird nicht lange dauern.«

Ladjel zuckte mit den Schultern und stieg aus. Ich grinste, prostete ihm zu und trank weiter, bis er nach ungefähr 15 Minuten wieder zurückkam.

»Und, haben sie gründlich deine Körperöffnungen durchsucht?«

»Nein«, sagte er. »Ich war sehr dankbar dafür, dass ich mich nicht vornüberbeugen musste. Aber es war schon komisch. Sie haben meinen Pass kopiert, ein paar harmlose Fragen gestellt und mich dann gehen lassen.«

»Na ja, du sieht aus wie ein Terrorist, hast einen Schweizer Pass, lebst in London und bist Managing Director bei Credit Suisse. Ein böser Junge erster Klasse, aber definitiv gefährlich.«

Ein paar Stunden später setzten wir in Dulles auf. Ich dankte Ladjel überschwänglich für den Ausflug, versprach ihm, mich in London bald irgendwie zu revanchieren, und nach einer Umarmung trennten sich

unsere Wege. Er flog weiter nach England und ich buchte den ersten Flug nach Genf, den ich bekommen konnte. Ich fühlte mich wie neugeboren und machte mir nicht mehr so viele Sorgen wegen meines Misserfolgs beim Justizministerium. Es gab noch reichlich andere Behörden und Personen in Washington, überlegte ich mir, viel schlauere Leute, die meine Bemühungen zu schätzen wissen würden. Wir mussten sie nur finden und dann das nächste Kapitel beginnen.

Eine Woche verging. Als ich nichts von Hector und Moran hörte, wurde ich endlich ungeduldig und rief sie an, von einem öffentlichen Telefon aus natürlich.

»Irgendwas Neues von den Arschgesichtern im Ministerium?«

»Noch nichts«, sagte Hector.

»Und wie läuft es beim Senat?«

»Wir arbeiten dran, Brad.«

»Gut, arbeiten Sie ein bisschen schneller, Paul. Ich werde nicht jünger hier drüben.«

Ich legte auf, frustriert. Die beiden waren nette Kerle, aber das ist bei Rechtsanwälten nicht unbedingt ein Vorteil. Es bereitete mir nicht gerade ein warmes und wohliges Gefühl, dass ich sie darin coachen musste, was sie tun, wohin sie gehen und wie sie kreative Lösungen finden sollten. Aber sie waren eben die einzigen Anwälte ohne Interessenkonflikt, die ich gefunden hatte, und wenigstens schienen sie ehrlich zu sein.

Ein paar Tage später klingelte mein Mobiltelefon, während ich gerade zu Hause war. Es war Ladjel aus London, und er klang ungewöhnlich angespannt.

»Brad, ich habe gerade mit jemandem aus der Compliance-Abteilung von UBS telefoniert.«

»Du hast aber merkwürdige Freunde«, scherzte ich, weil ich seinen Ton noch nicht richtig verstanden hatte.

»Du hast vielleicht keine Freunde mehr bei der Bank«, sagte er. »Ich aber, zum Glück für uns, schon. Hör zu, jemand hat ihr einen Brief geschickt, angeblich ich. Aber Gott ist mein Zeuge: Er war *nicht* von mir. Gib mir deine Faxnummer.«

»Was ist denn los, Ladjel?«

»Das siehst du gleich, und es wird dir nicht gefallen.« Dann fügte er noch hinzu: »Und Bradley, pass auf deinen Arsch auf.«

Ich gab ihm die Nummer, er legte auf. Ein paar Minuten später schaltete sich mein Faxgerät ein und spuckte eine einzelne Seite aus. Während ich las, spürte ich, wie die Hitze in meinen Beinen hochstieg und meinen Hals versengte. Das Schreiben war adressiert an die Rechtsabteilung im UBS-Hauptquartier in Genf. Ich gebe es hier wörtlich wieder.

> Juli 2007
> UBS AG
> c/o Vermögensverwaltung und Geschäftsbanking
> Rechtsabteilung
> 2, Rue de la Confédération
> CH-1204 Genf
>
> Sehr geehrte UBS Genf:
>
> Ich informiere Sie, dass einer Ihrer Ex-Mitarbeiter in Vermögensverwaltung/Schlüsselkunden, Bradley Birkenfeld, versucht, ein schweres juristisches Problem für Ihre Bank zu verursachen.

Vor kurzem hat er bewusst versucht, trotz Ihres besiegelten Vergleichs vor dem Schweizer Gericht über seine Beschäftigung, Behörden des US-Justizministeriums zu kontaktieren, um proprietäre Bankverfahren bekanntzumachen, die möglicherweise gegen US-Gesetze verstoßen.

Zu dieser Zeit erwägt das Büro des US-Justizministeriums, Washington D.C., Vorladungen für bestimmte UBS-Führungskräfte sowie gegen die Bank selbst auszusprechen. Und ihn für seine Whistleblower-Initiativen zu belohnen.

Bitte prüfen Sie mit Ihren Rechtsanwälten die rachsüchtigen und unprofessionellen Betätigungen von Mr. Birkenfeld, der in der Schweiz wohnt.

Ich nehme an, dass Sie meine Kontaktaufnahme zu Ihnen strengstens vertraulich halten. Ich bin ebenfalls ein Schweizer Bürger.

Mit freundlichen Grüßen
L. Jafarli
London

Ich las es noch mal und dann noch mal. Und dann las ich es ein weiteres verdammtes Mal, während mir wegen des Dampfs, der aus meinem Hirn schoss, beinahe die Ohren abfielen. Die Sprache war eigenartig, gestelzt, so als ob jemand einen Ausländer nachahmen wollte, der auf Englisch schreibt. »Unprofessionelle *Betätigungen*?« Das Englisch von Ladjel war perfekt, viel flüssiger als dieses Stück Unsinn. Und am Ende stand Ladjels Name, getippt, aber nicht seine

Unterschrift. Eine Unterschrift ist wie ein Fingerabdruck. Wenn man ein Betrüger ist, der mit Tricks arbeitet, tippt man sie.

Ich ging zu meinem Balkon, öffnete die Flügeltüren und starrte auf die Schweizer Alpen hinter dem See. Ich hatte gar nicht bemerkt, dass mir das Fax aus den Fingern geglitten und auf den Boden getrudelt war. Niemand, und damit meine ich keine einzige Menschenseele außer meinen Anwälten in Genf und Washington, wusste, dass ich in den USA im Justizministerium gewesen war. Keine der Kanzleien wusste von meinem Freund Ladjel und Ladjel hatte keine Ahnung von meinen Aktivitäten in Washington. Und selbst wenn er die gehabt hätte, wusste ich genau, dass er mich niemals auf diese Weise verraten, mir dann den Beweis dafür zeigen und so tun würde, als würde er mich wie ein besorgter Freund warnen. Verdammt, er war wirklich mein Freund, und das schon seit Jahren! Er versuchte, meine Haut zu retten.

Aber wer hatte es dann auf mich abgesehen? Dann fiel mir plötzlich die Zollkontrolle in Texas ein. Sie hatten Ladjel aus dem Flugzeug geholt, allein, nur um seine Daten aufzunehmen, möglicherweise auf Anweisung von ... Kevin Arschloch Downing. Aber wenn Downing dahintersteckte, woher wusste er, wohin ich nach meiner Reise nach Washington geflogen war? Vielleicht hatte er mein Telefon angezapft und mich beschatten lassen. Man hätte uns bis zum Flughafen folgen und dann einfach den Flugplan für die Citation X verlangen können. Bei unserer Rückkehr hätte der Zoll schon seine Anweisungen gehabt und das Justizministerium sein nichts ahnendes Werkzeug: Ladjel, einen hoch angesehenen Investmentbanker mit Schweizer Pass.

Mein Blut kochte. Irgendjemand in der US-Regierung, entweder Downing und seine beschissenen Vasallen oder jemand anderes, versuchte, mich in eine Schweizer Gefängniszelle werfen zu lassen.

Oder noch schlimmer: Man versuchte, dafür zu sorgen, dass ich getötet werde.

Kapitel 9
Auf dem Drahtseil

»Es gibt nur eine Möglichkeit, um Kritik zu verhindern: nichts tun, nichts sagen und nichts sein.«

Aristoteles, griechischer Philosoph

Wenn man von der eigenen Regierung betrogen wird, fühlt sich das an, wie wenn man von einem Esel einen Tritt direkt in die Eier bekommt.

Ich war im Glauben an die unverrückbaren Grundfeste unseres amerikanischen Justizsystems aufgewachsen. So wurde es mir als Kind beigebracht: Egal, was auch passiert, stets würden die Verfassung und die Bill of Rights, die wundervollsten Dokumente auf Erden seit den zehn Geboten und der Magna Charta, meine Rechte als amerikanischer Bürger garantieren. Und wenn mir vorgeworfen werden würde, die Gesetze meines Landes zu brechen, würde nicht ein einzelner kleiner Strafverfolgungsbeamter – möglicherweise verbittert, korrupt und von persönlichen Rachemotiven geleitet – über mein Schicksal entscheiden, sondern »Die zwölf Geschworenen« – eine Jury aus meinen Landsleuten, sämtlich gute und wahrhaftige Menschen.

Ja, es gab in der amerikanischen Geschichte Zeiten, auf die keiner von uns Patrioten stolz ist, doch anschließend kam es immer zu Korrekturen. Und natürlich hatten auch in der Regierung gelegentlich Schurken gearbeitet, selbst in der jüngeren Vergangenheit. Aber ich hatte nie geglaubt, dass mir etwas wie das passieren könnte, was ich gerade erlebte. Amerikanische Staatsanwälte und Regierungsbeamte

konnten nicht mehr zu Gaunern werden, hatte ich geglaubt. Es gab die Gewaltenteilung und eine gegenseitige Kontrolle durch aufmerksame Aufpasser, die den Mächtigen auf die Finger sehen. Wir waren nicht im Berlin der 1930er-Jahre und das Justizministerium war nicht die Gestapo. Daran glaubte ich fest. Jetzt aber fühlte ich mich wie ein Fußsoldat der Mafia, der beschlossen hatte, zum Wohl der Gemeinschaft seinen Paten zu verraten und jedes blutverschmierte Geheimnis offenzulegen, das zuvor von der Omertà geschützt war. Nur hatte ich mich einem FBI-Agenten namens Michael Corleone offenbart.

Der angebliche Brief von Ladjel erschütterte meine Welt. Ich wusste nicht mehr, wem ich trauen konnte. Dabei ging es nicht um so etwas Banales wie eine untreue Partnerin. Es war, als wäre ich eiskalt von der Erkenntnis erwischt worden, dass sich meine gesamte Familie gegen mich verschworen, eine Fünf-Millionen-Dollar-Lebensversicherung auf mich abgeschlossen und einen Killer beauftragt hatte, mir von hinten eine Kugel in den Kopf zu jagen.

Ich hasse es, es gegenüber Ladjel zuzugeben, aber ich versuchte, mir noch einmal jedes Wort aus jedem Gespräch ins Gedächtnis zu rufen, das wir seit seinem Anruf bei mir im Four Seasons geführt hatten, während unseres gesamten Ausflugs nach Mexiko und bis zum letzten Handschlag und der Umarmung am Dulles Airport. Zumindest jedes Wort, an das ich mich erinnern konnte, denn einen Teil unserer gemeinsamen Zeit hatten wir im Rausch verbracht. Aber mir fiel nichts ein. Keine merkwürdigen Versprecher von Ladjel, keine seltsamen Nachfragen, keine übermäßig neugierigen Erkundigungen von ihm über den Stand meiner Beziehungen zu UBS, meine zukünftige Karriereplanung oder meine Zufriedenheit mit dem Ergebnis meiner Klage. Ich überprüfte ihn in meinem Kopf und er bestand ohne Makel. Aber es war hässlich, das tun zu müssen, und ich schämte mich dafür –

und ich war wütend, dass ich von den Arschlöchern im Justizministerium dazu gezwungen worden war.

Na gut, also steckten sie dahinter. Für meine Liste der Verdächtigen reichten fünf Finger. Mein Bruder Doug wusste, was ich tat, weil ich ihm bei meinem Zwischenstopp in Boston auf meiner letzten Reise endlich davon erzählt hatte. Aber Doug war es ganz bestimmt nicht gewesen, wenn er nicht irgendwie noch sauer wegen irgendeiner Streiterei war, die wir als Kinder gehabt hatten; erster Finger. Ladjel war es auch nicht, zweiter Finger. Und ganz sicher auch nicht meine Rechtsanwälte, wenn man ihnen auf der Uni nicht zufällig beigebracht hatte, das Geld ihrer Mandanten zu nehmen und sie dann zu verraten. Das waren der dritte und der vierte Finger. Dann blieben noch Downing und das Justizministerium. Mir ging die berühmte Zeile von Marlon Brando aus *Die Faust im Nacken* durch den Kopf: »Das warst du, Charley, *du* warst es.«

Aber warum zum Teufel sollte Downing so etwas tun? Das Justizministerium und er hatten mir eine Falle gestellt. Sie waren mir und Ladjel nach Mexiko gefolgt, hatten Ladjel aus dem Flugzeug geholt, um ihn zu überprüfen, und dann seine Identität gestohlen und ihn für irgendeinen dunklen Plan benutzt, um mich auffliegen zu lassen und zum Aufgeben zu bringen. Aber warum? Ich sah keinen Sinn darin, es sei denn, dass die eigentliche Absicht darin bestand, mich zum Schweigen zu bringen. Und so sehr ich Downing ohnehin schon nicht leiden konnte, die Fäden musste jemand anderes gezogen haben. *Wer ist dein verdammter Puppenspieler, Pinocchio?*

Irgendjemand Wichtiges hasste mich, so sehr wie Downing oder sogar noch mehr, aber ich wusste, dass ich nicht herausfinden würde, wer das war. Es spielte auch keine so große Rolle. Das Ministerium war unglaublich mächtig. Ich hatte es mit einem Drachen zu tun. Ab jetzt

musste ich extrem vorsichtig sein mit meinen Telefonaten, E-Mails und Faxen und genau darauf achten, was ich zu wem sagte. Bei UBS gab es immer noch Leute, die ich für gute Freunde hielt, aber konnte ich ihnen vertrauen? Die einzigen Menschen, von denen ich glaubte, dass ich mich vollkommen auf sie verlassen konnte, waren Doug und Rick James, mein bester Freund aus der Zeit bei State Street, aber die waren beide nicht in Genf. Solange ich in der Schweiz blieb, war ich ein einsamer Wolf, der versuchen musste, die Jäger auf Abstand zu halten.

Eine Minute lang dachte ich daran, meine Sachen zu packen, meine Zelte abzubrechen und zu verschwinden, damit die Schweizer mir keine Handschellen anlegen können. Aber das ging schnell vorbei. Ich war jetzt in Europa wie in den USA zum Abschuss freigegeben, also überlegte ich mir, dass die beste Taktik wohl nicht Weglaufen, sondern ein Gegenangriff wäre. Ich wollte den gefälschten Brief von Ladjel nehmen und ihn dem Ministerium in den Arsch schieben. Aus heiterem Himmel beschloss ich, dass ich dieses Mal nicht herumschleichen und wechselnde Münztelefone benutzen würde. Wenn irgendjemand zuhörte, und darüber war ich mir an diesem Punkt sicher, dann sollte er ruhig mitbekommen, dass mich das nicht kümmerte. Ich rief Hector und Moran in Washington an.

»Hören Sie zu, meine Herren«, sagte ich. »Ich schicke Ihnen ein Fax direkt aus meinem Homeoffice.«

»Okay, Brad.« Moran klang neugierig. »Aber ist das sicher genug?«

»Ist egal. Ich bin schon aufgeflogen, und zwar auf keine gute Weise.«

Ich schickte das Fax los und fünf Minuten später hatte ich die beiden Anwälte am Telefon, atemlos.

»Ich glaube das einfach nicht«, sagte Hector. »Soll das irgendwie ein Scherz sein?«

»Nur wenn ich Batman bin und Kevin Downing der Joker.«

»Sind Sie absolut sicher«, fragte Moran, »dass es nicht Ihr Freund Ladjel war, der Sie bei UBS verraten hat, Brad?«

»Sind Sie absolut sicher, dass Ihre Frau keinen Sex mit dem Poolreiniger hat, Rick?«, fragte ich zurück.

»Ziemlich sicher«, sagte er.

»Sehen Sie, ich auch. Ladjel und ich sind seit zehn Jahren befreundet. Er ist erfolgreich, wohlhabend, ehrlich und hat keinen Grund, mir eins auszuwischen oder UBS in den Arsch zu kriechen. Kein Motiv. Außerdem weiß Ladjel absolut nichts über die Sache, also kann er es gar nicht gewesen sein. Der Brief ist eine Fälschung.«

»Klingt vernünftig«, sagte Moran. »Was sollen wir jetzt tun?«

»Ich möchte, dass Sie diesen Brief nehmen, ihn direkt zu Downing faxen und ihn fragen, was zum Teufel dieser Scheiß soll. Er wird abstreiten, irgendwas darüber zu wissen, aber zumindest weiß er dann, dass wir ihn durchschaut haben. Und direkt danach möchte ich, dass Sie den IRS und die SEC anrufen und, am wichtigsten, den Senat. Mir ist egal, ob Sie Ihren Erstgeborenen dafür verkaufen müssen, aber besorgen Sie mir eine Vorladung für eine Aussage. Verstanden?«

»In Ordnung«, seufzte Hector. »Schnallen Sie sich an.«

»Wir sind schon im Sturzflug«, sagte ich. »Beeilen Sie sich.«

Ich legte auf, und ich muss zugeben, dass ich den Hörer ziemlich fest auf die Gabel geknallt habe. Ich wollte Hector und Moran wissen lassen, dass ich von ihren bisherigen Entscheidungen nicht begeistert war und dass sie lieber eine Nummer härter spielen sollten. *Die netten Kerle werden immer Letzter*. Aber die Angelegenheit entwickelte sich zu schnell, um jetzt noch die Pferde zu wechseln. Ich hatte keine Wahl, als sie weiter die Peitsche spüren zu lassen.

Hector und Moran taten, was ich ihnen gesagt hatte, und Downing reagierte wie erwartet. Sie faxten ihm den Brief zusammen mit einem

Anschreiben, in dem sie eine Erklärung verlangten. Als er nicht antwortete, riefen sie ihn an, und tatsächlich wand er sich wie ein Schuljunge, der dabei erwischt wurde, wie er in der Pause unter die Röcke der Mädchen schielte.

»Ich habe keine Ahnung, von wem das stammt«, sagte Downing. »Aber klar ist, dass Ihr Mandant viele Feinde hat, was mich nicht überrascht. Er sollte Sicherheitsvorkehrungen treffen.«

Schleimiger Bastard.

Kurz darauf veröffentlichte Haig Simonian seinen Skandalartikel in der *Financial Times*. Ich saß draußen auf der Terrasse, trank einen Espresso und grinste bis über beide Ohren. Laut Simonian hatte ihn ein Schweizer Banker, der sich nur »Tarantula« nannte, kontaktiert und das Schweizer Bankwesen auseinandergenommen, indem er jahrelange Geheimgeschäfte und Korruption darin aufdeckte. Wie er schrieb, gab es keine Möglichkeit, die hässlichen Details zu überprüfen, doch mit seiner langen Erfahrung in Finanzdingen sei er zu der Ansicht gekommen, dass Tarantula die Wahrheit sagt. Am nächsten Tag hatten alle anderen Zeitungen das Thema aufgegriffen und es sorgte bereits für heftiges Zittern in jeder Bank von Zürich bis Lugano.

In der Zwischenzeit telefonierten meine Rechtsanwälte die Drähte heiß und versuchten, mir bei IRS und SEC Immunität und beim Senat eine »freundliche Vorladung« vom Ständigen Unterausschuss für Untersuchungen zu verschaffen. Mit all diesen Aktivitäten und nachdem wir das Komplott des Justizministeriums aufgedeckt hatten, so überlegte ich, würden Downing und seine Vasallen weniger geneigt sein, weitere Spielchen zu versuchen. Doch mein Glaube an die beruhigende Wirkung von logischem Denken hielt nicht lange an.

Ein paar Tage später bekam ich einen Anruf von James Woods, der immer noch bei UBS arbeitete. Allerdings war er in die Abteilung

Südafrika gewechselt, wie ich es ihm dringend geraten hatte.

»Bradley, das musst du dir anhören, Partner.«

»Ich bin ganz Ohr, James.«

»Einer unserer Freunde in der Rechtsabteilung hat gestern Abend zu viel Brandy getrunken. Er hat ausgeplaudert, dass das US-Justizministerium gerade etwas an die UBS-Rechtsabteilung geschickt hat, das er als »Zielbrief« bezeichnet hat, ich glaube vielleicht an Peter Kurer persönlich. Offenbar ist der Brief eine Warnung an UBS, in der steht, dass amerikanische Behörden jetzt offiziell gegen die Bank ermitteln.«

»Oh, das ist interessant«, sagte ich so lässig, wie ich konnte, denn ich saß plötzlich kerzengerade in meinem Stuhl.

»Verdammte Scheiße, Brad«, rief James aus. »Du hattest recht!«

»Das kann schon mal passieren«, sagte ich. »Pass auf deinen Arsch auf, James.«

»Und du auf deinen«, sagte James.

»Mach dir keine Sorgen.« Ich lachte gezwungen. »Solche Sachen sind mir die liebsten.«

Aber *Scheiße*. Ich war wütend. Das Justizministerium hatte seine Karten offengelegt. Fast war es so, als hätte es zu den Schweizern gesagt, »Wir kommen bald, um eure Schubladen durchsuchen, versteckt schon mal die Pornos!« Was auch immer das Ministerium vorhatte – damit, Gerechtigkeit für die amerikanischen Steuerzahler herzustellen, hatte es nichts zu tun.

Mir reichte es. Ich hatte genug davon, mich mit den Clowns beim Ministerium herumzuärgern. Ich rief Hector und Moran an, brachte sie auf den neuesten Stand und sagte: »Scheiß auf das Ministerium. Ich will mit den Arschlöchern nichts mehr zu tun haben. Ich kaufe

Flugtickets und Sie beide sorgen besser dafür, dass ich irgendwo empfangen werde.«

* * *

Am 31. August 2007 nahmen Hector und Moran zum ersten Mal Kontakt mit dem US-Senat auf. Ich hatte ihnen erklärt, was sie sagen und wen sie ansprechen sollten, aber ich wusste, dass das kein Spaziergang werden würde. Senator Carl Levin, der einflussreiche Vorsitzende des Ständigen Unterausschusses für Untersuchungen, war schon fast sein ganzes Leben lang Mitglied der Demokratischen Partei und war kein Freund der Bush-Regierung mitsamt dem Justizministerium. Ich nahm an, dass er mein Aussageangebot interessant finden würde, weil vor mir noch niemand vorgeschlagen hatte, das Schweigen der Schweizer Banken zu brechen und genau zu berichten, wie sie seit Jahrzehnten amerikanische Steuerzahler betrogen. Aber man konnte nicht einfach das Telefonbuch von Capitol Hill durchgehen und ihn anrufen. Meine Anwälte bekamen irgendeinen Mitarbeiter an den Apparat, dem sie erklärten: »Wir haben einen amerikanischen Mandanten, der Banker in der Schweiz ist, und er würde gern Interna über die ruchlosen Praktiken im Schweizer Banking verraten.« Die Reaktion fiel ein wenig kühl aus, ungefähr so: »Das ist schön. Und ich habe eine Brücke in Brooklyn, die Sie wirklich günstig kaufen können.« Die Sache war nicht so einfach. Es würde mehr brauchen als ein paar Anrufe und einen Brief. Aber ich blieb ruhig und sagte den Anwälten, dass sie ein paar Wochen warten, alles einsickern lassen und sich dann noch einmal melden sollten.

Mitte September beauftragte ich Hector und Moran, das Justizministerium zu umgehen und sich wieder an den IRS und zwei dort tätige Beamte zu wenden, die dem Senat zugewiesen waren, John

Reeves und John McDougal. Ich wollte, dass der IRS weiß, dass ich immer noch kooperieren wollte, dass wir jetzt aber deutlich höher ansetzten, weil das Ministerium so freundlich war wie der Wachhund auf einem Schrottplatz. Ich hatte eine zweistufige Taktik im Sinn. Der IRS musste darüber informiert gehalten bleiben, dass ich als Whistleblower weiter mit Volldampf fuhr. Gleichzeitig wusste ich, dass die Behörde unbedingt die ganze Geschichte erfahren wollte, die ich aber nur erzählen würde, wenn ich eine Vorladung als Schutz vor den Schweizern bekäme. Der IRS konnte sie nicht aussprechen, der Senat sehr wohl.

Direkt danach ließ ich Hector und Moran wieder beim Senat vorsprechen. Dieses Mal hatte sich etwas verändert, wahrscheinlich durch den Artikel von Haig Simonian, der von allen großen Zeitungen und Websites aufgegriffen worden war. Erneut boten die beiden eine umfassende Aussage von mir an, persönlich und an einem Termin nach dem Belieben des Ausschusses. Aber sie betonten auch die Bedingung dafür: »Unser Mandant braucht zwingend eine Vorladung, ansonsten kann er nicht aussagen, ohne seine Freiheit aufs Spiel zu setzen. Wir würden eine derartige großzügige Zusage im Austausch für seine bahnbrechenden Enthüllungen zu schätzen wissen.« Im Grunde hieß das: »Wenn Sie uns abweisen, werden Sie etwas zu erklären haben.«

Am 9. Oktober riefen mich Hector und Moran in Genf an und ich konnte hören, dass sie sich praktisch gegenseitig abklatschten.

»Wir haben es, Brad! Der Ausschuss hat soeben eine Vorladung für Sie ausgestellt.«

»Super. Faxen Sie mir eine Kopie davon«, sagte ich, während ich dachte: *Das wurde auch verdammt noch mal Zeit. Wenn Sie gleich diesen Weg gegangen wären, hätte ich jetzt nicht diesen verrückten Hund Downing*

an der Hacke. Geantwortet habe ich aber nur noch: »Ich packe sofort meine Sachen.«

Trotzdem war ich erfreut und endlich wieder optimistisch. Endlich würde sich jemand anhören, was ich zu sagen hatte, und dieses Mal nicht ein paar verbitterte Bürokraten in einem Sackgassen-Job. Jetzt würde sie kommen, die große Show, und dafür wollte ich jeden einzelnen knallharten Beweis mitnehmen, den ich gesammelt hatte. Gleichzeitig war mir klar, dass meine Aussage vor Levins Ausschuss eine Lawine von weiteren Konsequenzen nach sich ziehen konnte, die außerhalb meiner Kontrolle lägen, so dass ich keine Ahnung hatte, wie lange ich in den USA bleiben würde. Ich bezahlte meine Haushälterin drei Monate im Voraus und sagte ihr, dass sie sich um die Pflanzen kümmern solle.

Dann machte ich mich auf den Weg zum Flughafen, zugegebenermaßen ein bisschen nervös, denn es konnte gut sein, dass die Schweizer Bundespolizei am Gate mit einem Haftbefehl auf mich wartete. Aber was soll's, ich war schon immer ein ziemlicher Zocker gewesen, also nahm ich auch dieses Risiko auf mich.

* * *

Im Oktober ist Washington viel angenehmer als im Juni. Es war kühl und windig und die Blätter wurden bunt. Für mich dagegen wurde es, ganz anders als das Wetter, heiß. Meinen »Bunker« richtete ich in Dougs Wohnung in Weymouth ein, direkt vor den Toren von Boston, und ich flog so viel hin und her, dass ich Aktien von Delta Airlines hätte kaufen sollen. Doug ist, wie ich schon erwähnt habe, ein akribischer und fähiger Prozessanwalt und während ich die Details von all dem durchging, was ich getan hatte, stellte er ein Dossier mit Beweisstücken zusammen, das später meine Haut retten sollte. Er unterstützte mich

als Whistleblower uneingeschränkt, aber genau wie ich war er enttäuscht und wütend darüber, dass mich das Justizministerium wie Lucky Luciano behandelt hatte. Doug sah seine Pflichten als Anwalt ähnlich wie ein Arzt, der den hippokratischen Eid geschworen hat. Dass man im Justizministerium »flexibler« mit Versprechen umging, entsetzte ihn, und später sollte er sogar noch wütender auf die Beamten dort werden als ich.

Den nächsten Monat über arbeitete ich mit Hector und Moran daran, meine Aussage vor dem Senat vorzubereiten und dafür zu sorgen, dass mein Whistleblower-Status beim IRS unverrückbar festgeschrieben wurde. Am 12. Oktober fand im Büro meiner Anwälte ein Treffen mit ein paar Leuten aus der Rechts- und Complianceabteilung des IRS statt. Ich gab ihnen weitere Dokumente und Aussagen, um ihnen ein deutliches Bild des gesamten Skandals zu vermitteln, und erklärte, dass ich bald alles dem Ausschuss von Senator Levin und dann auch ihnen erzählen werde. Die Beamten waren höflich und sehr freundlich. Schließlich kommt das Geld für den IRS vom Kongress. Das Justizministerium dagegen blieb so geheimniskrämerisch und dreist wie schon immer und war weiterhin so nutzlos wie eine Glastür in einem U-Boot.

Den Rest des Oktober über begannen wir, erste Beweisdokumente an den Senat zu schicken. Ich wollte, dass die Ausschussmitglieder etwas zu lesen haben, obwohl mir klar war, dass sie das Material ohne meine »Übersetzung« nicht verstehen würden. Aber wenn ich einfach mit einem Papierstapel von einem halben Meter Höhe dort eingelaufen wäre, wäre ihnen wahrscheinlich der Kopf explodiert. Gleichzeitig sorgte ich dafür, dass Hector und Moran weiter beim Justizministerium quengelten; sie fragten Downing nach Immunität und legten ihm häppchenweise neue Beweise vor. Ich wusste, dass das Arschloch uns

weiter abweisen würde, was er auch tat. Aber ich wollte damit die Spuren von dem verwischen, was ich wirklich im Sinn hatte: den entscheidenden Spielzug zur Beendigung seiner Karriere. Dann ließ ich Hector und Moran auch die Securities and Exchange Commission (SEC), die Börsenaufsichtsbehörde, darüber informieren, was bald passieren würde. Bei all diesen Kontakten würde später niemand sagen können, Birkenfeld habe sich dagegen gesperrt, zu kooperieren.

Am 6. November brachte CBS News eine enorm bedeutende Exklusivnachricht, die bald von allen Finanzzeitungen einschließlich dem *Wall Street Journal* aufgegriffen wurde. In São Paulo war überraschend ein Privatbanker von UBS festgenommen worden, zusammen mit 19 Brasilianern, denen vorgeworfen wurde, lokalen Unternehmen bei der Steuerhinterziehung geholfen zu haben, indem sie ihr Geld über meine alten Arbeitgeber UBS und Credit Suisse wuschen. Die brasilianische Polizei hatte in einer Razzia mit dem Codenamen »Operation Schweiz« 44 Büros durchsucht und 4 Millionen Dollar an brasilianischem und US-amerikanischem Bargeld beschlagnahmt; sie schätzte, dass die beteiligten Unternehmen jeden Monat 4,1 Millionen Dollar auf dem Schwarzmarkt wuschen und das gesamte Geld bei Schweizer Banken versteckten.

Schnell wie Flash Gordon machte ich Kopien von diesen Artikeln und ließ sie von meinen Anwälten mit einem Begleitbrief an Senat, IRS, SEC und Justizministerium schicken. In dem Brief stand im Wesentlichen: »Ich hab's euch doch gesagt, Leute!«, die Botschaft dahinter aber lautete: »Sogar die verdammten Brasilianer sind schlauer als ihr Holzköpfe.« Der Schlag der Brasilianer gegen UBS und Credit Suisse ähnelte sehr der Taktik, die ich dem Justizministerium für die USA vorgeschlagen hatte (wahrscheinlich schauen die Brasilianer auch

zu viel Fernsehen). Fünf Tage später stieg ich die Stufen zum Kapitol hinauf.

Am 13. November war Senator Carl Levin verhindert. Übersetzung: Er wollte meiner Aussage nicht persönlich beiwohnen, sondern sich stattdessen später eine Zusammenfassung dazu von seinen Mitarbeitern geben lassen. Größtenteils sind wichtige Senatoren nur bei öffentlichen Anhörungen anwesend, die oft im Parlamentssender C-SPAN übertragen werden. Ansonsten würden sie nichts anderes mehr erledigt bekommen. Ob sie überhaupt jemals etwas erledigen, ist natürlich eine Frage, über die man sich streiten kann.

Meine Befragung sollte in einem großen Sitzungsraum gegenüber von Levins Büro stattfinden. Als ich zusammen mit Hector, beide in ordentlichen Anzügen und mit einer Goldmine voller Schweizer Geheimnisse unter dem Arm, durch die heiligen Flure wandelte, fühlte ich mich, als sei ich endlich in der Smaragdstadt angekommen, um den Großen Oz zu treffen. Volle zwei Jahre waren vergangen, seit ich das dreiseitige Memo entdeckt und geschworen hatte, das schändliche Schweizer Schloss zum Einstürzen zu bringen, und jetzt näherte ich mich der Ziellinie. Aber ich konnte nicht anders, als mich zu fragen, ob man mich auch hier wie eine schleimige Ratte behandeln würde, so wie im Justizministerium. Bald würde ich es wissen. Wir wurden von ein paar jungen Praktikanten begrüßt und höflich nach drinnen begleitet.

Der Raum war groß, ungefähr sieben mal zehn Meter, mit einem langen Konferenztisch so groß wie eine Motoryacht und Porträts von streng blickenden Senatoren entlang der billardgrünen Wände. Am einen Ende des Tisches saß eine Stenografin, die mit polierten Nägeln schon über ihre Maschine gebeugt war. Ihr gegenüber saß Robert »Bob« L. Roach, Senator Levins Rechtsberater und Chefermittler, ungefähr 45 Jahre alt, mit breitem, eckigem Kiefer, römischer Nase, Brille mit

Metallfassung und struppigen braunen Haaren, die an den Schläfen grau wurden. Zur einen Seite von Roach saßen zwei Mitarbeiter der »Mehrheitspartei«, also der Demokraten, auf der anderen Seite zwei der »Minderheitspartei«, also der Republikaner. Die Stühle auf unserer Seite des Tischs waren leer, aber bevor wir uns hinsetzen konnten, stand Roach auf und die Stenografin begann sofort loszuhämmern.

»Mr. Birkenfeld«, fing er an, »bitte heben Sie Ihre rechte Hand.«

Das tat ich. Er fragte: »Schwören Sie, dass Sie die volle Wahrheit sagen werden, nichts als die Wahrheit …?«

»Darauf können Sie Ihren Arsch verwetten«, wollte ich antworten, beließ es dann aber bei »Ja, das schwöre ich«. Ich fühlte mich beschwingt. Und noch besser: Kevin Downing würde nichts von all dem erfahren, wenn er nicht um eine Kopie der Mitschrift bitten würde. *Schwachkopf.*

Roach war höflich und freundlich, wenn auch ziemlich humorlos – kaum ein Lächeln zeigte sich auf seinen Lippen. Er dankte mir für mein Kommen, worauf rund um den Tisch zustimmend genickt wurde. Kopien von allem, was meine Anwälte geschickt hatten, lagen in ordentlichen Stapeln auf dem Tisch vor den Ausschussmitarbeitern und Hector und ich hatten noch viel mehr zu verteilen. Das dauerte eine Weile und dann gab ich einen Überblick darüber, wer ich war, welche Rolle ich in den letzten zehn Jahren im Schweizer Banking gespielt hatte und wie ich zu der Entscheidung gekommen war, über einen sektenähnlichen Klub auszupacken. Alle Anwesenden hörten äußerst aufmerksam zu, so als würde ich ein Märchen von Geheimnissen und Machenschaften erzählen. Genau das tat ich auch, nur dass jedes Wort davon wahr war.

Die Mitarbeiter hatten haufenweise Dokumente vor sich liegen: viele auf Englisch, manche auf Französisch oder Deutsch, darunter UBS-

Aktenvermerke, PowerPoint-Präsentationen, interne Buchhaltungsschreiben und vertrauliche Tabellen (Dokument 1). Die Leute hier waren intelligent, aber sie wussten nicht viel über die internen Abläufe im geheimen Schweizer Bankgeschäft, weil noch niemand zuvor solche Details verraten hatte. Dies war ihr erster Tag in der Schule und ich musste ihnen nicht nur die Grundlagen beibringen, sondern sie anschließend auch noch durch den Rest des Stoffs begleiten.

Diese erste Sitzung beim Senat dauerte neun Stunden, mit einer halben Stunde Pause zum Mittagessen. Nach der ersten Stunde waren die Augenbrauen meiner Zuhörer weit nach unten gezogen und ihre Augen traten hervor. Diese Leute waren staatliche Experten für Steuerfragen, die wussten, dass sie jahrelang übers Ohr gehauen worden waren, aber absolut keine Ahnung hatten, auf welche Weise. Sie sahen mich an, als wären sie die Präsidenten einer Blutbank, der jahrzehntelang wertvolle Flüssigkeit abhandengekommen war, und als wäre ich hier, um ihnen die wahre Geschichte von Dracula zu erzählen.

Manche Leute behaupten, Bradley Birkenfeld habe gar nicht so viel gewusst und das geheime Schweizer Banking wäre auch ohne mein Zutun als Whistleblower kollabiert. Nun, Bob Roach und der Senat würden das anders sehen. Sie waren höllisch aufmerksam und ich rate Ihnen, das ebenfalls zu sein, denn jetzt kommt das Entscheidende an meiner Geschichte – der schrille Ton meiner Pfeife.

Ich werde Ihnen berichten, was ich auch dem Ausschuss berichtet habe. Lesen Sie es sorgfältig, damit Sie nicht glauben, ich sei nur irgendein Geschichtenerzähler gewesen, der atemlos ein paar aufgeschnappte Gerüchte kolportierte. Ich erzählte alles, was ich erfahren hatte, von all dem Dreck, durch den ich jahrelang gewatet war. Stück für Stück legte ich den Ausschussmitarbeitern meine

Informationen vor, während sie dasaßen, als würde ich direkt auf ihrem glänzenden Mahagoni-Tisch ein Nilpferd häuten. In den Berichten des US-Senats vom 17. und vom 25. Juli 2008 werde ich in vielen Fußnoten erwähnt. Und ich bin offiziell als diejenige Person anerkannt, die dem Senatsausschuss zahllose interne UBS-Dokumente und -Strategien zur Verfügung stellte.

Als Erstes erzählte ich, was UBS tat, wie die Bank dabei vorging und wie lange dieses Tun verborgen geblieben war. Dann nannte ich die Standorte und Aktivitäten von allen beteiligten Private-Banking-Büros von UBS in Genf, Lugano und Zürich. Anschließend verteilte ich eine armlange Liste mit den beteiligten Privatbankern bei UBS – mit den vollständigen Namen, Telefonnummern, E-Mail-Adressen, internen UBS-Codes und allen Städten, in denen sie gearbeitet hatten. Um diese Bombe noch ein bisschen aufzuhübschen, nannte ich auch die Namen aller UBS-Führungskräfte, die mit dem Offshore-Geschäft in den USA zu tun hatten, untermauert durch ein internes Organigramm von UBS. Auch die Verbindungen zu den UBS-Büros und -Mitarbeitern in den USA, die dabei halfen, den massiven Steuerbetrug gegen die US-Regierung zu ermöglichen und fortzusetzen, legte ich offen.

»Ich möchte vorschlagen«, sagte ich, »nein, eigentlich bestehe darauf, dass das Justizministerium, der IRS und die SEC diese vollständigen Telefonlisten mit dem Heimatschutzministerium abgleichen.« Ich machte hier dieselben Vorschläge, die ich schon im Justizministerium vorgebracht hatte.

»Warum das, Mr. Birkenfeld?«, fragte Roach.

»Weil die Pässe aller UBS-Privatbanker bei ihren früheren Besuchen in den USA gescannt wurden. Sie werden ein paar sehr interessante Treffer bekommen.«

Die Mitarbeiter schauten sich gegenseitig an und machten Notizen. Die Stenografin tippte immer weiter.

»Aber sprechen wir ein bisschen über Zahlen«, sagte ich. »Das Gesamtvermögen auf diesen US-Konten, akquiriert und investiert von UBS, beträgt *20 Milliarden Dollar*.«

Augen blinzelten. Einer der Mitarbeiter nahm seine Brille ab und putzte sie auf eine fast komische Weise so, als ob er dann besser hören würde.

»Darin sind nicht einmal Offshore-Trusts und -Unternehmen eingeschlossen, deren Konten außerhalb von UBS geführt werden, sowie unendlich viele versteckte Schätze in Tausenden von Schließfächern. Oh, und beachten Sie bitte, dass der Wert eines Schweizer Franken, kurz CHF, etwas höher ist als der des Dollar, so dass die Zahlen in Dollar entsprechend höher sind. Der Umsatz, den UBS in der Schweiz mit den US-Geheimkonten erzielte, lag im Durchschnitt bei insgesamt 200 Millionen Dollar pro Jahr. Das entspricht *2 Milliarden* Dollar an nicht versteuertem Umsatz allein im letzten Jahrzehnt. Ich fürchte, ich kann Ihnen keine genauen Zahlen für frühere Jahrzehnte nennen, aber Sie dürfen mit Sicherheit davon ausgehen, dass diese Sache seit dem Zweiten Weltkrieg läuft.«

Hatte ich ihre Aufmerksamkeit? Sagen wir einfach, keiner der Anwesenden schaute auf seine Uhr – nicht ein einziges Mal.

Die UBS-interne Aufschlüsselung in den Abrechnungen über Vermögen und Umsätze nach Sektor, Anlageklasse und Monat musste ich »übersetzen«. Dann legte ich eine detaillierte Liste über die Städte, Hotels, Reisedauer und Häufigkeit vor, mit der UBS-Privatbanker in die USA gekommen waren, und dazu die Zahl der vereinbarten und erwarteten Treffen mit Kunden, die während dieser Reisen stattfinden sollten. Vielleicht fragen Sie sich, wie ich all diese Informationen so

perfekt zusammenbekommen hatte. Nun, erinnern Sie sich einfach daran, dass ich zwei Jahre Zeit dafür hatte, angetrieben von reichlich angepisst sein. Ich war einfallsreich und gnadenlos.

Dieser Teil dauerte ungefähr drei Stunden, dann machten wir eine Mittagspause. Paul Hector und ich aßen Sandwiches am Kiosk des Senats und die Ausschussmitarbeiter hielten sich von mir fern, als seien sie die Geschworenen und ich der Hauptzeuge der Regierung, was ziemlich genau der Realität entsprach. Wir gingen wieder in den Saal, wo Roach mich darauf hinwies, dass ich immer noch unter Eid stand.

»Ich bin mir dessen vollauf bewusst, Sir«, antwortete ich und machte weiter mit meinen Beweisen. »Sprechen wir darüber, wie UBS die US-Kunden kategorisiert und wie sie nach ihrem Nettovermögen behandelt werden. Schlüsselkunden sind solche mit 25 Millionen Dollar und mehr. Hochvermögende Kunden haben 10 bis 25 Millionen Dollar, Kernkunden zwischen 2 und 10 Millionen Dollar, und die Masse der wohlhabenden Kunden die kleinsten Konten bei UBS mit 2 bis 3 Millionen Dollar. Sie alle werden bequem in Portfoliomanagement-Mandaten mit einer Standard-Anlagestrategie mit Fonds untergebracht. Ironischerweise handelt es sich bei den meisten dieser Fonds um UBS-Produkte, aufgelegt von der Investmentbank. Jeder der Kunden wird nach seinem Vermögen betreut und die Kosten dieser Betreuung sind proportional dazu. Sie werden vielleicht zur Kenntnis nehmen wollen, dass *jeder einzelne* von den 19.000 Kunden der Bank in eine dieser Kategorien fällt.«

Die Summen waren überwältigend. Ich konnte verstehen, dass die Mitarbeitern ihre Krawatten lockerten. Ich fuhr fort.

»Wollen wir darüber sprechen, wie UBS jeden von uns Privatbankern offen und schamlos darin geschult hat, bei Aufenthalten hier in den USA Nachforschungen zu vermeiden?«

Nicken rundum. Ich nahm meinen nächsten Stapel mit Beweisen, die internen UBS-Schulungsmaterialien (Dokument 3).

»Hier können Sie eindeutig sehen, wie uns die Bank in verschiedenen Techniken geschult hat, zum Beispiel, wann und wie wir auf US-Einreiseformularen geschäftliche oder private Zwecke angeben sollten. Bitte beachten Sie, dass unseren Vorgesetzten in Absatz 2 dazu rät, häufig das Hotelzimmer zu wechseln, um unsere Identität zu verschleiern. Weiter unten sehen Sie, dass wir unsere Kunden nur mit ihrem Codenamen bezeichnen dürfen und dass unsere Visitenkarten neu gedruckt werden mussten, ohne den Titel ›Vermögensmanager‹ und ohne ›UBS‹ darauf. Auf der nächsten Seite lesen Sie die eiserne Regel, dass wir niemals Informationen über Kunden-Portfolios bei uns tragen dürfen, sondern sie immer von FedEx in unsere Hotels oder UBS-Büros in den USA bringen lassen sollen. Im Spionagegeschäft wird so etwas als ›toter Briefkasten‹ bezeichnet. Darunter finden Sie konkrete Techniken für das Verschlüsseln von Kundeninformationen auf unseren PDAs, den Palm-Geräten, sowie Informationen über den Kauf von verschlüsselten IBM-Laptops durch die Bank, die an uns ausgegeben wurden.«

Ich machte einen Moment Pause und schaute hoch. »Übrigens habe ich mich stets geweigert, irgendein solches verschlüsseltes Gerät mitzunehmen.«

»Und was war der Grund dafür, Mr. Birkenfeld?«, wollte Roach wissen.

»Ich war in der Schweiz ansässig und arbeitete in völliger Übereinstimmung mit den Schweizer Gesetzen. Ich wollte mich nicht benehmen, als sei ich ein Krimineller.«

»Aber Sie haben den Geheimhaltungscharakter dieser Techniken und der Sinn dahinter verstanden.«

»Ich habe das vollkommen verstanden«, sagte ich. »Niemand hat mich dazu gezwungen. Meine negativen Gefühle über diese Angelegenheiten entstanden erst später.«

Damit schlug ich einen anderen Ton an und Roach nickte anerkennend. Ich war keiner von den Zeugen, die so taten, als wären sie vom Teufel zu ihrem Tun getrieben worden.

»An dieser Stelle möchte ich anmerken«, sagte ich, »dass ich vor der Einladung, vor diesem Ausschuss auszusagen, und vor der Ausstellung einer Vorladung, damit ich das ungehindert tun kann, zahlreiche Versuche gemacht habe, diese Informationen dem Justizministerium vorzulegen.«

Auch das ließ ich einen Augenblick wirken. Die Ausschussmitarbeiter mussten einfach wissen, was für ein Haufen bürokratischer Idioten im Justizministerium saß.

»Leider hat sich der Ministerium geweigert, mir Immunität zu gewähren oder eine Vorladung auszusprechen, was es mir unmöglich machte, dort alles zu offenbaren, was ich Ihnen dargelegt habe. Ich habe dort sogar angeboten, mich elektronisch verkabeln zu lassen, aus einem speziellen Büro im Justizministerium zu arbeiten und zwischen hier und der Schweiz hin- und herzureisen und mich mit Bankern und Kunden zu treffen, um weitere Informationen zu sammeln.«

»Das war ein mutiges Angebot, Mr. Birkenfeld«, sagte Roach. »Ich nehme an, Sie sind dann doch vorsichtig geworden und haben Ihre Meinung geändert?«

»Nein, Sir. Kevin Downing vom Justizministerium hat mein Angebot rundherum abgelehnt. Nach dem Grund müssen Sie ihn selbst fragen.«

»Genau das werden wir tun«, sagte einer der republikanischen Mitarbeiter.

»Vielleicht geht jemand anderes in Zukunft auf eine solche Mission«, sagte ich. »Dazu sollten Sie wissen, dass UBS zwei externe Hauptzentren für jährliche Konferenzen mit allen UBS-Bankern aus Zürich, Genf und Lugano hat. Bei diesen Treffen geht es um eine Reihe von Themen von Anlageprodukten, Kontogebühren, Marketing und Kundenempfehlungen bis zu VIP-Veranstaltungen, und auf vielen davon treten auch Motivationsredner auf, was eigentlich absurd ist, denn die riesigen Geldsummen, um die es geht, sind eigentlich Motivation genug. Die zwei Zentren sind der Komplex UBS Schloss Wolfsberg außerhalb von Zürich und das Montreux Palace Hotel bei Genf. Wenn dort Treffen stattfinden, ist niemand zugelassen außer UBS-Privatbankern und UBS-Führungskräften. Sie brauchen jemanden, der dazugehört, so wie mich.«

Ich lächelte und zuckte entschuldigend mit den Schultern. Natürlich würden sie keinen weiteren Amerikaner finden, der im Schweizer Bankgeschäft arbeitet, jedenfalls nicht in diesem oder nächsten Jahrzehnt. Dann verteilte ich fünf Exemplare einer dreifach gefalteten Farbbroschüre, die ich aus dramaturgischen Gründen bisher zurückgehalten hatte.

»Dies ist die UBS-Broschüre mit ›Fondsfakten‹«, sagte ich. »Die Bank hat jedes Quartal tausende davon auf Deutsch, Französisch, Englisch und Italienisch drucken lassen. Wir Mitarbeiter der Auslandsabteilungen trugen sie mit uns herum, um sie prospektiven Kunden zu geben. Sie werden sehen, dass die Broschüren eindeutig den Verkauf von Anlageprodukten bewerben sowie das Angebot der Bank, diese Kunden laufend zu beraten. Ich bin sicher, dass ich Ihnen nicht erst erzählen muss, dass wir als UBS-Privatbanker keine Lizenz für Wertpapierverkäufe oder Wertpapierberatung bei US-Kunden hatten. Tatsächlich haben wir unsere Kunden offen aufgefordert, über solche

Anlagen nur dann mit uns zu sprechen, wenn sie sich außerhalb der USA befinden. Mit anderen Worten: ›Nutzen Sie ein sicheres Münztelefon!‹«

An diesem Punkt hatte sich die Sitzung schon bis tief in den Nachmittag hineingezogen. Aber ich kann Ihnen versichern, dass niemand so aussah, als wolle er bald gehen. Es war, als hätten sich die Mitarbeiter mit angeschalteter Nachttischlampe in ihr Bett gekuschelt und schafften es nicht, den neuesten Roman von John Grisham wegzulegen. Ich blätterte durch weitere Papiere und lächelte leicht ironisch.

»Oh, das hier ist das sehr hübsch gestaltete interne UBS-Büchlein mit Fallstudien zur Vermeidung von Überwachung. Dazu wurden wir, und zwar ausgiebig, vom Sicherheits- und Compliance-Personal der Bank geschult, worin Sie vielleicht eine gewisse Ironie erkennen werden.«

Wieder traten die Augen meiner Zuhörer hervor, als sie lasen, dass wir agieren sollten, als wären wir die deutschen Spione, die in den 1940er-Jahren mit U-Booten in die USA geschmuggelt wurden.

»Und jetzt wenden Sie sich bitte dem nächsten Dokument zu, diesem dreiseitigen Memo. Dies war ein Dokument mit dem Titel ›Richtlinien für das grenzüberschreitende Bankgeschäft‹, das angeblich von November 2004 stammt. Sie werden überrascht sein, genau wie ich es war, darin umfangreiches Geschwafel zu finden, das uns Bankern explizit verbietet, genau das zu tun, zu dem uns die Bank jahrelang ununterbrochen gedrängt und für das sie uns ausgebildet hatte.«

Ich gab ihnen eine Minute Zeit, um dieses Stück hinterhältiger Scheiße zu lesen, das mich wütend gemacht und an diesen Ort gebracht hatte. Einige der Mitarbeiter schüttelten ihren Kopf und tuschelten

miteinander. Einen von ihnen hörte ich »Kannst du das glauben?« flüstern.

»Das nächste Dokument«, sagte ich, »ist eine aktualisierte zehnseitige Version derselben Richtlinien, die ebenfalls den tatsächlichen Praktiken von UBS widerspricht. Diese hier wurde vor kurzem herausgegeben, im Juni 2007. Ich fürchte, ich kann Ihnen nicht sagen, wie ich an sie herangekommen bin, aber sagen wir einfach, ich habe viele Freunde in unterschiedlichen Abteilungen bei UBS.«

Nach jeder Runde mit neuen Dokumenten von mir gab es eine Reihe von Fragen, bei denen Roach häufig Rücksicht auf Ausschussmitarbeiter nahm, die nicht mitkamen. »Was bedeutet diese Zahl, Mr. Birkenfeld?« »Könnten Sie bitte den Ausdruck Netto-Neugeld genauer definieren?« »Wie haben Sie entschieden, welche Orte Sie besuchen, um neue Kunden kennenzulernen?« Wirklich, ich genoss es, sie durch all dieses Material zu begleiten, denn die Leute hier waren aufrichtig fasziniert und dankbar, ganz anders als dieser Dummkopf Downing. Die Stunden verflogen. Endlich schaute Roach auf die Uhr. Es war schon nach 17 Uhr.

»Mr. Birkenfeld, Sie haben uns so viel wertvolles Material gegeben, dass wir wohl einiges zu lesen und nachzuarbeiten haben.« Er schaute sich um und erntete Nicken von den Mitarbeitern. »Wir werden dies bei unserer nächsten Sitzung fortsetzen müssen. Gibt es noch etwas, das Sie uns zum Abschluss für heute mitgeben wollen?«

»Vielleicht nur das hier«, sagte ich und holte mehrere Kopien von etwas heraus, das ich bislang zurückgehalten hatte. Ich stand auf, verteilte die Seiten und setzte mich wieder hin. »Dies sind die Namen aller meiner Kunden bei UBS, einschließlich der nordamerikanischen. Außerdem finden Sie darauf genaue Angaben zu ihren Nummernkonten, Vermögenspositionen, Offshore-Unternehmen und -Stiftungen, die mit meiner Hilfe eingerichtet wurden, um ihre Identität

zu verschleiern, und die Wertentwicklung ihrer Anlagen, zusammen mit den unversteuerten Einnahmen in Fettdruck. Nach meinen eigenen Kunden folgt eine umfassende Liste der Kunden, die von meinem direkten Vorgesetzten, Christian Bovay, betreut wurden, sowie der Kunden von Martin Liechti, seinem Vorgesetzten in Zürich, und von Raoul Weil, einem höherrangigen Managing Director für den gesamten Bereich weltweit. All das ist nur ein Teil von den 4500 Kunden, die allein in Genf betreut wurden, und den 19.000 insgesamt.«

Ganz oben auf dieser Liste stand Igor Olenicoff, zusammen mit Abdul Aziz Abbas und reihenweise anderen Amerikanern oder in den USA wohnenden Personen, die Steuern hinterzogen hatten. Bei manchen dieser Kunden, wie etwa Igor Olenicoff, war ich nicht glücklich darüber, sie zu verraten, aber es war nicht so, dass ich eine Wahl gehabt hätte. Wenn ich irgendetwas zurückgehalten hätte, wusste ich, dass ich erledigt gewesen wäre.

Am Ende sollte der Ausschuss jeden dieser Kunden genau kennenlernen, und das Gleiche galt für den IRS. Die meisten von ihnen würden die Hände hochnehmen, ihre Schuld bekennen, ein Amnestieprogramm unterschreiben, ihre Strafen be- und die Steuern nachzahlen und dadurch vor irgendwelchen öffentlichen Enthüllungen geschützt bleiben.

»Heilige Scheiße«, flüsterte jemand, nachdem er den Namen eines Hollywood-Prominenten gelesen hatte.

»Ein kleiner Fisch«, sagte ich. »Nur 20 Millionen Dollar. Igor Olenicoff, mein größter Kunde, hatte 200 Millionen Dollar in seinem Portfolio.«

Ich ließ sie weiterlesen, während ich meine Unterlagen zusammensammelte und einpackte. Als Hector und ich Schluss für heute machten, gingen wir fast unbemerkt, weil die

Ausschussmitarbeiter immer noch dasaßen und lasen. Als ich die Tür hinter uns schloss, hörte ich drinnen noch einen von ihnen nach Luft schnappen.

»Nein! Die nicht auch! Das *kann* doch nicht sein!«

* * *

Eine Woche später fand eine zweite Sitzung beim Senat statt. Doch dieses Mal war etwas anders im Sitzungssaal von Carl Levin. Ich konnte einen Unterton von Wut bei den Ausschussmitarbeitern spüren, nicht auf mich, sondern allein wegen der Vorstellung, dass die USA derart betrogen worden waren, für so lange Zeit, von einem angeblichen Verbündeten in Europa. Natürlich hatte ich bändeweise Beweise über die Taten nur eines einzigen Schweizer Bankinstituts vorgelegt. Doch man konnte nicht die Schlussfolgerung ignorieren, dass die rechtlichen Konstrukte der Schweizer Regierung das grenzüberschreitende kriminelle Verhalten von UBS wie bei einem globalen Kartell ermöglicht und, wenn man es logisch weiterdachte, begünstigt hatten. Die mehr als 130 Privatbanken allein in Genf waren im selben schändlichen Geschäft tätig wie UBS, nur auf unterschiedlichen Ebenen.

Erneut lieferte ich weitere schlechte Neuigkeiten. Ich schürte den Zorn weiter, indem ich die Anwesenden darüber informierte, dass UBS zwar mit Sicherheit der größte Missetäter aller Schweizer Banken war, aber keineswegs der einzige. Wie ich es schon beim Justizministerium getan hatte, verriet ich auch viele Dinge über Credit Suisse, wo ich zum ersten Mal Kontakt mit dem ganzen Schweizer Hütchenspiel bekommen hatte.

Doch der Senatsausschuss verzichtete, anders als das Justizministerium darauf, den Überbringer der schlechten Nachricht zu töten. Die Mitarbeiter hatten eindeutig ihre Hausaufgaben gemacht und

sich durch die umfangreichen Materialien gekämpft, die ich ihnen bei unserer ersten Sitzung gegeben hatte, und es sie stellten viele weitere Fragen und baten um Erklärungen. Ich hatte den Eindruck, sie würden ihre Kanonen für eine bald abzufeuernde Breitseite laden, und hoffte, dass die Schüsse auf all die bis dahin inkompetenten Strafverfolgungsbehörden der Regierung gerichtet sein würden. Teilweise schienen die Mitarbeiter, als sie weitere Fragen stellten, beinahe beschämt zu sein.

Wie kann es sein, dass wir von all dem nichts wussten? Wie kann es sein, dass die Steuerbehörde Internal Revenue Service, die Securities and Exchange Commission und das Justizministerium zugelassen haben, dass so etwas jahrzehntelang direkt vor unserer Nase passiert? Müssen wir uns wirklich auf einen einzelnen amerikanischen Bürger mit einem Gewissen verlassen, um diesen Drachen zu töten?

Roach nahm mir erneut den Eid ab und ich begann, indem ich mich zunächst über einen Brief äußerte, den meine Anwälte am Tag zuvor an den Ausschuss, das Justizministerium und die Börsenaufsicht SEC geschickt hatten. Dieser Brief beruhte auf Insider-Informationen, die ich kurz zuvor von einem meiner Freunde bei UBS erhalten hatte. Er arbeitete weiterhin dort und erzählte mir, dass die Bank soeben Instruktionen für eine Veränderung des Vorgehens bei ihrem Offshore-Geschäft mit US-Kunden herausgegeben hatte.

»Gentlemen, wie es scheint, beginnt UBS, sich abzusichern. Bevor Sie jetzt denken, dies sei vielleicht das Ergebnis einer undichten Stelle in diesen nicht öffentlichen Sitzungen: Ich glaube, ich kann Ihnen den Grund dafür nennen.«

»Bitte tun Sie das, Mr. Birkenfeld«, sagte Roach.

»Ungefähr vor zwei Monaten, als ich noch in Genf war, hat das Justizministerium einen Zielbrief an UBS geschickt. Darin wurde die

Bank im Prinzip davor gewarnt, dass gegen sie ermittelt wird. Ich persönlich würde das als krassen taktischen Fehler betrachten und jetzt sehen wir das Ergebnis davon. UBS ist gewarnt worden, was Ihre Bemühungen darum, die aktuellen Praktiken dort aufzudecken, umso schwieriger macht. Die Bank spricht Reiseverbote aus und vernichtet Dokumente.«

Jemand schlug auf den Tisch und zischte: »Verdammt!« Ich hob bloß eine Augenbraue und zuckte mit den Schultern.

Den Rest dieser Sitzung über, die so lange dauerte wie die erste, stiegen wir alle tief in das Thema ein. Ich musste viele der Dokumente und Informationen, die ich mitgebracht hatte, noch einmal durchgehen, weil diese Dinge zugegebenermaßen schwierig zu verstehen sind, wenn man kein Schweizer Banker ist. Aber ich achtete auch darauf, zusammenfassend alle Schritte zu erwähnen, die ich zunächst als interner Whistleblower gegangen war, und verwies dann auf die großen Risiken, die ich auf mich genommen hatte, um die US-Regierung zu informieren. Ich wollte, dass die Ausschussmitarbeiter verstehen, was ich hatte tun müssen – und dass ich sogar nach meinem Abschied von UBS noch aktuelle Informationen aus der Bank besorgt hatte und verschiedene Münztelefone und Faxgeräte in wechselnden Hotels nutzte, um sie an meine Anwälte und dann an das Justizministerium weiterzugeben. Ich legte Beweise dafür vor, dass ich von Genf aus häufig in andere europäische Städte gereist war, aus dem einzigen Grund, dass ich Beweise von einem sicheren Ort aus per FedEx losschicken wollte, und dass ich auf eigene Kosten zwischen der Schweiz und den Vereinigten Staaten hin und her geflogen war. Ich wollte, dass all meine Bemühungen in die Akten des Kongresses aufgenommen werden.

Anschließend erklärte ich höflich, warum frühere Versuche der US-Behörden, dem Treiben der Schweizer Einhalt zu gebieten, nutzlos gewesen waren.

»Das Qualified Intermediary Agreement oder QI«, sagte ich, »sollte US-Anleger und die Schweizer Banken, die um sie werben, dazu zwingen, den Charakter und die Positionen von Offshore-Konten offiziell anzugeben. Es war ein Versuch, alle ›nicht deklarierten‹ geheimen Nummernkonten zu ›deklarierten‹ zu machen. Leider aber muss ich Ihnen mitteilen, dass UBS Taktiken entwickelt hat, um diese Vereinbarung zu umgehen, und diese häufig einsetzt. Ich vermute, dass die meisten anderen Schweizer Banken genau dasselbe machen.«

Die Leute im Raum schauten ziemlich ratlos. Eindeutig funktionierte nichts von dem, was sie bislang probiert hatten.

»Wie, würden Sie vorschlagen, sollen wir diesen Taktiken begegnen?«, fragte einer der Mitarbeiter.

»Ich würde vorschlagen, dass die US-Regierung Ernst macht«, sagte ich. »Ein direkter Angriff auf die geheimen Schweizer Bankenpraktiken. Ich würde neue Gesetze und parallel dazu Strafverfolgung vorschlagen. Ein wenig Druck auf das Justizministerium, wirklich etwas zu tun, könnte helfen.«

Alle blickten sich gegenseitig an und ich konnte erkennen, dass sie genau daran schon gedacht hatten.

»Ich habe kein Interesse daran, meinen Kollegen zu schaden«, sagte ich, »Kollegen auf meiner Ebene, die an Schweizer Recht gebunden waren. Aber die Leute über ihnen, die Managing Directors, die Verwaltungsratsmitglieder, die Vorsitzenden, die Köpfe dahinter und, wenn Sie den Ausdruck entschuldigen, die Finanzzuhälter: Ich kann Ihnen helfen, sie mitten im Spiel zu fangen.«

»Sind Sie dazu bereit?«, fragte Roach.

»Das bin ich.«

Und so ungefähr ging die zweite Sitzung zu Ende. Man dankte mir, ich dankte zurück, dann ging ich, zusammen mit meinem Anwalt, nachdem ich noch versichert hatte, dass weitere Informationen folgen würden.

Ich vermute, dass Roach innerhalb der nächsten 24 Stunden Senator Levin über die Sitzungen informierte. Levin und die anderen Senatoren in seinem Ausschuss drehten durch und verlangten sofort öffentliche Anhörungen über die Schweizer Missachtung von amerikanischen Gesetzen. Ebenfalls vermute ich, dass Levin beim Justizministerium anrief und dabei brüllte, bis ihm der Kopf abfiel. Warum ich das glaube? Weil zwei Tage nach meiner letzten Sitzung Downing sich bei meinen Anwälten meldete. Er schimpfte und tobte und raste vor Wut, weil ich zum Senat gegangen war, dort ausgesagt und seine kostbaren Ermittlungen an die Öffentlichkeit gebracht hatte.

Die Politiker hatten die Nase vorn, was enorm peinlich für das Justizministerium war; jetzt konnte es keine Beweise mehr unterdrücken oder verhindern, dass der Skandal öffentlich wurde. Zwischen den Demokraten und den Republikanern im Senat wurden jedoch keine öffentlichen Vorwürfe über Korruption oder Behinderung der Justiz laut, denn beide Seiten wussten genau, dass bei ihnen einige schmutzige Wäsche zu finden sein würde. Jetzt aber hatten sie keine Wahl mehr, als die Schweizer Nummernkonten auszugraben und die Luft anzuhalten – niemand konnte wissen, welche Ratten dann heraushuschen würden. Es muss hart für die armen Politiker gewesen sein. Ich frage mich, wie viele von ihnen panisch ihre Schweizer Banker angerufen haben. Meine Aussagen waren zwar geheim, doch ich wusste, dass auf dem Kapitol ein Sturm tobte.

Was mich anging, lehnte ich mich einfach mit einem Lächeln zurück und sah zu, was passierte. Ich hatte soeben den Sicherungsstift aus einer Handgranate gezogen und sie in den Raum geworfen. Jetzt wartete ich ab, um zu sehen, wer überleben würde.

Zum ersten Mal in der Geschichte sah es so aus, als würde das geheime Schweizer Bankgeschäft wie ein Kartenhaus in sich zusammenfallen.

TEIL III

Kapitel 10
Gejagt

»Sei du selbst die Veränderung, die du dir für die Welt wünschst.«
Mahatma Gandhi, indischer Freiheitskämpfer

Es war Januar 2008, und ich war zurück in Genf. Wieder ein freier Mann, zumindest für den Moment.

Kalter Wind blies über den See und die Schweizer Alpen waren dick mit Schnee bedeckt, doch diese kühle Luft einzuatmen, war wie die Zufuhr von reinem Sauerstoff. Es war gut, weit, weit weg zu sein von den schleimigen Tentakeln des undankbaren US-Justizministeriums. Ich hatte vor dem Senat mein Innerstes nach außen gekehrt und alles vorgelegt, was ich hatte, und ich hatte vor, den Ausschuss sowie den IRS und die SEC auch weiterhin mit Informationen zu versorgen. Die Reaktionen von diesen Regierungsbehörden waren dankbar gewesen, warm sogar, aber ich machte mir keine Illusionen über meine prekäre Situation. Für Senator Levin und seine Mitarbeiter war ich ein mutiger Whistleblower, aber Downing sah in mir immer noch als den Skorpion in seinen Pantoffeln.

Das Justizministerium hatte mich nach Hause nach Genf fahren lassen, aber ich war sicher, dass Downing darauf aus war, mich zu kriegen, irgendwie. Er war wütend, dass ich in seine Frühstücksflocken gepinkelt und mich an andere Stellen der US-Regierung gewandt hatte. Nach dem, was ich dem Senat offenbart hatte, wusste ich, dass Downing keine Wahl haben würde, als Anklagen zu erheben, und ich war

verdammt sicher, dass auf einer davon mein Name stehen würde. Der Ausschuss von Levin mochte mich als Geschenk des Himmels ansehen, doch die Ironie war, dass der Senat mich zwar vor den Schweizern schützen konnte, nicht aber vor dem, der mich immer noch als Mittäter bei Steuerhinterziehung anklagen konnte. Wenn er eine Chance dazu hätte, würde er das tun. Das wusste ich, ohne jeden Zweifel.

Doch als die Korken zum neuen Jahr knallten, war ich zumindest von dem Stress befreit, von einer Bundesbehörde zur nächsten zu hetzen, und konnte eine Pause in meinen Bemühungen machen, meine Ehrlichkeit und meinen Wert zu beweisen.

Ich hatte nicht vor, allein in meiner schönen Wohnung in Genf zu sitzen und vor mich hin zu brüten. Das Leben geht weiter und es galt, Deals einzufädeln, Partys zu besuchen und vielleicht ein paar Frauen zu umschmeicheln. Ich warf mich wieder in Private-Equity-Geschäfte mit meinem guten Freund Dave, einem Mann mit einem Auge für tolle Start-ups und die richtigen Investoren dafür. Ich flog nach Mumbai und traf den indischen Minister für Öl und Gas, mit dem ich einen Vertrag über den Kauf von amerikanischer Kohle unterzeichnete, von der »sauberen« Sorte.

Dann flog ich rüber nach Peking und Shanghai, um mein Kohle-Angebot einem hochrangigen chinesischen Beamten zu unterbreiten, zusammen mit einigen hervorragenden Immobilienobjekten in Europa. Natürlich hatte ich zwischendurch etwas Spaß – wie der aussah, wissen Sie inzwischen ja ungefähr. Aber insgesamt fühlte ich mich in einer Art Schwebezustand und wartete darauf, dass die Axt fallen würde.

Wenn ich nicht gerade internationale Geschäfte vermittelte, fütterte ich weiter verschiedene Regierungsstellen in den USA mit Informationen. Downing hatte mich schroff abgewiesen, als ich angeboten hatte, dauerhaft als Informant tätig zu sein, aber Senat, IRS

und SEC waren noch immer gierig auf alles, was ich ihnen bringen konnte. Also machte ich aus mir einen Undercover-Agenten, blieb auf Tuchfühlung mit allen meinen Freunden, die noch bei UBS arbeiteten, und entlockte ihnen weitere Geheimnisse. Sie hatten keine Ahnung, was ich mit ihren interessanten neuen Informationen machte – ihnen muss alles vorgekommen sein wie Büroklatsch unter alten Netzwerkern bei gutem Essen und reichlich Alkohol. James Woods und ich aßen eines Abends im Restaurant Les Armures oben in der Altstadt zu Abend, einem hübschen kleinen Lokal mit Tischen draußen auf der Rue du Soleil-Levant.

»Und, wie läuft es so drüben im schwarzmagischen Königreich, James?«, fragte ich ihn, während wir die französische Küche genossen.

»Es ist eine verdammte Horrorshow, Brad. Du solltest die Panik sehen. Alle möglichen Reiseverbote, neue Sicherheitsprotokolle und wenn irgendjemand Reisen in die USA auch nur erwähnt, flippt Bovay aus. Ich bin echt froh, dass ich auf dich gehört habe und zu Südafrika gewechselt bin.«

»Ich freue mich auch darüber, James.« Ich lächelte.

»Es ist fast so, als würde jemand die Amerikaner mit den Geldsammelpraktiken von UBS füttern, in Echtzeit! Alles, was die Bank versucht, wird sofort wieder durchkreuzt.«

Er sagte das ganz unschuldig und ich antwortete auf dieselbe Art.

»Interessante Theorie, James. Aber das würde niemand machen, wenn er nicht zufällig in einen Kerker in Zürich gesperrt werden möchte.«

»Ich weiß. Aber du solltest die neueste Weisung von Martin Liechti sehen – wagen Sie nicht, irgendwo hinzufahren, wenn ich es nicht vorher genehmigt habe!«

Ich lachte. »Das Memo würde ich wirklich gerne mal sehen, nur um mich darüber kaputtzulachen.«

»Ich schicke dir eine Kopie. Aber das darfst du niemandem verraten.«

»Ehrenwort. Noch ein bisschen Wein?«

Ungefähr Mitte Januar brachte die *Financial Times* eine weitere große Story über UBS. Der Autor war wieder Haig Simonian und er zitierte Vertreter der Bank, die mit großer Geste verkündet hatten, UBS werde alle geheimen Beziehungen zu US-Kunden aufgeben, im Grunde also die Nummernkonten schließen. Ich kannte meine früheren Schweizer Chefs zu gut, also war mir klar, dass die ganze Sache eine Finte war, ein Versuch, die Lage zu beruhigen. Ich selbst aber wurde nicht ruhiger, weil ich ja wusste, dass wir den ganzen Laden hätten hochgehen lassen können, wie es die Brasilianer getan hatten, wenn dieser Idiot Downing und die anderen Wichtigtuer im Justizministerium UBS nicht mit ihrem »Zielbrief« gewarnt hätten. Es war so, als hätte ich ein Haus in der Vorstadt als Crackhöhle, Bordell und Waffenlager identifiziert und die Polizei hätte gesagt, »Wirklich? Klopfen wir mal an die Tür und fragen nach.«

Zumindest aber konnte ich ihre Nase in diesen Dreck drücken, also diktierte ich meinen Anwälten einen Brief, den sie, zusammen mit Kopien des *Financial Times*-Artikels, an SEC, IRS, Senat und das Ministerium schicken sollten. Ich weiß, dass das wirken könnte, als würde ich die Flammen des Feuers schüren, in dem ich selbst gerade brannte, aber es gehörte zur nächsten Phase meiner Taktik. Außerdem wissen Sie doch inzwischen, dass ich wegen ein bisschen Feuer nicht gleich abhaue.

In der Zwischenzeit sammelte ich immer mehr Informationen darüber, was sich bei UBS konkret abspielte. Tatsächlich wurde dort der

Verteidigungsring geschlossen. Die Bank vernichtete belastendes Material, das illegale Beziehungen zu amerikanischen Kunden erkennen ließ, leitete ihre Jäger und Sammler in Länder um, die sich für Steuerhinterziehung nicht weiter zu interessieren schienen, und verlagerte Vermögen in andere Rechtssysteme mit neuen Offshore-Strukturen. Jedem wurde mitgeteilt, sich von den USA fernzuhalten. Dasselbe hätte die Bank mit Frankreich tun sollen, denn am Ende kosteten sie ihre dortigen Machenschaften eine Hinterlegung von erschreckenden 1,1 Milliarden Euro auf ein Treuhandkonto und es bestand ein hohes Risiko für eine Geldstrafe von bis zu 6 Milliarden Euro. Naja, gegen Dummheit oder Arroganz kann man nichts machen. Inzwischen hatte ich meine Methoden für die geheime Kommunikation perfektioniert. Ich wechselte von Münztelefonen zu Internetcafés, machte kurze »Urlaube« außerhalb von Genf und schickte per FedEx Pakete an Hector und Moran. Bei all dem übermittelte ich frische Informationen.

Im Februar brachten Hector und Moran SEC und Senat auf den neuesten Stand meiner Aktivitäten. Das geschah per Telefon, aber kurz darauf, im März, sorgte ich dafür, dass die Anwälte beiden Stellen aktiv zusätzliche Informationen und Dokumente zukommen ließen. Später in dem Monat feuerte ich eine weitere Breitseite ab: mehr Material, das belegte, dass die dicken Fische bei UBS im Grunde einen Weg suchten, schlauer zu sein als das US-Justizministerium, was nicht allzu schwierig gewesen sein dürfte, wenn man bedenkt, welche Kleingeister dort arbeiteten. Mein Instinkt sagte mir, dass sich das Ministerium früher oder später auch mich vornehmen würde, also sollte ich meine »wohltätige Arbeit« lieber fortsetzen, um mich gegen seine Vorwürfe wehren zu können. Ich hatte das Gefühl, mich gut zu schlagen: Mit

intelligenten Schachzügen und präventiven Angriffen wollte ich den Dolch abwehren, den Downing in meinen Rücken zu bohren plante.

Dann kamen die Anklagen. Sie waren versiegelt.

Eine versiegelte Anklage bedeutet, dass man die Person, auf die man es abgesehen hat, nicht darüber informiert. Ich bin ziemlich sicher, dass sich Downing und seine Chefs, wenn sie damit durchgekommen wären, selbst zu Münztelefonen geschlichen und viele Schweizer Mobiltelefonnummern angerufen hätten – die Nummern, die ich dem Senat gegeben hatte. Doch dank meiner Bemühungen verfügte der Senat über eine belastbare Liste aller Schweizer Täter, also der UBS-Manager, die für alles verantwortlich waren, und auch dem IRS und der SEC lag sie vor. Die Behörden schickten all die Namen an das Ministerium und sagten: »Los, holt euch diese internationalen Steuerbetrüger!« Nun, ich bin sicher, dass Downing eine Krise bekam, als er sah, von wem diese Informationen stammten – von mir. Aber an diesem Punkt hatte er keine Wahl mehr und wenn er die Anklagen vermasselt hätte, hätten viele dicke Finger auf ihn gezeigt. Meine Vermutung war: Sein Chef Kevin O'Connor und über ihm der Justizminister hatten ihn wahrscheinlich angewiesen: »Tun Sie, was Sie tun müssen. Um ›sensible‹ Themen kümmern wir uns später.« Das ist nur eine Vermutung, aber am Ende lief es genau so, also bleibe ich dabei.

Ganz oben auf der Liste der Anklagen stand Igor Olenicoff. Downing hätte seinen Namen haben können, als ich zum ersten Mal in sein Ministerium kam, aber er hatte sich geweigert, mir eine Vorladung auszustellen, also erfuhr er von Olenicoff nur indirekt über meine Aussage beim Senat. Die Aussicht, Olenicoff zu erwischen, ließ ihm wahrscheinlich den Geifer im Mund zusammenlaufen, weil es hier eine direkte Verbindung zu mir gab. Dann aber entdeckte er, was der Rest

der Welt längst wusste: Gegen Olenicoff wurde bereits vom IRS und von der Staatsanwaltschaft in Orange County in Kalifornien ermittelt. Downing konnte nicht gegen ihn vorgehen, weil er schon am Haken war. Ich bin sicher, dass er sich darüber schwarz ärgerte und dass es ihn noch entschlossener machte, stattdessen eben mich ans Kreuz zu nageln.

Aber Olenicoff (er stand immerhin auf der Forbes-400-Liste) war kein Idiot. Er hatte bereits einen früheren Staatsanwalt aus demselben Büro, das jetzt gegen ihn ermittelte (Sie erinnern sich noch an das Drehtür-Prinzip?), mit seiner Verteidigung beauftragt. Um sich die öffentliche Peinlichkeit einer Anklage zu ersparen, hatte er sich rasch in einem *einzigen* Fall als schuldig bekannt: wegen einer falschen Steuererklärung im Jahr 2002! Er räumte Steuerhinterziehung ein und gab zu, den IRS nicht über seine Offshore-Konten auf den Bahamas, in Liechtenstein, Großbritannien und der Schweiz informiert zu haben – und entschuldigte sich natürlich brav dafür. Die Regierung entschied, dass er mit der Zahlung einer Strafe von 52.018.460,36 Dollar und dem Zurückholen seines Geldes in die USA alles wiedergutmachen könne. Olenicoff grinste und zückte sein Scheckbuch. Für einen Mann mit einem Vermögen von mehr als 2 Milliarden Dollar war das Kleingeld. Ironischerweise kam später bei einem Zivilverfahren gegen Olenicoff heraus, dass er und sein Sohn ihre Konten bei der Barclays Bank mit jugoslawischen Pässen eröffnet hatten. Dabei war keiner der beiden in Jugoslawien geboren oder hatte je dort gearbeitet. Noch so eine Betrügerei der Olenicoffs …

Falls Sie glauben, Olenicoff sei nur ein Spaß suchender, im Grunde anständiger und nur manchmal etwas vergesslicher Milliardär mit ein paar Marotten (ein ganz normaler Typ, Sie wissen schon), nehmen Sie bitte Folgendes zur Kenntnis: Er zeigte sich »selektiv«, wenn es darum

ging, seine Verpflichtungen einzuhalten. Vor den vielen Büros seiner Firma »Olen Properties« standen schöne, teure Skulpturen – und zwar sämtlich unlizenzierte Duplikate. In den Jahren zuvor hatte er zwei Weltklasse-Bildhauer, Don Wakefield und John Raimondi, damit beauftragt, detaillierte Vorschläge für Originalarbeiten zu machen, mit Modellen, Fotos, Größenangaben und Preisen. Dann aber hörten Wakefield und Raimondi nie mehr von Olenicoff, denn der ließ die Skulpturen von einem chinesischen Künstler nachbauen (in China sind Copyright-Verletzungen und Patentdiebstahl eine Art Nationalsport). Beide Künstler waren wütend und verklagten Olenicoff, Jurys in Bundesgerichten erklärten ihn für schuldig und er wurde verurteilt, Wakefield 450.000 Dollar und Raimondi 640.000 Dollar Schadenersatz zu zahlen. Auch das war für ihn nur Taschengeld, aber trotzdem wäre es wohl billiger für ihn gewesen, einfach die Originale zu bezahlen statt seine Anwälte. Doch Olenicoff war daran gewöhnt, seinen Willen zu bekommen, also ging er lieber in Berufung, als den Künstlern ihr Geld zu geben.

Am Ende kam er mit allem davon. Bei der Urteilsverkündung im Frühjahr 2008 gab Olenicoff allen die Schuld außer sich selbst: seinen Rechtsanwälten, seinen Buchprüfern, UBS und mir – weil wir ihn so schlecht beraten hatten! Die Staatsanwälte nickten feierlich und sprachen sich *gegen* eine Gefängnisstrafe für ihn aus, obwohl die Strafrichtlinien für seine Vergehen drei Jahre Haft vorsahen. Einig war man sich darüber, dass Olenicoff eine gewisse Demütigung ertragen müsse, weil er sich seit 1992 mit Offshore-Konten um das Zahlen von Steuern gedrückt hatte. Aber er war nicht vorbestraft und seine Verbrechen hatten »niemanden finanziell geschädigt«. Die Staatsanwälte setzten sich entschieden für einen Klaps auf seine Finger ein. Warum? Weil Olenicoff willige Freunde an hohen Stellen hat.

Cormac Carney, Richter am US District Court, verurteilte ihn zu zwei Jahren Gefängnis auf Bewährung und 120 Stunden Sozialarbeit. Sein Verteidiger, der frühere Staatsanwalt, bezeichnete das als den »Deal des Jahrhunderts«. Das war es tatsächlich, und als Folge davon war Olenicoff frei, um auf mich loszugehen. Dazu später mehr.

Die übrigen Anklagen blieben unterdessen zwar versiegelt, aber irgendwie erfuhren alle meine früheren Chefs bei UBS – Christian Bovay, Michel Guignard, Martin Liechti und Raoul Weil – plötzlich von den Schweizer Behörden, dass sie in den USA gesucht wurden. Hatte jemand im US-Justizministerium eine enge Verbindung zu jemandem im Schweizer Justizministerium? Das kann ich nicht mit Sicherheit sagen, aber für Hillary Clinton, die bald die neue Außenministerin der USA werden sollte, galt es ganz bestimmt (was nicht herauskam, bis sie beschloss, die Anführerin der freien Welt werden zu wollen). Die Schweizer aber hatten nicht vor, ihren eigenen juristischen »Ethik-Kodex« zu brechen und Banker aus der Welt des großen Geldes ins Gefängnis nach Washington zu schicken. Diese Leute mussten nichts weiter tun, als zu Hause in der Schweiz zu bleiben oder zumindest die USA zu meiden. Sonst konnten sie ja überall hinreisen. Dann konnten sie problemlos weiter unsauberes Geld in ihre Heimat holen. Einfach, oder?

Das könnte man glauben, wenn man nicht gerade ein Typ wie Martin Liechti ist. Er hielt sich für unbesiegbar, unberührbar. Anders als viele meiner weißbesockten Schweizer Vorgesetzten agierte er wie eine internationale Schmeißfliege und flog in seinen 1000-Dollar-Anzügen, mit zurückgegelten braunen Haaren und permanenter Sonnenbräune durch die Welt. Er war gewarnt worden, auf seinen Arsch aufzupassen, aber er wollte sich von den Amerikanern nicht vorschreiben lassen, wie er seine Geschäftsreisen gestaltete. Also bestieg er Mitte April einen

Flug in Richtung Bahamas, wahrscheinlich um dort weitere dicke Fische zu fangen und seine Bräune aufzufrischen. Sein Flug führte über Miami, wo er umsteigen musste, aber er ging wahrscheinlich davon aus, dass er dafür nur von einem Terminal zum nächsten laufen müsste. Falsch. Als Erstes musste er durch den Zoll – und bei der Passkontrolle erschien sein Name auf dem Bildschirm. Ein paar Männer von der Zoll- und Einwanderungsbehörde nahmen ihn am Ellenbogen und seinen Koffer und luden ihn zu einem kleinen Gespräch ein.

Merkwürdig daran: Liechti stand zwar auf der »Wanted«-Liste des Justizministeriums, doch er wurde nicht etwa vor Gericht gestellt oder von irgendeinem Richter vernommen. Beamte aus dem Justizministerium informierten ihn, dass er als »wichtiger Zeuge« in einem bedeutenden Verfahren wegen internationaler Steuerhinterziehung festgehalten werde. Indem sie ihn nur als Zeugen behandelten statt als Beschuldigten, hatten Downing und seine Vasallen im Ministerium das Schicksal von Liechti völlig in ihrer Hand. Einstweilen musste er nicht vor Gericht erscheinen und keine hässliche Entscheidung eines Bundesrichters fürchten, solange er mitspielte. Man begleitete ihn zu einem Fünf-Sterne-Hotel in Miami, sperrte ihn in eine schicke Suite und ließ sie rund um die Uhr von bewaffneten Männern bewachen, um zu verhindern, dass er schwimmen geht und dann nicht mehr zurückkommt. Abgesehen von dieser Unannehmlichkeit wurde ihm gesagt, dass er sich entspannen und das Wetter genießen solle. So blieb es vier Monate lang, bis Liechti »eingeladen« wurde, bei den öffentlichen Anhörungen von Senator Levin auszusagen, die bald im Fernsehen übertragen werden sollten.

In meiner Wohnung in Genf summte mein Mobiltelefon. Es war Jacques Leuba. Im Hintergrund konnte ich Mittagessen-Geräusche hören. Er war nicht im Büro.

»Bradley, hast du schon das Neueste gehört? Es ist *incroyable*!«

»Was ist unglaublich, *mon ami*?«

»Martin Liechti. Er ist gerade in Miami verhaftet worden. Die Bank streitet das ab, aber er hätte schon vor einer Woche von seiner Reise zurückkommen sollten. Christian hat versucht, ihn anzurufen, aber er geht nicht ans Telefon. Seine Sekretärin fängt langsam an, zu stottern.«

»Vielleicht hat sie schon früh Alzheimer bekommen.«

»Sei nicht albern, sie ist nicht mal dreißig. Ein Reporter von der *Financial Times* hat hier angerufen und wollte die Story bestätigt kriegen, aber uns allen ist gesagt worden, wir sollen die Klappe halten.«

Ich wusste, dass das Haig Simonian gewesen sein musste, der anfangs etwas skeptisch über meine Bombe gewesen, jetzt aber voll dabei war und über jeden neuen UBS-Skandal schrieb.

»Na ja, Jacques«, sagte ich. »Man erntet eben, was man sät.«

Er lachte. »Ich kann hören, dass es dir das Herz bricht, Bradley.«

»Hey, der Typ tut mir schon leid. Er könnte im Gefängnis landen und amerikanische Gefängnisse sind nicht gerade das Ritz. Irgendein großer Kerl namens Bubba könnte Martin zu seiner Frau machen.«

»Du bist brutal. Wollen wir zusammen Mittag essen?«

»Heute nicht, Jacques, aber bald.«

»In Ordnung. Ich sage Bescheid, wenn ich neue Gerüchte höre.«

»Danke, Partner.«

Wir legten auf, und ich atmete mit einem tiefen Seufzer aus. Martin Liechti, hochgenommen. Downing hatte tatsächlich angefangen, etwas zu tun. Er schnappte sich Schweizer Banker und ihre Kunden und sammelte sie ein wie Spielfiguren. Ein Teil von mir war glücklich darüber. Schließlich war das genau das, was ich wollte – all diese arroganten, undankbaren Schweizer Arschlöcher sollten bezahlen. Der andere Teil von mir aber reagierte wie ein Maulwurf in einem Terror-

Netzwerk. Ich hatte die Behörden mit harten Informationen versorgt, aber wenn die Einsatzkommandos endlich kämen, würden sie jeden aufs Korn nehmen, der zu sehen war, einschließlich mir selbst. Ein Teil des Materials, das ich geliefert hatte, war so unwiderlegbar wie eine rauchende Pistole, zum Beispiel das Memo an alle Banker in der Nordamerika-Abteilung, in dem er offen forderte, in den USA einen Zahn zuzulegen. Das war explosives Zeug und hatte mit Sicherheit als Munition für seine Festsetzung gedient. Trotzdem versuchten Hector und Moran jetzt schon seit einem Jahr, mir mit dem Argument, ich hätte nur eine unbedeutende Rolle in dem riesigen Programm der Schweizer gespielt, Immunität vor einer Strafverfolgung zu sichern. Es gelang ihnen nicht. Immunität konnte nur das Justizministerium versprechen, doch dort schlug Downing meinen Anwälten immer wieder die Tür ins Gesicht. Mit der Festsetzung von Liechti wurde nur allzu klar, dass ich nicht davonkommen würde.

Ich rief meine Anwälte an und erzählte ihnen von Liechti. Man hätte glauben können, dass Hector und Moran, weil sie einen Whistleblower im Steuerbetrugsfall des Jahrhunderts vertraten, schon von seinem Schicksal gehört hatten. Doch das war nicht der Fall.

»Oh, das sind interessante Neuigkeiten«, meinte Moran.

»Finden Sie?«, höhnte ich.

»Nun, was werden Sie jetzt tun?«, fragte Hector.

Ich seufzte und schüttelte den Kopf. Die beiden hätten *mir* sagen sollen, was sie jetzt planten! Ich antwortetet ihnen nur, ich würde mir die Sache durch den Kopf gehen lassen und ihnen Bescheid geben.

Wenn Sie schon mal Ski gefahren sind, wissen Sie, wie es ist, wenn man auf einer schwarzen Abfahrt heftig stürzt, einen Ski verliert und immer weiter fällt und rutscht und sich fragt, ob man nicht bald von irgendetwas gestoppt wird. Genauso fühlte ich mich zu dieser Zeit.

Mein Instinkt war, einfach, einen Skistock ins Eis zu rammen und mich aufzurichten, gerade und in voller Größe. Ich hatte nur zwei Möglichkeiten. Ich konnte für immer in Genf bleiben, mich wegducken, meine Geschäfte weiterbetreiben, die ganze Whistleblower-Sache aufgeben und nie mehr in die USA zurückgehen. Oder ich konnte mit erhobenem Kopf offen für meine gerechte Sache kämpfen, mich wieder ins Gefecht stürzen und mich der harten Musik stellen – egal, was für eine unharmonische Melodie Downing spielen würde.

Die Festnahme von Liechti war das Signal für mich. Meine Chefs wurden gejagt und ich wusste, dass auch meine Tage gezählt waren. Downing würde mir keine Immunität für irgendetwas geben, niemals. Er wollte mich lieber in Ketten sehen als die Wahrheit erfahren. Und ich wollte nicht den Rest meines Lebens in Europa verbringen, immer auf der Hut und ohne Chance, meine Familie und Freunde in den USA zu sehen. Dafür war ich nicht gemacht. Es war Zeit für einen Showdown.

Die Idee, am Ende meiner Bemühungen eine Belohnung zu bekommen, war damals noch gar nicht auf meinem Radarschirm, denn bis dahin hatte es noch keinen ähnlichen Fall gegeben, bei dem ein Informant wie ich letztlich profitiert hatte. Es ging um eine einfache Frage: Würde ich die Sache durchziehen? Meine alte militärische Ausbildung zeigte Wirkung – nichts ist wichtig außer die Mission.

Dann schaute ich mich in meiner Wohnung um, betrachtete all die schönen Möbel und Annehmlichkeiten und dachte an mein Chalet in Zermatt, meine Autos, meine besten Freunde in Genf und die reizenden Damen, die ich kannte, und an alles andere, das ich weiter würde genießen können, wenn ich es einfach gut sein ließe. Ich wusste, dass ich vielleicht nie mehr etwas von meinem Leben hier sehen würde, wenn ich noch einmal in die USA fliegen würde. Tatsächlich war nicht unwahrscheinlich, dass das Einzige, was ich dann für lange, lange Zeit

zu sehen bekommen würde, Eisenstäbe und schwaches Sonnenlicht wären, das durch einen Fensterschlitz im Beton fällt. Immer wieder stellte ich mir eine Frage: »Ist es das wert?«

Von irgendwoher kam die Antwort: *Birkenfelds benehmen sich nicht wie Flüchtige. Birkenfelds verstecken sich nicht. Birkenfelds rennen nicht weg.* Ich rief wieder bei Hector und Moran an.

»Okay, Leute, hört zu. Ich möchte, dass Sie noch einen Termin arrangieren, und zwar mit der SEC und mit dem Senat.«

»Die haben hier gerade angerufen«, sagte Moran, »und nach weiteren Treffen mit Ihnen gefragt. Was sollen wir ihnen sagen?«

Ich rollte mit den Augen. »Na, sagen Sie ihnen zum Teufel ja!«

»Sie wollen wieder hier rüberkommen?« Hector klang ungläubig. »Jetzt, nachdem gerade einer Ihrer Chefs hochgenommen wurde?«

»Ich bin kein Krimineller und ich werde mich nicht wie einer benehmen. Mir ist scheißegal, was dieser Vollidiot Downing sagt, denkt oder macht.«

»In Ordnung, Brad«, sagte Moran. »Wir holen die SEC und den Ausschuss ans Rohr.«

»Sprechen Sie laut und deutlich«, sagte ich. »Aber vermasseln Sie es nicht.«

Es war die erste Maiwoche 2008. Ich holte tief Luft und begann zu packen, aber es fühlte sich anders an als bei den Vorbereitungen zu den früheren Reisen. Dieses Mal hatte ich wirklich keine Ahnung, wann ich zurückkommen würde, wenn überhaupt. Der Frühling in Genf stand in voller Blüte; in den USA konnte es noch wärmer sein. Ein paar Anzüge? Klar, die würden vorerst ausreichen. Polohemden, Stoffhosen und Jeans. Okay. Dann suchte ich in meinem Kleiderschrank noch etwas nach meinem Lieblingsparka und musste plötzlich laut vor mich hin lachen. Mir war eine Zeile aus einem alten Mafiafilm eingefallen, in der ein

Killer mit einer dicken Beule unter der Jacke zum Haus seines Opfers kommt: »Wir machen einen kleinen Spaziergang. Du brauchst keinen Mantel.« Mit den Anziehsachen war ich schnell fertig, sorgfältiger aber ging ich beim Einpacken aller meiner neuesten UBS-Beweise und -Dokumente vor. Dann nahm ich einen vergessenen Umschlag von dem Tisch vor meinem grünen Ledersofa, eine Einladung zu einem Highschool-Klassentreffen in den USA. Ich öffnete ihn, dachte an all die Abenteuer, die ich seit diesen unschuldigen Zeiten als Schüler erlebt hatte, und wünschte, alles könnte wieder so einfach sein wie damals. Dann buchte ich einen Platz in einem Nachtflug nach Boston, ohne Rückflug, und rief meinen Bruder Doug in Weymouth an.

»Ich komme morgen nach Boston.«

»Wofür zum Teufel das?«, fragte Doug. Er hatte all die Machenschaften in Zusammenhang mit meinem Fall genau verfolgt und wusste, dass soeben Martin Liechti erwischt worden war.

»Highschool-Treffen.«

»Bist du verrückt geworden?«

Ich lachte. »Nein, eigentlich komme ich für weitere Treffen mit dem Senat und der SEC und um diese Sache mit Downing ein für allemal hinter mich zu bringen. Das Klassentreffen ist nur ein Abstecher.«

Direkt bevor ich zur Tür hinausging, schaute ich mich noch einmal in meiner Wohnung um. Ich sah meinen Couchtisch vor dem Kamin. Auf ihm lag ein Monopoly-Spiel. Ich ging hinüber, öffnete die Schachtel, holte die Karten des Spiels heraus und fand sie – die »Du kommst aus dem Gefängnis frei«-Karte mit dem Bild eines dämlichen Typen mit Schnurrbart und Hut. Ich steckte die Karte in meine Geldbörse und verließ die Wohnung.

Kurz bevor ich an Bord ging, fand ich am Flughafen ein Münztelefon und rief Haig Simonian an. Es war zu spät, um ihn noch bei der

Financial Times zu erreichen, aber inzwischen hatte ich seine Mobilnummer und er erkannte meine Stimme. Ich musste mich gar nicht mehr als »Tarantula« melden. Ich konnte hören, dass ich ihn aufgeweckt hatte.

»N'Abend, Haig. Entschuldigen Sie die späte Störung. Ich steige gleich in einen Flug in die USA. Ich wollte Sie nur wissen lassen, was los ist, für den Fall, dass ich verschwinden sollte.«

Er seufzte und wünschte mir alles Gute. Ich glaube, er machte sich Sorgen, seinen »Deep Throat« zu verlieren, die Art von Quelle, die man als Reporter nur einmal in seiner Laufbahn findet.

Es war ein langer Flug, vielleicht der längste meines relativ jungen, sorglosen Lebens. Aber zumindest saß ich in der Business-Class mit reichlich Platz für meine langen Beine. Ich nahm ein paar kräftige Drinks, die aber wenig Wirkung zeigten, und schob mein Essen von mir weg. Ich wusste, dass ich nicht viel schlafen würde, also ging ich das Angebot an Kinofilmen durch. Ich lächelte und entschied mich für *Auf der Flucht* mit Harrison Ford.

Wenn man in Boston geboren und aufgewachsen ist, fühlt sich der Anflug auf den Logan Airport immer gut an. Bei Sonnenaufgang glitzert die Bucht in Blau und Silber und man sieht die eingerollten Segel des schönen Viermasters *USS Constitution*, bekannt als »Old Ironsides« (alte Eisenhaut). Der Hancock Tower, umhüllt von riesigen Fenstern und schimmernd, ragt majestätisch aus der Skyline heraus, wie früher die Zwillingstürme in New York. Auf all das schaute ich herunter, während wir vor der Landung noch kreisten, und dachte daran, wie an diesem Ort meine Banking-Karriere begonnen hatte und wahrscheinlich auch enden würde.

Ich stieg aus dem Flugzeug, schnappte mir meine Bordtasche und ging in Richtung Passkontrolle. Es waren nicht viele andere Passagiere

unterwegs. Ein verschlafener Airline-Angestellter am Gate schaute mich nicht einmal an, bis er sah, was ich sah. Einen Hinterhalt.

Ich schaute zu, wie vier uniformierte Beamte der Zoll- und Einwanderungsbehörde aus einem dunklen Flur herübergeeilt kamen. Ich konnte die Blicke der wenigen anderen Passagiere um mich herum spüren, aber inzwischen hatte ich begriffen, was passierte. Also nickte ich nur und lächelte die staatlichen Häscher an.

»Würden Sie bitte mit uns kommen?«, sagte einer von ihnen. Es war keine Frage.

Wir verließen den Ankunftsbereich, einer der Beamten voran und die anderen hinter ihm. Wir gingen in einen abgetrennten Raum mit langen Reihen von leeren Stühlen und einer Dame in einem blütenweißen Uniformhemd, die wie ein Richter am Supreme Court an einem großen Tisch saß, Kaffee schlürfte und mich ansah, als sei ich ein Kinderporno-Schmuggler. Wir gingen weiter, in eine Art Verhörzimmer, wo sie mir meine Tasche abnahmen, sie auf einen langen Tisch legten und mir sagten, ich solle mich hinsetzen. Das tat ich.

Einer der Beamten stellte einen Fuß auf einen Stuhl, so als hätte er zu viele Folgen von *Law and Order* gesehen. Mit den Fingern trommelte er auf seinen Unterarm.

»Es liegt ein Haftbefehl gegen Sie vor, Mr. Birkenfeld. Vom Justizministerium.«

»Wirklich?«, sagte ich. »Ich frage mich, worum es geht.«

Sie schauten sich gegenseitig an und grinsten. Ein anderer Beamter beugte sich über mich.

»Haben Sie mehr als 10.000 Dollar in bar bei sich?«

»Nein«, sagte ich. »Kreditkarten sind viel leichter.«

Diese Antwort gefiel ihm nicht besonders, also knurrte er die Frage jetzt.

»Ich frage Sie nochmal: Haben Sie mehr als 10.000 Dollar in bar bei sich?«

Ich legte meinen Kopf zur Seite und präsentierte ihm mein Birkenfeld-Grinsen. »Sagen Sie mir bitte, ist Englisch Ihre Muttersprache?«

Sie zogen mich vom Stuhl hoch, drehten mich um und legten mir Handschellen an. Dann steckten sie mich in eine Arrestzelle.

Das Klassentreffen habe ich verpasst.

Kapitel 11
Im Zwielicht

»Ich bin schockiert, schockiert! Ich habe gerade erfahren, dass hier gespielt wird.«

Polizeichef Renault, Casablanca

Ich habe Florida noch nie besonders gemocht.

Nicht dass ich etwas gegen Disney World oder Micky Maus hätte oder gegen die schicke Rennstrecke in Daytona, auch wenn es dort keine Formel-1-Rennen gibt. Miami kann interessant sein, wenn man Strand, Bikinis und lateinamerikanisches Nachtleben mag, was bei mir im Großen und Ganzen so ist, aber es ist nicht Saint-Tropez oder Cancún. Abgesehen von der leichten Unterhaltung dort habe ich den Bundesstaat deshalb immer als nur flache, karge und feuchte Gegend angesehen, in der man dem Neuengland-Winter entgehen kann, wenn einem die Knochen wehtun und man sich nach einem Clubsessel und Drinks unter pastellfarbenen Sonnenschirmen sehnt. Wenn man dagegen noch relativ jung ist, kann sich eine Reise nach Florida anfühlen wie ein Blick auf eine trostlose Zukunft: lauter nette alte Menschen mit blauen Haaren, die sich langsam bewegen. Das Wartezimmer Gottes.

Andererseits ist Florida offenbar ein hervorragender Ort, um einen Mittäter in einem Fall internationaler Steuerhinterziehung zu vernehmen, auch wenn sein US-Aufenthaltsort Boston ist. Und offenbar fand Downing diese Idee prima, denn er ließ mich den ganzen Weg

nach Fort Lauderdale schleppen, wo ich mir eine Predigt von einem Richter vom Southern District of Florida anhören musste. Downing hätte auch Boston nehmen können oder sogar New York oder Washington, aber diese Orte wären zu bequem für mich gewesen.

Als ich von Hector und Moran erfuhr, dass ich nach Florida würde fliegen müssen, auf eigene Kosten, nur um offiziell ein paar Ohrfeigen verpasst zu bekommen, nahm ich an, dass Downing mich zum Schwitzen bringen wollte. Tatsächlich passiert das sofort, wenn man im Juni den Fuß aus einem Flugzeug in Fort Lauderdale setzt. Eindeutig hatte er den Ort sehr sorgfältig ausgesucht.

Der Großteil dieser Überlegungen ist vielleicht nur verbitterte Spekulation von mir. Tatsache aber ist, dass Downing den Ground Zero für mein Verfahren so gewählt hatte, dass ich so weit weg von meinem Zuhause war wie nur möglich und gerade noch an der amerikanischen Ostküste. Zugleich bedeutete das, dass für jeden meiner Auftritte dort – und es sollten viele sein – auch Beamte aus Washington anreisen mussten. Vielleicht hat das Justizministerium ein geheimes Vielfliegerprogramm. Wenn seine Beamten durch die ganzen USA reisen, um gegen Steuerkriminelle zu ermitteln, und zwar auf Kosten der Steuerzahler, dann sammeln sie vielleicht gleichzeitig Punkte für kostenlose Flugreisen, Hotelaufenthalte und Urlaube. Jedenfalls geben sie das fremde Geld aus wie betrunkene Seeleute, während sie behaupten, alles zu tun, um es zu retten.

Seit meiner Landung in Boston war ein Monat vergangen, und nach der Festsetzung von Liechti hatte ich ganz genau gewusst, dass man auch mich wahrscheinlich nicht so einfach durchlassen würde. Die Leute von Zoll und Grenzschutz hatten mich eine Stunde lang am Flughafen festgehalten, dann steckten sie mich wie einen Straßengangster auf den Rücksitz eines Streifenwagens und fuhren

mich nach Winthrop, wo sie mich die Nacht über in einem alten Neuengland-Gefängnis einsperrten. Allzu schlimm war das nicht. Ich hatte meine eigene Zelle und ein gutes Buch, *Five Years to Freedom*, die unglaubliche, aber wahre Geschichte von James N. Rowe, einem früheren Offizier der US Army Special Forces, der fünf Jahre lang in einem Bambuskäfig in Nordvietnam eingesperrt war. So etwas gibt einem eine andere Perspektive.

Am Morgen fuhren mich die Sheriffs von dem lokalen Gefängnis in Winthrop zum Bundesgericht in Boston, wo ich auf meinen ersten Richter treffen sollte: eine Richterin mit wenig Lust auf Schwachsinn von Staatsanwälten. Bostoner Richter halten nicht viel von Drama – sie haben zu viele echte Verbrechen im Süden der Stadt gesehen. Downing war nicht dabei, aber zwei seiner Staatsanwälte, von denen keiner gegenüber der Richterin erwähnte, dass ich in die USA gekommen war, um weitere Aussagen zu machen. Außerdem hatte Downing am selben Tag meinen Rechtsanwalt Moran unter Druck gesetzt, der Richterin nicht zu erzählen, dass ich schon vor einem Jahr freiwillig gekommen war, um Informationen über Schweizer Banken zu übergeben. Im Prinzip untersagte Downing Moran, die Wahrheit darüber zu sagen, warum ich aus der Schweiz wieder hierhergekommen war: um meine Treffen mit Senat und SEC fortzusetzen und im Alleingang die größte Steuerhinterziehung in der Geschichte der USA aufzudecken. Nichts da. Er ist nur für ein Highschool-Klassentreffen gekommen. Auf diese Weise zwang das Justizministerium eine Bundesrichterin, eine unverschämte Lüge zu schlucken, und präsentierte mich als gefährlichen internationalen Kriminellen, der sich bei der ersten Gelegenheit aus dem Staub machen würde.

Doch die Richterin kaufte ihm das nicht ab.

»Staatsanwaltschaft«, sagte sie zu Downings Lakaien. »Soweit ich hier sehen kann, ist Mr. Birkenfeld noch nie zuvor festgenommen worden.«

»Euer Ehren«, plapperte der Staatsanwalt vom Ministerium, »er ist ein bedeutender Akteur in einem bei den Bundesbehörden liegenden Fall von Steuerhinterziehung. Wir würden ihn gern bis zum Prozess in Gewahrsam behalten.«

»Steuern.« Die Richterin zischte das Wort so, als ob sie selbst schon ein- oder zweimal geprüft worden wäre. »Sie haben schon seinen Pass, also kann er nirgendwo hin. Und Sie haben noch nicht einmal einen Termin für den Prozess festgelegt.«

»Nun, Euer Ehren …«

»Sie wollen ihn auf unbestimmte Zeit ins Gefängnis stecken?«

»Wir denken nur an ungefähr einen Monat.«

»Unsinn!« Die Richterin zeigte mit einem Finger auf mich. »Mr. Birkenfeld, Sie werden auf eigene Verantwortung freigelassen. Melden Sie sich, wann immer und wo immer Sie dazu aufgefordert werden.«

»Ja, Madame«, sagte ich.

»Aber, Euer Ehren!« Der Trottel vom Ministerium versuchte es ein noch einmal.

»Nächster Fall.«

Und das war es. Ich bekam mein Gepäck zurück, von dem ich wusste, dass es gründlich durchsucht worden war. Aber es war nichts darin zu finden, abgesehen von ein paar von meinen Lieblingszigarren und Schweizer Schokolade. Ich ging davon aus, dass Downings Lakaien auch Kopien von jedem einzelnen Stück Papier und allen Computer-CDs in meiner Aktentasche gemacht hatten, aber das spielte keine Rolle, weil ich sowieso alles den Behörden übergeben wollte. Mein Bruder Doug fuhr mich zurück zu seiner Wohnung in Weymouth.

Doug war schon vorher wütend auf das Justizministerium gewesen, aber meine Verhaftung brachte ihn jetzt dazu, Flüche zu murmeln und in der Wohnung herumzustampfen. Er hatte wie ich spekuliert, dass Downing früher oder später auf mich losgehen würde. Doch der schamlose Machtmissbrauch durch das Ministerium, zusammen mit seinen unverfrorenen Erniedrigungspraktiken, brachten sein Blut zum Kochen. Dabei war ich gar nicht erniedrigt. Ich fing gerade erst an. Ich sagte Doug, dass ich vorgehabt hatte, mich noch einmal mit der SEC und dem Senat zu treffen, dass sich meine Pläne aber jetzt geändert hätten. Downing setzte Hector und Moran unter Druck, mich für eine »umfangreiche Nachbesprechung« noch einmal zum Justizministerium zu bringen. Vielleicht dachte er, durch den Schock meiner Festnahme würde ich irgendwo in eine Ecke gekauert liegen und weinen. Ich rief meine Anwälte an und sagte ihnen, sie sollten den Termin ausmachen. Es war Zeit für eine direkte Konfrontation.

Ein paar Tage später flog ich runter nach Washington und betrat noch einmal das feine, ehrwürdige alte Gebäude, in dem teure Tücher die Brustwarzen einer Skulptur verhüllen. Bei mir hatte ich Rick Moran, doch der hielt den Kopf gesenkt wie ein Kind, dessen Vater ihn ständig ermahnt: »So geht das nicht«, und trotzdem immer so weitermacht. Downing hielt Hof in seinem makellosen Konferenzraum, neben ihm Karen Kelly wie sein kläffender kleiner Chihuahua und dazu ein stellvertretender Staatsanwalt aus dem Bezirk Südflorida namens Jeff Neiman. Der Typ sah aus, als komme er frisch von der Uni, mit zurückgegelten schwarzen Haaren und gebräunt vom Golfspielen. Er war kaum mehr als 1,50 Meter groß und verstörte mit einem starken Lispeln. Seine Hose war ungefähr fünf Zentimeter zu kurz und gab den Blick auf zwei nicht zueinander passende Socken frei. Ich musste an eine Figur in dem alten Film *Mein Vetter Winnie* denken: an den

Prozessanwalt, der so schrecklich stottert. Was Neiman hier eigentlich verloren hatte, fand ich erst später heraus.

Downing war eindeutig sauer darüber, dass ich vor einer Richterin in Neuengland gestanden hatte, die nicht nach seinen Wünschen handelte. Er wollte mich eingesperrt sehen, so dass er mich so lange hinhalten könnte, wie er wollte, wie im Iran. Und hier war ich und konnte herumlaufen wie ein freier Mann. Fast schlug er mit der Faust auf den Tisch.

»Na gut, Birkenfeld. Jetzt wollen wir die Namen. *Alle* Namen.«

»Ich habe sie dem Senat gegeben und auch dem IRS«, sagte ich mit einem Schulterzucken. »Wenn Sie mir eine Vorladung gegeben hätten, als wir sie darum baten, hätten Sie sie schon letztes Jahr haben können.«

Die Augen von Neiman blinzelten Downing an. Wahrscheinlich dachte er: *Warum hast du ihm nicht einfach die Vorladung gegeben?* Aber er sagte kein Wort, also wusste ich sofort, wer in der Hackordnung höher stand: Downing.

»Nun, Sie Schlaumeier«, blaffte Downing. »Wir wollen sie *jetzt*.«

Aber das war nur ein kindisches Spiel und ich wusste das. Dem Justizministerium lagen alle meine Beweise bereits vor, weil der Senat sie an jede zuständige Stelle weitergegeben hatte. Hier ging es nur darum, dass Downing mich mit der Festnahme und Anklage einschüchtern wollte, so als wäre das der Strohhalm, der endlich meinen Rücken brechen würde. Keine seiner Verhaltensweisen passte zu einem logisch denkenden, erwachsenen Experten für Strafverfolgung. Ich war bereits Whistleblower, war aus freien Stücken gekommen, um von mir aus meine volle Beteiligung an den illegalen Aktivitäten zu gestehen, die ich ans Tageslicht gebracht hatte. Was also konnte er noch wollen? Er war schlicht auf Drama aus, auf eine Show

für seine Gefolgsleute. Also spielte ich mit. Ich nahm eine Kopie meiner langen, detaillierten Liste mit Schweizer Bankern und ihren Kunden heraus, die ich bereits Bob Roach und dem Senatsausschuss gegeben hatte, und schob sie ihm über den Tisch zu.

»Bitte sehr«, sagte ich. »Der Rest der Regierung hat das bereits, also spricht wahrscheinlich nichts dagegen, dass Sie es ebenfalls bekommen.«

Aufgeblasen griff er nach der Liste und ging die Seiten mit einem Finger durch, als hätte er gerade den Widerstand von Al Capone gebrochen. In der Zwischenzeit griff ich zu meinem Portemonnaie und holte die gelbe »Du kommst aus dem Gefängnis frei«-Karte heraus, die ich aus meiner Wohnung in Genf mitgenommen hatte (Abbildung 16). Ich schob sie über den Tisch. Downing, Kelly und Neiman beugten sich vor und starrten die Karte an.

»Also«, sagte ich, »wird das jetzt funktionieren?«

Alle drei saßen da, verdutzt. Falls sie gedacht hatten, sie könnten mich brechen, hatte ich diese Illusion soeben zerstört.

»Und übrigens«, sagte ich. »Ich habe bereits Treffen mit der SEC und dem Senat vereinbart und beabsichtige, diese Termine einzuhalten.«

Für einen Moment glaubte ich, Downing würde einen Schlaganfall bekommen. Er stieß seinen Stuhl zurück, stand auf und schrie los, wobei er mit dem Finger vor meinem Gesicht herumfuchtelte.

»Sie werden sich *nicht* mit irgendjemandem vom Senat oder von der SEC treffen oder mit jemandem reden! Ist das klar, Mr. Birkenfeld?«

Meine Rechtsanwälte legten Senator Carl Levin und Robert Khuzami von der SEC später schriftlich dar, dass Downing mit diesen Worten nicht nur einmal, sondern zweimal gegen US-Strafgesetze verstoßen hatte. Sie verwiesen auf Titel 18 des United States Code, Paragraph 1505,

laut dem es ein Verbrechen ist, einen Zeugen vor einem Kongressausschuss oder einer Ermittlungsbehörde wie der SEC zu behindern, einzuschüchtern oder zu blockieren. Genau wie Richter Kaplan im berüchtigten KPMG-Fall über Downing und das Team vom Justizministerium gesagt hatte: Dieselben Leute, deren Pflicht es war, die verfassungsmäßigen Rechte der amerikanischen Bürger zu schützen, verletzten sie stattdessen. Downing erwies sich als Wiederholungstäter.

Ich legte einfach meinen Kopf schief und lächelte ihn an. Und dann sah ich hinüber zu Jeff Neiman. Der Jungjurist saß einfach da, unbeweglich und ausdruckslos. Er hatte soeben mit angesehen, wie ein Beamter des Justizministeriums versucht hatte, einen Zeugen der Regierung davon abzuhalten, mit anderen Bundesbehörden zu kooperieren. Meiner Ansicht nach lag Downings Verhalten weit jenseits des Zulässigen, aber Neiman sagte kein Wort. Meine Anwälte meldeten diesen Skandal später dem Ministerium. Soweit ich weiß, wurde Downing nie dafür diszipliniert. Offenbar hatte er aus dem KPMG-Fall nichts über das Einschüchtern von Zeugen gelernt und der Rest seiner Crew war zu feige, um den Mund aufzumachen.

Ich sammelte meine Papiere zusammen und wandte mich zum Gehen.

»Wir sehen Sie beim Prozess«, blaffte Downing. »Denken Sie nicht mal daran, dort nicht zu erscheinen.«

»Wir werden da sein«, antwortete Moran. Ich glaube, das war das Erste, was mein Anwalt an diesem Tag sagte, und auch das Letzte. Draußen gingen wir auseinander. Ich hatte ihm nichts Freundliches zu sagen.

Am 19. Juni 2008 stieg ich in Fort Lauderdale aus dem Flugzeug und bekam einen weiteren Schwall Hitze ab, dieses Mal von Bundesrichter

Barry S. Seltzer aus dem Distrikt Südflorida. Neben mir in dem stickigen Gerichtssaal saß Rick Moran und auf der anderen Seite des Gangs blickten Downing und sein Mantelhalter Jeff Neiman düster vor sich hin. Als Seltzer aus seiner Kammer zum Richterstuhl schlenderte, wusste ich, dass ich richtig plädiert hatte: auf *Schuldig im Sinne der Anklage*. Der Richter war weiß, mittelgroß, im mittleren Alter und stolzierte in seiner schwarzen Robe herum, als sei er der Chef des Obersten Gerichtshofs. Tatsächlich stehen einfache Bundesrichter am unteren Ende der Nahrungskette der US-Bundesgerichtsbarkeit. Sie sind so etwas wie Baby-Richter und ich erkannte einen Napoleon-Komplex bei ihm. Außerdem hatte ich ein paar »Bewertungen« über Seltzer gelesen. Offenbar mochte er keine Banker, denn in seinem Gerichtssaal versuchte er, mich fälschlich mit Marc Rich[1] zu vergleichen – es gab offensichtlich keinen Mangel an Idioten im Staatsdienst. Bei ihm auf *nicht schuldig* zu plädieren, wäre wahrscheinlich so gewesen, wie mit einem roten Tuch vor einem Stier herumzuwedeln.

Trotzdem fragen Sie sich vielleicht, warum ich mich schuldig bekannte, statt zu versuchen, meine Unschuld zu beweisen. Nun, in den Augen des Gesetzes war ich alles andere als unschuldig – und auch in meinen eigenen nicht. Ich hatte bereits tonnenweise Beweise vorgelegt, die meine Beteiligung an dem ganzen Spiel der Schweizer belegten, also wusste ich, dass ich nur noch mehr Hass bei Downing und Seltzer schüren würde, wenn ich gegen die Anklage kämpfte. Hätte ich dafür gesorgt, dass der Fall komplett verhandelt wird, hätte Downing seine Günstlinge zusammengerufen und sie so lange gepeitscht, bis sie die Jury überzeugt hätten, dass ich der neue Charles Manson bin. Diese Gelegenheit wollte ich ihm nicht geben.

Ich konzentrierte mich bereits auf die nächste Phase in diesem Prozess, die Festlegung des Strafmaßes. An diesem Punkt würden meine Anwälte überzeugend für Milde argumentieren können. Schließlich war Igor Olenicoff schon wieder zu seinem Immobilien-Imperium in Kalifornien zurückgekehrt und verdiente freudig die Millionen zurück, die er an Strafe hatte bezahlen müssen. Er war frei wie ein Vogel, warum also sollte ich das nicht auch sein? Die Regierung würde doch nicht Olenicoff in den Sonnenuntergang reiten lassen und mich in ein Bundesgefängnis sperren, oder? Schon bald, überlegte ich, würden meine Schweizer Chefs in die Zange genommen und anfangen zu reden wie verängstigte Teenager, die beim Verticken von Gras erwischt wurden. Die Regierung würde bald merken, wie wichtig meine Aussagen bei den Prozessen gegen die Schweizer sind, und dass ich nicht nur ein Whistleblower bin, sondern die Rückzahlung von hunderten Millionen amerikanischer Steuerdollar möglich mache. Dann würde sie doch aufgeben und die Anklage fallen lassen. Oder?

Downing grinste die gesamte Anhörung über und behauptete mehr oder weniger, dass ich jede denkbare Sünde mit Ausnahme von bewaffnetem Raub und Kindesmissbrauch begangen hätte. Da ich schon im Vorfeld einem Schuldeingeständnis zugestimmt hatte, hatte die Regierung ihre Anklageschrift schon vorbereiten können: *United States vs. Bradley Birkenfeld*. In der »Tatbestandsaufnahme« oben auf der ersten Seite hieß es, alle Parteien seien sich einig darüber, dass »die Vereinigten Staaten, wenn dieser Fall verhandelt worden wäre, die folgenden Fakten über jeden berechtigten Zweifel hinaus bewiesen hätten, und dass die folgenden Fakten wahr und korrekt sind und ausreichen, um ein Schuldbekenntnis zu unterstützen«.

Mit anderen Worten: »Der Angeklagte hat uns erzählt, was er getan hat, aber wir wollen es so aussehen lassen, als hätten wir alles selbst

aufgedeckt.«

Was folgte, waren sechs eng beschriebene Seiten mit jedem Detail meiner ruchlosen Aktivitäten, darunter die Olenicoff-Nummer und all das schmutzige Treiben bei UBS, die nur als »die Bank« bezeichnet wurde. Aber alles, wirklich alles, auf diesem Anklageblatt waren Informationen, die ich bei meinen Aussagen vor dem Senat, dem IRS, der SEC und zuletzt auch im Justizministerium selbst präsentiert hatte. Verstehen Sie? Ich war gekommen und hatte die Schlüssel zum Königreich des Bösen übergeben, und jetzt wollte man mich dafür hängen, dass ich die Schlüssel besorgt hatte!

Der Großteil handelte von Olenicoff. Er war bereits verurteilt, und da ich zugegeben hatte, ihn unterstützt zu haben – Volltreffer für das Justizministerium. *Den dicken Fisch haben wir schon im Netz, jetzt holen wir uns seinen Kuppler*. In der letzten Zeile hieß es: »Der Steuerverlust durch das Komplott zum Hinterziehen von Einkommenssteuern für die rund 200 Millionen Dollar, die Igor Olenicoff offshore versteckt hat, beträgt 7.261.387 Dollar, ohne Strafzahlungen und Zinsen.« Unverhohlen sollte das bedeuten, dass ich für diesen Verlust des Steuerzahlers verantwortlich war. Aber glauben Sie mir, selbst wenn ich in der Lage gewesen wäre, auf der Stelle einen Scheck über diese Summe auszustellen, hätte Downing ihn zerrissen. Er wollte weder die Wahrheit noch eine Rückzahlung, Er wollte mich bestraft sehen.

Richter Seltzer stellte ein paar oberflächliche Fragen. Offenbar ging es ihm nur darum, sich selbst reden zu hören.

»Also, Mr. Birkenfeld. Sie haben Wohneigentum in der Schweiz. Wo genau?«

»In Zermatt, Euer Ehren.«

»Da war ich schon mal«, sagte er, als wolle er uns alle mit seiner Weltgewandtheit beeindrucken. »Die Stadt ohne Autos.«

Rick Moran startete einen Versuch, etwas Positives anzubringen.

»Euer Ehren, Mr. Birkenfeld ist aus freien Stücken hergekommen.«

Seltzer schaute ihn an. »Ja, natürlich. Und ich würde gern die Unterlagen zu seinen Konten sehen.«

»Nun«, sagte Moran, »ich fürchte, die Schweizer weigern sich, sie freizugeben.«

»Ah.« Seltzer grinste. »Genau wie bei Marc Rich.«

Na, das ist ja mal ein objektiver Vergleich, dachte ich. *Warum nicht gleich Manuel Noriega oder Saddam Hussein?*

Dann gab Seltzer uns die Anweisung, das Plädoyer offiziell abzuschließen. Auf der letzten Seite des Dokuments vom Justizministerium war Platz für alle Unterschriften vorgesehen: Downings, Neimans, Morans und meine. Wir reichten das Dokument herum und unterschrieben. Downing kritzelte seinen Namen beschwingt hin, ich unterschrieb wie der Verlierer bei einer schlechten Scheidung.

Seltzer sah mich kaum an, während er seine Papiere zur Seite schob und sich für seinen nächsten großen Fall vorbereitete. Im Gerichtssaal ertönte ein Echo von den Geräuschen, die sein Assistent machte, als er einen Stempel mit Zeit und Datum auf den Sieg der Regierung knallte. Dann verschränkte Seltzer seine dicken Finger und starrte mir ins Gesicht.

»Angeklagter bekennt sich schuldig«, knurrte er. »Mr. Birkenfeld, ich lege Ihre Kaution auf 100.000 Dollar fest. Bezahlen Sie sie in Boston und melden Sie sich bei der Bewährungshilfe. Sie bekommen eine elektronische Fußfessel. Das Datum für das Verfahren zur Straffestsetzung wird noch festgelegt.« Er schlug seinen Hammer.

Ich ging und machte mich auf den Weg zurück nach Norden.

Auf dem Flug nach Boston dachte ich über die Kaution nach und grübelte darüber, wie unwürdig das war. Das Geld war kein großes Problem, aber ich hatte beschlossen, es mir von einem Kautionsagenten zu leihen. Denn ich wusste, dass ich nicht abhauen oder mich verstecken würde, und ich hasse es, Zinsen auf meine eigenen Ersparnisse zu verlieren. Die Fußfessel würde mich schon mehr stören – das Gefühl, untrennbar mit Kevin Downing verbunden zu sein, Tag und Nacht, so als würde er mir ständig über die Schulter gucken. Er hatte schon meinen Pass, also wohin, glaubte er, würde ich fliehen wollen? Sollte ich mich irgendwo in den Bergen von Wyoming verstecken wie Butch Cassidy?

Wahrscheinlich lässt er das Ding mit C-4-Sprengstoff vollstopfen, dachte ich. Wenn er dann glaubt, dass ich abhaue, kann er es aus der Ferne zünden und mir das Bein abreißen.

Den ganzen Flug über versuchte ich, Downings psychotische Obsession mit mir zu verstehen, doch als wir uns Boston näherten, hörte ich auf, aus dem Fenster zu starren, und schaute mich in der Kabine um. In dem Flugzeug saß eine Reihe von gut angezogenen Frauen, mit frischer Sonnenbräune und vollen Einkaufstaschen.

Dadurch musste ich plötzlich an all die Ehefrauen der tausenden Amerikaner mit geheimen Schweizer Konten denken und daran, dass die meisten von ihnen wahrscheinlich keine Ahnung davon hatten, was ihre Ehemänner auf ihren »Geschäftsreisen« nach Zürich und Genf trieben. Ich fragte mich, wie viele dieser Frauen die Liebschaften, Vollzeit-Freundinnen, Spielfreude und Sucht nach Stripperinnen ihrer Männer entdeckt, die Scheidung eingereicht und sich auf einen Vergleich eingelassen hatten, ohne etwas von den vielen versteckten Millionen zu ahnen, die ihre hätten sein sollen. Ich war sicher, dass neben den amerikanischen Steuerzahlern insgesamt Hunderte solcher

Frauen von den Schweizern betrogen worden waren, und zwar auf keine schöne Weise. Ich dachte, dass die Scheidungsanwälte ihre Vergleiche nochmal prüfen sollten, weil bei den meisten davon mit Sicherheit Betrug im Spiel war.

* * *

Als sich die Julihitze wie eine dampfende Hülle über Washington legte, arbeitete der Untersuchungsausschuss von Senator Carl Levin auf Hochtouren und bereitete seine erste öffentliche Anhörung zum Thema Banken in Steueroasen und Einhaltung des US-Steuerrechts vor. Viele Jahre lang hatten Abgeordnete auf den hinteren Rängen des Kongresses über den Missbrauch von amerikanischen Steuerregeln durch ausländische Banken gegrummelt, aber nichts beweisen können. Sie waren mächtige Männer und Frauen, doch wie schwere Artillerie mit leeren Rohren waren sie trotzdem machtlos gewesen. Dann war ich mit Kisten voller Munition gekommen und jetzt luden sie die Kanonen, knallten die Verschlüsse zu und machten sich bereit, die Zündleine zu ziehen.

Wenn Kongressabgeordnete eines noch mehr mögen als ihre überhöhten Gehälter, endlose Ferien, kostenlose Gesundheitsversorgung und aufgeblasene Büros, dann Aufmerksamkeit in der Presse. Als sich der Ausschuss jetzt auf seinen Live-Auftritt auf der großen Bühne vorbereitete, bekamen sie reichlich davon. Im Mai hatte Haig Simonian in der *Financial Times* einen Artikel darüber veröffentlicht, dass die UBS-Führung ein offizielles Reiseverbot verhängt und die Mitarbeiter aufgefordert hatte, sich von den USA fernzuhalten, weil Washington jetzt endlich angemessen wütend sei. Kurz darauf hatte die *New York Times* zu recherchieren begonnen und brachte einen großen Artikel über wohlhabende Amerikaner, die bei der

Untersuchung von UBS durch Justizministerium, IRS und den Senatsausschuss in Visier gerieten.

Als ich mich dann unten in Florida schuldig bekannte, schrieb Simonian die Finanzseiten voll mit meiner Geschichte. Nur zehn Tage später verlangte das Justizministerium vor einem Bundesgericht, UBS solle die Namen der 19.000 anonymen Amerikaner mit undeklarierten Konten offenlegen. Jede einzelne wichtige Tatsache in diesem Antrag war freiwillig von mir an Justizministerium, SEC, Senat und IRS geliefert worden – 19.000 Namen, mehr als 52.000 Konten und 20 Milliarden Dollar an Vermögen. Das Ministerium hatte sie nur kopiert, eingefügt und die gesamten Lorbeeren dafür eingeheimst. Eigentlich hätte groß »Bradley Birkenfeld« auf dem Antrag stehen müssen.

Natürlich verweigerte sich UBS und behauptete, ihre Hände seien durch Schweizer Gesetze zum Bankgeheimnis gebunden. Diese Abfuhr machte die amerikanischen Parlamentarier richtig wütend. Auf die Schweizer komme bald eine vernichtende Breitseite der Amerikaner zu, warnte Simonian in einem weiteren Artikel in der *Financial Times*, und schon kurz darauf donnerten tatsächlich die Kanonen. Die US-Regierung beantragte bei einem Bundesgericht, UBS zu zwingen, all die Namen preiszugeben, und der Richter meinte: »Zum Teufel, ja« und erließ eine entsprechende Verfügung. Die New York Times berichtete jetzt fast täglich über das Thema. Unter den Ärschen meiner Ex-Chefs brannte es, denn sie erkannten, dass vor Hunderten Filialen von UBS Amerika plötzlich Bundesagenten mit Durchsuchungsbefehlen und Vorhängeschlössern stehen konnten, wenn sie es nicht irgendwie schaffen würden, aus ihrem Versteck in der Schweiz die US-Forderung zu erfüllen.

In der Zeit zwischen meinem Plädoyer in Florida und der für Mitte Juli angesetzten Anhörung im Kongress war ich in Boston und verfolgte

den Feuersturm mit einer gewissen Zufriedenheit. Doug ging morgens zur Arbeit in seine Kanzlei und ich vergrub mich in meinem »Bunker«, einem Schlafzimmer, in dem ich sorgfältig geordnete juristische Unterlagen, Stapel mit aktuellen Zeitungen und Zeitschriften, einen Computer und mein ständig summendes Mobiltelefon hatte. Meistens sprach ich mit meinen Anwälten, auch wenn mein Glaube an sie geschwunden war. Viele Reporter versuchten, mich zu erreichen, aber ich hielt mich bei ihnen besonnen zurück. Ich kannte mich selbst zu gut und wusste, dass ich ihnen im Zweifelsfall wahrscheinlich sagen würde, was mir durch den Kopf ging, vor allem mit Blick auf das Justizministerium. Das würde bei der Festlegung meiner Strafe nicht hilfreich sein und der Termin dafür stand noch nicht einmal fest. Ich trage im Sommer gern Shorts, also hing die schwarze Elektro-Fußfessel an meinem Fuß wie eine G-Shock-Uhr. Versuchen Sie mal, mit so einem Ding zu duschen! Es war eine ständige Erinnerung daran, dass wir alle Sklaven der Regierung sind, auch wenn die meisten von uns ihre Ketten nicht in der Öffentlichkeit tragen müssen.

Am 3. Juli rief Paul Hector an und hatte Neuigkeiten für mich.

»Brad, Bob Roach hat sich gerade bei uns gemeldet. Er möchte, dass Sie nochmal rüber nach Washington kommen und bei der Untersuchung des Ausschusses helfen.«

»Ich freue mich immer, wenn ich helfen kann«, sagte ich. »Haben Sie einen Termin?«

»9. Juli.«

»Ich werde da sein.«

Das war ein sehr gutes Zeichen – dachte ich zu dieser Zeit jedenfalls. Der Senat tat, anders als das Justizministerium, nicht so, als sei ich nicht mehr von Wert. Ich wurde dort eindeutig als entscheidend für den Fall angesehen, als der Mann, der helfen konnte, die Schweizer

festzunageln. Jeden Abend, wenn Doug nach Hause kam, gingen wir die Entwicklungen des Tages durch, und er war ebenfalls der Meinung, dass die Neuigkeit positiv war.

Leider kam es dann nicht so, wie ich gehofft hatte. Ich traf mich mit Roach und einem seiner Ermittler. Sie brauchten mehr Unterstützung dabei, die Rolle von Martin Liechti als Hauptperson bei UBS freizulegen. Ich war gern bereit, für sie zu graben, und es lief gut. Ich fuhr zurück nach Hause, um auf meine Einladung zu der Anhörung von Senator Levin zu warten, aber dann riefen Hector und Moran an und hatten schlechte Nachrichten.

»Sie werden bei der Anhörung nicht auftreten, Brad. Der Senat will nicht, dass Sie aussagen.«

»Warum zum Teufel nicht?«

»Wir wissen es nicht genau, aber er hat ›Nein‹ gesagt. Wir glauben, dass Ihre Aussage wahrscheinlich von Downing blockiert wird.«

»Diese Feiglinge im Justizministerium haben Angst vor dem, was ich sagen könnte.«

»Wahrscheinlich.« Hector und Moran hörten sich vollkommen niedergeschlagen an. »Es tut uns leid.«

Also musste Downing mein Erscheinen bei der öffentlichen Anhörung des Senats verhindert haben, ohne Zweifel indem er behauptete, ich würde die Ermittlungen des Justizministeriums gefährden. Damit hatte er sogar recht – wenn ich öffentlich ausgesagt hätte, hätte es einen Aufschrei dagegen gegeben, mich ins Gefängnis zu stecken. Die ganze Welt hätte genau erfahren, in Echtzeit, wer all die Schweizer Goldfinger entlarvt hatte – und auch, dass ich dafür geteert und gefedert werden sollte. Die Ausschussmitglieder dagegen waren wahrscheinlich erleichtert. Sie hatten keine Möglichkeit, mich zu kontrollieren oder meine Aussagen zu beeinflussen. Was wäre gewesen,

wenn ich bislang etwas für mich behalten hatte? Was wäre gewesen, wenn ich mich plötzlich an Senator John Kerry gewandt und gesagt hätte: »Übrigens, Senator, Ihr Busenfreund Soundso hat auch ein Konto in Genf«? Es war besser für sie, wenn ich zu Hause sitzen und alles nur im Fernsehen anschauen würde.

Das tat ich auch. Am 17. Juli machte ich es mir auf Dougs Sofa gemütlich, lehnte mich zurück, öffnete eine Dose Bier und schaltete C-SPAN ein. Die große Show, deren Drehbuch ich selbst geschrieben hatte, stand kurz vor ihrem »Broadway-Debüt«. Senator Levin, ein Demokrat aus Michigan, setzte sich auf seinen Platz als Vorsitzender des Ständigen Unterausschusses. Wie üblich trug er einen schlichten dunklen Anzug und eine rote Krawatte, seine grauen Haare unordentlich über die Stirn gekämmt, und mit seiner Lese-Halbbrille auf der Nasenspitze. Ganz ehrlich, ich fand den Kerl sympathisch – jedenfalls für einen Senator. Er ist einer dieser altmodischen Parlamentarier, die schon immer in Washington arbeiten, als würden sie sich tatsächlich als Diener des Volkes verstehen. Links von ihm saß Norm Coleman, ein Republikaner aus Minnesota, viel jünger als Levin, adrett und mit Babyface. Die beiden aus unterschiedlichen politischen Lagern stammenden Senatoren beherrschten die Bühne wie ein eingespieltes Comedy-Duo, nur dass niemand lachte. Offenbar hatte ich für einen seltenen, überparteilichen Akt der Zusammenarbeit gesorgt.

Levin begann mit einem langen, sorgfältig vorbereiteten Statement. Er las es von seinem Podium aus ab, während er gleichzeitig über den Rand seiner Brille hinweg die Zuhörer im Auge behielt, so wie Ebenezer Scrooge in Carles Dickens' *Weihnachtsgeschichte*.

»Guten Morgen zusammen. Weltweit gibt es heute etwa 50 Steueroasen, die sich durch die zwei Hauptmerkmale Geheimhaltung und Steuerhinterziehung auszeichnen. Manche Steueroasen sind wenig

bekannte Länder wie Andorra oder Vanuatu, von denen kaum ein Amerikaner je gehört hat. Andere, wie die Schweiz oder Liechtenstein, sind bekannt dafür, dass sie hinter einem Ring der Geheimhaltung operieren. *Milliarden* über Milliarden Dollar an US-Vermögenswerten finden ihren Weg in diese geheimen Steueroasen, unterstützt von Banken, Trust-Gesellschaften, Buchhaltern, Rechtsanwälten und anderen. Jedes Jahr entgehen dem US-Finanzministerium durch Offshore-Steuerhinterziehung bis zu 100 Milliarden Dollar an Steuereinnahmen. Steueroasen führen einen Wirtschaftskrieg gegen die USA und gegen ehrliche, hart arbeitende amerikanische Steuerzahler.«

Als Nächstes erklärte Levin, im Lauf des Verfahrens werde der Ausschuss das schmutzige Treiben von zwei Banken offenlegen, von der Liechtensteiner LGT und der Schweizer UBS AG. Allerdings hätten sich nur UBS-Manager zum Aussagen bereit erklärt, LGT verweigere die Zusammenarbeit. Offenbar gab es bei LGT ebenfalls einen Whistleblower, der im Februar 2008 der US-Regierung heimlich 12.000 Seiten an Beweisen zukommen ließ, vier Monate, *nachdem* ich dem Ausschuss mein Material gegeben hatte. Aber dieser Whistleblower war nicht anwesend, denn er stand jetzt auf der Liste der meistgesuchten Kriminellen in Liechtenstein und war in das Zeugenschutzprogramm der USA aufgenommen worden; auf seinen Kopf war eine Belohnung von 10 Millionen Dollar ausgesetzt! Levin sagte, er werde kurz zu sehen sein, aber nur in einer aufgezeichneten Befragung durch Bob Roach, dabei im Dunkeln sitzend. Sein Leben sei in Gefahr.

»Idioten«, raunzte ich den Fernseher an. »Ihr hättet mich ganz leibhaftig dahaben können.«

»Ebenfalls ist es uns gelungen, einige Schichten der Schweizer Geheimhaltung zu durchdringen, die dafür gesorgt haben, dass die

Schweiz viel zu lange der richtige Bankenstandort für Menschen war, die etwas zu verbergen haben.«

»*Ihr* habt etwas durchdrungen? Ich habe euch alles geliefert und ihr habt nur die Taschen aufgehalten!«

»Ende 2007«, fuhr Levin fort, »hat der Ausschuss die Aussage von Bradley Birkenfeld aufgenommen, der mehr als zwölf Jahre als Privatbanker in der Schweiz gearbeitet hat, darunter vier Jahre im Genfer Büro von UBS.«

Na endlich. Jetzt bekomme ich mal ein bisschen Glanz ab.

»Im Jahr 2008 wurde Mr. Birkenfeld angeklagt und bekannte sich schuldig, zusammen mit einem US-Bürger, Igor Olenicoff, den IRS um 7,2 Millionen Dollar Steuern auf 200 Millionen Dollar Vermögen betrogen zu haben, die auf geheimen Konten in der Schweiz und in Liechtenstein versteckt waren …«

Beinahe hätte ich mein Bier gegen den Fernseher geworfen. »So stellen Sie Ihren Star-Informanten vor? Was zum Teufel? Wie wäre es mit ›Mr. Birkenfeld ist aus freien Stücken mutig hervorgetreten, hat extreme Risiken auf sich genommen und uns Berge von Beweisen gegeben, ohne die es dieses Verfahren niemals gegeben hätte‹?« Ich knirschte mit den Zähnen, als Levin weitermachte.

»In Zusammenhang mit dieser Ermittlung haben die USA außerdem einen hochrangigen UBS-Privatbanker aus der Schweiz, Martin Liechti, als wichtigen Zeugen festgenommen, als er auf einer Geschäftsreise in Florida war. Diese Maßnahmen scheinen das erste Mal gewesen zu sein, dass die USA einen Schweizer Banker strafrechtlich dafür verfolgt, dass er US-Steuerzahlern geholfen hat, US-Steuern zu hinterziehen. Mr. Liechti ist heute hier anwesend. Ich möchte mich beim Justizministerium und beim Staatsanwalt für den Distrikt Südflorida bedanken, dass sie das möglich gemacht haben.«

Nun, jetzt fühlte ich mich schon etwas besser. Liechti würde auf dem heißen Stuhl sitzen müssen, und ich würde zusehen können, wie er sich windet. Zu hören, wie er gesteht, war vielleicht ein guter Ausgleich für meine öffentliche Auspeitschung.

Levin setzte seine lange Litanei über all die wilden und verrückten Programme fort, die von Schweizer Bankern genutzt worden waren, um die amerikanische Regierung zu betrügen. Mir war klar, dass Bob Roach und sein Team schlicht all meine Beweise zu einem Gerichtsdrama zusammengefasst hatten, das ihr Chef jetzt vorlesen konnte wie ein brillanter Staatsanwalt. Er beendete sein Auftaktstatement mit der Nachricht, dass ein weiterer bahnbrechender Gesetzesentwurf bald all diese Probleme lösen sollte: der »Stop Tax Haven Abuse Act«. Eingebracht wurde er von Levin, Coleman und einem Senator namens Barack Obama.

Allerdings ließ sich Obama, der angeblich sehr besorgt um all die armen Amerikaner war, die von grinsenden Schweizer Kriminellen ausgenommen wurden, bei der Anhörung nicht blicken. Tatsächlich hatte er noch nie eine Sitzung des Ausschusses besucht, obwohl er Mitglied darin war. Stattdessen reiste er quer durch die USA, in rasantem Tempo auf dem letzten Stück seines Wegs zu seinem Ziel, der erste schwarze Präsident der USA zu werden. An der Sitzung des Ausschusses teilzunehmen, wäre für ihn vielleicht auch etwas heikel gewesen, denn Robert Wolf, einer seiner größten Förderer und liebsten Golfpartner, war *Chairman von UBS Amerika*. Zusammengenommen hatten Mitarbeiter von UBS Amerika sogar den fünftgrößten finanziellen Beitrag für Obamas Wahlkampf geleistet. Zu dieser Zeit wusste man noch nicht viel über ihn, außer dass er jung, hip, eloquent und die größte Hoffnung für Demokraten aus der Generation X war. Als Senator Coleman ans Mikrofon trat und über Schweizer

Steuermissbrauch sprach, wusste auch er eindeutig nicht viel über die Kumpels von Obama.

»Um es deutlich zu sagen«, sagte Coleman, »unser Fokus liegt auf den Aktivitäten von UBS in der Schweiz. UBS hat eine große Zahl von Mitarbeitern mit Sitz hier in den USA und sie müssen, wie wir, entsetzt über das sein, was der Ausschuss entdeckt hat.«

Entsetzt? Sie haben dazu angestiftet und mitgemacht, ihr Trottel!

»Aber es gibt eine grundlegende Frage, die UBS zu stellen ist«, redete Coleman weiter. »Und sie lautet: Wenn Sie Schweizer Banker hierherschicken, wenn 20 UBS-Banker seit 2003 mehr als 300 Reisen zu uns gemacht haben, dann muss irgendjemand in Amerika gewusst haben, was hier passiert … Derartige Aktivitäten in diesem Land kann es schlicht nicht gegeben haben, ohne dass manche Leute absichtlich weggesehen haben … Ich würde wirklich sehr gerne herausfinden, was die Mitarbeiter in Amerika über diese Transaktionen wussten.«

»Wenn Sie es wirklich herausfinden wollen«, schrie ich den Fernseher an, »werden Sie Ihren gemütlichen Job verlieren. Schauen Sie sich in dem Saal um. Die Hälfte der Politiker darin wird heute in der Mittagspause ihre Buchhalter und Anwälte anrufen und ›Besorgt mir eine Amnestie!‹ rufen.«

Endlich war es Zeit für die Befragung der Zeugen. Gleich der erste weckte ein unschönes Gefühl in meinem Bauch: Kevin O'Connor, stellvertretender Justizminister, ein dicker Mann mit Bulldoggengesicht und kurz geschorenen Haaren. Er war der Chef von Kevin Downing und ohne Frage der Mann, von dem Downing seine Marschbefehle bekam. Neben ihm saß Douglas Shulman, Kommissar des IRS, ein schmaler Typ mit zittrigem Auftreten, der genau nach dem aussah, was er war – ein Buchhalter. Beide saßen nach vorn gebeugt und angespannt da, so als wüssten sie nicht recht, ob sie eine Abreibung von Levin zu erwarten

hatten. Der dankte ihnen für ihr Kommen, bat sie aufzustehen und ihre rechte Hand zu heben und vereidigte sie.

Shulman las seine Aussage vor. Er zählte all die tollen Methoden auf, mit denen der IRS amerikanische Steuerhinterzieher verfolgen wollte, darunter das Qualified Intermediary Agreement (das UBS immer wieder umgangen hatte) und die Anforderung der Kundennamen (der sich UBS bislang verweigerte). Dann erwähnte er Menschen wie mich und ich spitzte die Ohren.

»Das letzte und sehr wichtige Instrument, das ich heute Vormittag nennen möchte, sind Informanten«, sagte Shulman. »Informanten waren schon in der Vergangenheit wertvolle Informationsquellen für zivile und strafrechtliche Ermittlungen des IRS gegen Offshore-Steuerhinterziehung. Mit dem neuen Whistleblower-Programm, das Prämien für Informanten vorsieht, hoffen wir, weitere Informationen über mögliche Vergehen zu bekommen.«

Er sprach über mich und lud jeden anderen wie mich, den es da draußen noch geben könnte, dazu ein, sich zu melden und, sollten seine Informationen von Wert sein, möglicherweise eine nette Belohnung vom IRS zu erhalten. Die Ironie dabei war, dass er dabei direkt neben einem der größten Informantenhasser von Washington saß – Ellenbogen an Ellenbogen. Der eine wollte Whistleblowern eine Krone aufsetzen, der andere ihnen den Kopf abschlagen.

Washington D.C.

Als O'Connor an der Reihe war, musste ich laut lachen. Ich hatte ihn noch nie zuvor gesehen oder sprechen gehört und für einen Typen von seiner Statur hatte er eine Stimme wie eine piepsige alte Dame. O'Connor versicherte dem Vorsitzenden, wie wunderbar der Ausschuss sei, und ließ sich über die ach so fabelhafte Ermittlungsarbeit aus, die von der Steuerabteilung des Ministeriums zusammen mit dem IRS

geleistet werde. Levins Mitarbeiter präsentierten ein großes Schaubild, das alle die UBS-Techniken für das Einwerben von neuem Kundengeld und die Mittel zeigte, mit denen die Bank verhindert, dass herauskommt, wem es gehört. Als Levin O'Connor fragte, ob er das zuvor schon einmal gesehen habe, antwortete der »Ja, Bradley Birkenfeld hat uns davon erzählt.«

Danke, Dick Tracy. Und warum willst du mich dann ins Gefängnis stecken?

Dann sagte Senator Coleman etwas Verblüffendes. »Wir müssen dem einen Riegel vorschrieben.« Es war, als hätte er bis zu diesem Morgen noch nie ein Wort über geheime Schweizer Nummernkonten gehört und plötzlich entdeckt, dass amerikanische Bürger sie tatsächlich nutzen.

Als Nächstes richteten sich alle Augen auf Senator John Kerry, der den Saal betrat und auf dem Podium Platz nahm. Kerry war kein Mitglied des Ausschusses, also dankte er Levin für die Gelegenheit, der Sitzung »beiwohnen zu dürfen«, und schleimte dann ein bisschen herum, wie wichtig die Untersuchung des geheimen Schweizer Bankwesens sei. Ich schüttelte meinen Kopf und zischte laut »Jesus Christus, wenn die wüssten!«

Denn nur vier Jahre zuvor hatte ich im Büro von Kerry gesessen und ein Vier-Augen-Gespräch mit dem Senator geführt, kurz nachdem er bei der Präsidentschaftswahl 2004 gegen George Bush verloren hatte. Er wollte mir für die enormen finanziellen Beiträge danken, die ich zu seinem Wahlkampf beigesteuert hatte. Wirklich: Ich hatte an zweien seiner Veranstaltungen zum Spendensammeln teilgenommen, an seinen Wohnsitzen in Nantucket und Georgetown, und anschließend hatte ich eine halbe Million Dollar für ihn in der Schweiz eingesammelt und dazu noch eigenes Geld gespendet. Der Mann, der mich in den

inneren Kreis des Senators gebracht hatte, war Jack Manning (Abbildung 11) gewesen, Kerrys bester Freund und CEO von Boston Capital, einer riesigen Immobiliengesellschaft mit dem fünftgrößten Wohnungsbestand in den USA (147.000 Einheiten in 48 Bundesstaaten). Manning, der (laut der Forbes-400-Liste) über ein Nettovermögen von 1,8 Milliarden Dollar verfügt, ist einer der ganz großen Spendensammler für die Demokraten und war regelmäßig Gast im Weißen Haus unter Bill Clinton. 1998 hat er sogar Geschichte geschrieben, indem er zu einem Essen für 25.000 Dollar pro Person auf seinem Anwesen in Boston einlud, bei dem sowohl Bill Clinton als auch Al Gore anwesend waren, und zwar gleichzeitig. Damals waren sie amtierender Präsident und Vizepräsident, was für den Secret Service, der für ihren Schutz zuständig war, ein absolutes »Das geht auf keinen Fall« bedeutete. Manning schaffte es trotzdem.

Jetzt, vier Jahre später, machte ich mir fast in die Hose, als ich zusah, wie Kerry in seinem nüchternen Ton über die Schäden schwadronierte, die der amerikanische Steuerzahler erlitten habe. Jack Manning hatte mich Kerry als seinen privaten Schweizer Banker vorgestellt und Kerry hatte nicht einmal geblinzelt.

In seiner selbstherrlichen Art fuhr er fort und erinnerte an seine Zeit im Bankenausschuss des Senats, in der er die Untersuchung gegen die berüchtigte Bank BCCI auf den Bahamas geleitet hatte, die Geld für Panamas Diktator Manuel Noriega und einen aufstrebenden Dschihadisten namens Osama bin Laden versteckt hatte. »Außerdem haben wir im Bankenausschuss einige Gesetzesänderungen beschlossen, die später als Kerry Amendments bekannt wurden. Sie verlangten Transparenz bei …«

Ach ja, die »Kerry Amendments«. Er war gekommen, um über sich selbst zu sprechen, und wahrscheinlich, um sicherzustellen, dass die

Sache nicht aus dem Ruder läuft. Unglaublicherweise fragte er dann bei O'Connor und Shulman höflich nach, warum Justizministerium und IRS bislang nicht besser darin gewesen seien, die internationalen Diebesbanken zu erwischen. Ernsthaft?

Irgendwann ging Kerry das Material aus. Er war hereingerauscht, hatte die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, sich aufgespielt, als sei er Batman und würde alle retten, und dann war er wieder weg. Senator Levin ließ seine Mitarbeiter das aufgezeichnete Interview mit dem LGT-Whistleblower abspielen, der jetzt unter falschem Namen in einem Zeugenschutzprogramm lebte. Der Typ war als Silhouette auf einem riesigen TV-Bildschirm zu sehen, hatte aber eindeutig einen vollkommen kahlen Kopf, Dumbo-Ohren, eine Brille und sprach mit einem sehr deutlichen Liechtensteiner Deutsch-Schweizer Akzent. Ich haute mir an die Stirn. »Jesus! Wenn irgendein neuer Nachbar von dem das sieht, weiß er sofort genau, wer das ist.« Ich war froh, dass ich nicht versucht hatte, einen Deal als anonymer Informant zu bekommen. Ich würde dem Justizministerium nicht mal den Schutz meiner Katze anvertrauen, wenn ich eine hätte.

Als Nächstes ließ Levin zwei Amerikaner auftreten, die geheime Konten bei der LGT gehabt hatten und dafür angeklagt worden waren. Beide beriefen sich auf ihre Rechte nach dem Fünften Zusatzartikel zur Verfassung und verweigerten jede Auskunft. Der Ausschuss hatte schon gewusst, dass sie nicht kooperieren würden, warum also zerrte er sie an die Öffentlichkeit? Es war nur für die Show. »Seht ihr, was für Schweine das sind?«

Zuletzt rief Senator Levin Martin Liechti an den Zeugentisch, zusammen mit seinem Anwalt. Ich fühlte eine merkwürdige Welle der Erleichterung in meine Brust steigen. Jetzt endlich würde man öffentlich einen meinen arroganten Vorgesetzten bei UBS in kleine

Stücke zerreißen und ihn dafür bezahlen lassen, dass er dieses internationale Würfelspiel betrieben und das Geld der US-Steuerzahler vom Tisch geräumt hatte. Liechti sah ein wenig blass aus in seinem schlichten grauen Anzug, obwohl er an einem Fünf-Sterne-Pool im Ritz-Carlton in Miami herumgesessen hatte. Er stand auf, um sich vereidigen zu lassen, setzte sich wieder hin und …

… berief sich auf den Fünften Verfassungszusatz!

»Herr Vorsitzender, auf Anraten meines Rechtsbeistands übe ich mein Recht nach dem Fünften Zusatz zur US-Verfassung aus und weigere mich respektvoll, Ihre Fragen zu beantworten.«

Was zum Teufel sollte das? Liechti wollte nicht kooperieren? Das Justizministerium hatte ihn vier Monate lang in einer Luxus-Suite festgehalten, angeblich um seine Geheimnisse aus ihm herauszupressen und ihn wie ein Geburtstagsgeschenk bei diesem edlen Parlamentariergremium abzuliefern. Und um wirklich sicherzustellen, dass er für Levin singen würde wie ein Vogel, so stellte sich Jahre später heraus, hatte das Ministerium mit ihm zwei Wochen vor der Anhörung eine Geheimvereinbarung über den Verzicht auf eine Strafverfolgung abgeschlossen (Dokument 4). Die Vereinbarung verpflichtete Liechti, zu kooperieren und als Bedingung dafür, dass er nicht strafrechtlich verfolgt wird, alle Fragen zu beantworten, die ihm die Regierung stellt. Einfach, oder?

Aber wissen Sie was? *Levin und der Ausschuss wussten nichts von diesem geheimen Deal mit dem Ministerium*. Liechti saß da und berief sich arrogant auf den Fünften Verfassungszusatz und Levin zuckte nur mit den Schultern und entließ ihn als unkooperativen Zeugen.

Von O'Connor kam kein einziges Wort des Protests. Downing, der hinter seinem Chef saß, zuckte nicht einmal zusammen. Sie beide

wussten, dass Liechti geschworen hatte, zu reden, doch als er sich weigerte, verzog niemand vom Justizministerium eine Miene!

Ich war geschockt und nahm den Rest der Anhörung wahr wie durch einen Schleier. UBS fuhr einen einzigen Zeugen auf, Mark Branson, den nagelneuen Finanzvorstand der Bank, der sich vor Eifer beinahe überschlug. Er beteuerte, die Bank habe nicht bemerkt, was für schreckliche Taten sie beging, dass in Zukunft nichts Derartiges mehr passieren würde und dass UBS selbstverständlich vollumfänglich mit dem US-Kongress und dem Justizministerium kooperieren werde (am Arsch). Vollumfänglich kooperieren? Wirklich? *Euer Top-Mann hat sich soeben geweigert, zu kooperieren, und sich in einer öffentlichen Senatsanhörung auf den Fünften Verfassungszusatz berufen, du dreister Lügner!* Offensichtlich war Branson von der Bank für diesen Auftritt ausgewählt worden, weil er bislang in Japan gearbeitet hatte, so dass er unschuldig behaupten konnte, mit den Praktiken in der Schweiz nichts zu tun gehabt zu haben. Außerdem war er Brite, also hatte er nicht so einen hässlichen Deutsch-Schweizer Akzent. Er war blitzsauber.

»Ich bin hier, um absolut klarzustellen, dass UBS jegliche Compliance-Verstöße bedauert, die es möglicherweise gegeben hat.« Ja klar, das nennt man Gesetze einhalten.

Möglicherweise gegeben hat? Als Nächstes bestätigte Branson jedes einzelne Stück der eindeutigen Beweise, die ich vorgelegt hatte. Gleichzeitig aber behauptete er, das UBS-Management habe von all dem nichts gewusst und sei wahrhaftig »entsetzt«. Als er gebeten wurde, ein Beweisstück zu erklären, bei dem es sich zufälligerweise um das von mir mitgebrachte UBS-Handbuch mit Tricks gegen Überwachung handelte, erklärte er (unter Eid), bei der Schulung sei es nur darum gegangen, die Anonymität der Kontoinhaber zu bewahren, wie es die Schweizer Gesetze vorschreiben. »UBS hat mehr als 30.000 Mitarbeiter

bei UBS Amerika – wer in den US-Filialen hatte Kenntnis von den illegalen Praktiken der Bank in diesem Land?«, wurde er dann von Senator Coleman gefragt.

»Mit ist nicht bekannt, dass irgendjemand in den USA davon gewusst hat.«

Jesus! Sofort erinnerte ich mich an meine Partys auf Long Island und Fisher Island mit Richard Ziegelasch, Executive Director bei UBS International mit Sitz in New York City. Liechti hatte mich direkt zu Ziegelasch geschickt, um mehr reiche Amerikaner dazu zu bringen, ihr Vermögen in der Schweiz anzulegen, denn er stand in engem Kontakt mit den Reichsten der Reichen. Es war Ziegelasch gewesen, der meine persönliche Vorstellung bei einigen von ihnen arrangiert hatte. *Niemand in den USA wusste davon?*

Mir wurde klar, dass nichts mehr passieren würde, jedenfalls nicht bei irgendeiner öffentlichen Veranstaltung. Branson war da, um als der Prügelknabe von UBS aufzutreten, an dem sich der Senat abreagieren konnte. Alles war reiner Politzirkus. »Wählt uns! Seht ihr, wie hart wir für euch arbeiten?«

Levin beendete die Anhörung. Er versprach, dass die US-Gesetzgeber dem Ganzen auf den Grund gehen würden, und schlug mit seinem Hammer auf den Tisch.

Eine Woche später gab es eine weitere schreckliche Sitzung von Levins Ausschuss, die wieder bei C-SPAN übertragen wurde. Ich schaute sie mir an, aber sie bot nur mehr von dem schon Gesehenen. UBS versprach, in gutem Glauben über die Übergabe der Namen der 19.000 amerikanischen Kontoinhaber zu verhandeln. Die Senatoren antworteten: »Vielen Dank.«

»Ihr naiven Idioten«, meinte ich. »Ihr müsst eine Kettensäge an die Eier von UBS halten, bevor ihr auch nur einen einzigen Namen zu

hören bekommt.«

Ich konnte immer noch nicht fassen, dass sie Liechti vom Haken gelassen hatten. Vielleicht, so dachte ich, war der Grund dafür, dass er sich öffentlich auf den Fünften Verfassungszusatz berufen hatte. Vielleicht wollten O'Connor und Downing in den heiligen Hallen des Kongresses nicht aufstehen und »Wir widersprechen. Bringen Sie ihn zum Reden oder wir werfen ihn ins Gefängnis!« schreien.

Ja, so musste es sein. Sie hatten ihn immer noch in Gewahrsam unten in Miami. Jetzt würden sie ihn mit allen möglichen Vorwürfen konfrontieren, genau wie sie es bei mir getan hatten. Zumindest würde auch er ins Gefängnis gehen, wenn ich verurteilt würde. Vielleicht wären wir sogar Zellengenossen, dann könnte ich ihm jeden Tag ins Gesicht lachen, während wir beide Nummernschilder anfertigten.

Im August begann der Kongress wie jedes Jahr seine einmonatige Sitzungspause, also konnten alle Beteiligten golfen und segeln gehen. Diese Tradition gibt es schon seit langer Zeit, lange bevor Edison die Glühbirne erfand, als Washington im Sommer einfach zu heiß war, um dort den Dienst im Namen des Volkes zu verrichten. Dass es seit Mitte des 20. Jahrhunderts Klimaanlagen gibt, spielte keine Rolle.

Wenn der Kongress Sitzungspause hat, ist die perfekte Zeit, um den Parlamentariern in den Rücken zu fallen. Für Kevin Downing hieß das, dass sich ihm jetzt eine optimale Gelegenheit bot, eine stille Freilassung von Liechti zu arrangieren, denn es war kein Abgeordneter vor Ort, um seine Truppen in Stellung zu bringen und für das Gute zu kämpfen. Liechti wurde aufgefordert, seinen Mund zu halten, und dann in ein Flugzeug zurück in die Schweiz gesteckt. Niemand wusste davon. Nicht einmal die Zeitungen berichteten darüber.

Aber *ich* wusste es, denn ich hatte immer noch gute Freunde in der Schweiz. Ich rief meine Rechtsanwälte an und gab ihnen Anweisung,

diesen Idioten Downing anzurufen und Auskunft darüber zu verlangen, warum er den Drahtzieher der Schweizer Korruption nach Hause fahren ließ.

Moran bekam Downing ans Telefon.

»Sie haben gerade Martin Liechti freigelassen? Er spielt die Schlüsselrolle für diese Ermittlungen. Außerdem ist er entscheidend für den Fall von Mr. Birkenfeld. Warum, um Himmels willen?«

Downing lachte nur und legte auf.

---

1 Marc Rich war ein angesehener Ölhändler, der wegen Steuerhinterziehung und weil er während des Öl-Embargos der USA Geschäfte mit dem Iran gemacht hatte, angeklagt wurde. Um der Strafverfolgung zu entgehen, floh er in die Schweiz. Seine frühere Ehefrau Denise spendete Millionen Dollar für die Clinton Presidential Library und frühere Wahlkämpfe. Am letzten Tag seiner Präsidentschaft bat Bill Clinton den damaligen stellvertretenden Justizminister Eric Holder um seine Zustimmung für die Begnadigung von Rich. Der Deal wurde abgeschlossen.

Kapitel 12
Aufgeflogen

»Das Geld ist nicht eine Sache, sondern ein gesellschaftliches Verhältnis.«
Karl Marx, deutscher Ökonom

Direkt nach diesem Sommer begannen sich die Sturmwolken zusammenzubrauen.

An den weltweiten Finanzmärkten war im Herbst 2008 Hurrikansaison. Fast konnte ich ein Grollen wie bei einem Donner hören. Es war das Geräusch eines Tsunami, der die Börse einsaugte, auf die Immobilienblase einprasselte, bis sie platzte, und dann direkt auf die Türme des geheimen Schweizer Bankgeschäfts zusteuerte.

Die meisten amerikanischen Medien konzentrierten sich unterdessen auf ein anderes Drama, einen Kampf der Titanen. Barack Obama und John McCain lieferten sich einen blutigen Fight um die Präsidentschaft, assistiert von Joe Biden und Sarah Palin in den Ecken des Rings, die die blau und schwarz geschlagenen Augen der Kontrahenten mit Eis kühlten und sie in die nächste Runde drängten. Das war das Futter für die Massen, das, was den Fernsehsendern Millionen an Einnahmen für die Spots in den Werbepausen der atemlosen TV-Debatten einbrachten. Also bekam die Öffentlichkeit nicht viel mit von dem Erdbeben, das Risse in die unterirdischen Tresore in Zürich und Genf trieb. Bei denjenigen von uns aber, die ihr ganzes Berufsleben über im internationalen Bankgeschäft gearbeitet hatten, sah es ganz anders aus. Vor allem ein gewisser ehemaliger

Schweizer Banker, ein verurteilter Sündenbock, der den ersten Knall verursacht hatte, kümmerte sich um kaum noch etwas anderes.

Carl Levin und die anderen Senatoren im Untersuchungsausschuss marschierten voran. Zu ihnen gesellten sich einflussreiche überparteiliche Freunde wie Claire McCaskill, Tom Coburn und andere. Ihnen allen war klar, dass die Hinterziehung von Millionen an Steuergeldern etwas war, mit dem sich ihre Wähler identifizieren konnten, weil viele von ihnen ihre Häuser hatten aufgeben müssen. Direkt hinter dem Senat roch der IRS das Blut und die Behörde war hungriger auf Verurteilungen und Geldstrafen als je zuvor. Ganz am Ende des Rudels hatte das Justizministerium keine andere Wahl als mitzuziehen, während es so laut bellte wie möglich, um Beobachtern den Eindruck zu vermitteln, es sei ganz vorne mit dabei.

Im November wurde Raoul Weil, mein früherer Über-Chef und Leiter von UBS Global Wealth Management, von einer Grand Jury in Florida wegen Anstiftung und Beihilfe für amerikanische Steuerhinterzieher verurteilt. Weil interessierte sich allerdings wenig dafür, denn er vertraute darauf, dass die Schweizer Regierung niemals der amerikanischen Forderung nach seiner Auslieferung nachkommen würde. Schließlich wäre niemand mehr im Land gewesen, um das Kasino zu betreiben, wenn die Schweiz begonnen hätte, ihre wichtigsten Banker den US-Behörden zu übergeben. Aber ich kannte Weil. Also wusste ich, dass er wie zuvor Martin Liechti bald irgendwo in eine Falle tappen würde. Vielleicht würde das Justizministerium dann keine andere Wahl haben, als ihm den Prozess zu machen.

Mark Branson, der UBS-Finanzvorstand, der unter Eid vor Levins Ausschuss ausgesagt und geschworen hatte, sich für die Übermittlung der Kundennamen einzusetzen, war zurück in die Schweiz gereist, wo er sein Versprechen offenbar vergessen hatte. Doug Shulman, der IRS-

Kommissar, war noch relativ neu in seinem Amt, das üblicherweise für fünf Jahre vergeben wird, und er hatte nicht vor, diese Position zu gefährden. Er wirkte nicht wie ein harter Typ, aber der äußere Anschein kann trügen. Unverzüglich gab der IRS Vollgas bei seinen Klagen gegen UBS vor einem Distriktgericht in Florida und verlangte ebenfalls die Freigabe der 19.000 Namen von amerikanischen Geheimkonto-Inhabern. Wie wir alle nur zu gut wissen, hat der IRS beängstigend viel Macht. Wenn er ein großes Finanzinstitut verklagt, das dann die Kooperation verweigert, wird dieses als Folge davon oft tödlich verwundet: Privilegien werden gestrichen, Konten eingefroren und für jeden Tag Strafen in Millionenhöhe erhoben, was einen normalen Geschäftsbetrieb fast unmöglich macht. Im UBS-Hauptquartier in Zürich, Genf und Lugano nässten sich meine früheren Chefs vor Angst ein.

In dieser Zeit war ich wieder in Boston und plante zusammen mit Doug meine nächsten Schritte. Wir beschäftigten uns lange und intensiv mit dem Verlauf der Ereignisse, seit ich mich zum ersten Mal bei den amerikanischen Behörden gemeldet hatte. Dabei stellten wir fest, dass ich nicht sehr viele Punkte gemacht hatte. Ich hatte mich mit meinem Fall an das Justizministerium gewandt – und jetzt trug ich eine elektronische Fußfessel, stand im Prinzip unter Hausarrest und wartete auf ein Urteil, das angesichts meiner bisherigen Glückssträhne wohl auf eine Gefängnisstrafe hinauslaufen würde. Der Senat hatte meine Beweise genommen und sie dann genutzt, um den größten Fall gegen Geheimhaltung bei Schweizer Banken in der Geschichte zu konstruieren. Dann aber hatte er mich wie einen Aussätzigen behandelt und mich im Hinterzimmer versteckt wie eine schwangere Teenager-Tochter in der 1950er-Sitcom *Vater ist der Beste*.

Der nächste Teil wird Ihnen vielleicht merkwürdig vorkommen, vor allem angesichts meiner hässlichen Erfahrungen mit der State Street Bank. Aber in Washington vertraute ich niemandem mehr, während ich mich in Boston deutlich sicherer fühlte. Ein bisschen war es für mich wie in der alten Kolonialzeit, als der Machtsitz in Washington noch von Briten mit gepuderten Perücken verseucht war und Boston das Zentrum von Rebellen und der Tea-Party-Bewegung. Ich wollte nicht mehr in die Hauptstadt pendeln, mit meinem Hut in der Hand hin und her laufen und mäßig begabten Menschen vertrauen, die ihr gesamtes Berufsleben in dieser Kultur verbracht hatten. Hector und Moran feuerte ich. Ich hätte das schon viel früher tun sollen.

Nach ausgiebigen Erkundigungen fand ich eine altehrwürdige Bostoner Anwaltskanzlei, Todd & Weld, und beauftragte mit meinem Fall David Meier, einen ihren erfahrensten Anwälte. Meier hatte zwölf Jahre lang als Leiter der Abteilung Tötungsdelikte in der Staatsanwaltschaft für Suffolk County gearbeitet und stand in dem Ruf, besonders gern zu Unrecht Beschuldigte zu verteidigen. 2007 war er von der Zeitschrift *Massachusetts Lawyers Weekly* zum »Rechtsanwalt des Jahres« gekürt worden. Er schien kampferprobt, kompetent und enthusiastisch und hatte keine Verbindungen zur Regierung – ein von Washington unbefleckter Bostoner. Meier kontaktierte das Justizministerium und informierte es darüber, dass von nun an er sich um meinen Fall kümmern würde. Downing antwortete höflich so etwas wie: »Wer zum Teufel sind *Sie* denn?«

Dass ich Hector und Moran gefeuert hatte, gefiel Downing nicht, denn die hatte er kontrollieren können. Er war ganz und gar nicht glücklich damit, dass ich jetzt einen Anwalt aus Boston engagiert hatte, den er nicht einfach, wann immer er wollte, ins Justizministerium beordern und tyrannisieren konnte. Meier ignorierte Downings

Unzufriedenheit und drängte auf eine Bestätigung für den Termin zur Bestimmung meines Strafmaßes unten in Florida.

»Ich will, dass er verschoben wird«, blaffte Downing. »Ich habe bei Gericht eine Vertagung beantragt und schlage vor, dass Sie dem zustimmen. Andernfalls können Sie irgendwelche Anträge auf Milde mit mir vergessen.«

Das war nicht das erste Mal, dass Downing meinen Prozess verzögerte. Er hatte das schon mit Hector und Moran gemacht und dann erneut, insgesamt *drei Mal* im Lauf eines Jahres, aus keinem anderen Grund als dem Wunsch, mich weiter auf einer Rasierklinge sitzen zu lassen. Sie glauben, die USA hätten in Stein gemeißelte Gesetze, die dazu dienen, die Rechte amerikanischer Bürger zu schützen? Die gibt es tatsächlich, aber einhalten muss sie nur der Bürger, während die Regierung sie missbraucht, als gäbe es kein Morgen.

Downing zog zwar große Befriedigung daraus, mich im Ungewissen zu lassen, wusste aber nicht, dass er mir in Wirklichkeit einen riesigen Gefallen damit tat. Ich hatte nichts zu tun, als mich mit meinem Fall zu beschäftigen, also richtete ich meine Aufmerksamkeit darauf, mehr über das Programm für Whistleblower-Prämien des IRS herauszufinden. Noch war UBS von der Regierung nicht gezwungen worden, irgendwelche Strafsteuern oder Geldbußen zu bezahlen, doch ich spürte, dass das bald kommen würde. Eine Reihe von Organisationen, die es gut meinten, hatten Kontakt mit mir aufgenommen, darunter POGO, das Project on Government Oversight, und GAP, das Government Accountability Project. Sie protestierten gegen meine Verurteilung und brachten tausende Menschen dazu, Petitionen für mich zu unterschreiben. Aber sie waren »zahnlos«, wenn es darum ging, etwas an meiner Situation zu verändern oder vielleicht

dafür zu sorgen, dass ich am Ende eine Belohnung für meine Bemühungen bekomme.

Dann aber entdeckte ich das National Whistleblowing Center in Washington, eine kleine Organisation mit talentierten und kompetenten Personen, die fest daran glaubten, dass Informanten wie ich geschützt werden müssen. Geschäftsführer des NWC war Stephen M. Kohn, gleichzeitig Partner bei der Kanzlei Kohn, Kohn & Colapinto, die als die beste Anlaufstelle für Whistleblower in Washington gilt. Kohn hatte schon Linda Tripp vertreten, eine Beamtin des Verteidigungsministeriums, die das Verhältnis zwischen Bill Clinton und Monica Lewinsky aufgedeckt hatte. Tripp war anschließend zum Opfer von hässlichen Racheakten geworden, hatte die Regierung verklagt und bekam 595.000 Dollar sowie die volle Wiederherstellung ihrer früheren Position zugesprochen, samt nachträglich zu zahlender Sozialleistungen. Kohn war offensichtlich mein Mann.

Er kam nach Boston geflogen, wo wir uns im Langham Hotel trafen. Ich mochte ihn sofort. Kohn war winzig und eindringlich und hatte lockige graue Haare, eine Brille mit Drahtgestell und einen messerscharfen Verstand. Er verfügte über jahrelange Erfahrung in der Vertretung von Whistleblowern, hatte im Kongress ausgesagt und mehrere dicke Bücher über das Thema geschrieben, verstand aber trotzdem, dass es einen Fall wie meinen noch nie gegeben hatte. Dann kam Dean Zerbe, ein weiterer fähiger Rechtsanwalt, den Kohn für unser Team empfohlen hatte, und wir trafen uns im Hilton Hotel am Flughafen. Zerbe war ein ausgesprochen kompetenter Steueranwalt und hatte im Finanzausschuss des Senats das Whistleblower-Gesetz verfasst. Wenn man etwas über die US-Verfassung wissen möchte, muss man Thomas Jefferson fragen. Und wer Informationen über das Whistleblower-Gesetz des IRS haben will, braucht Dean Zerbe. Er war

beeindruckt, als ich mit all den Beweisen für meine Whistleblower-Historie auftauchte, sauber sortiert, abgeheftet und belegt mit haufenweise UBS-Dokumenten.

»Das ist unglaublich! Ich kann das alles gar nicht glauben!«, keuchte er. »Wir können uns die üblichen stundenlangen Mandantenbefragungen gleich sparen. Wie haben Sie das alles gemacht, Brad?«

Ich zog mein Hosenbein hoch und zeigte ihm meine schwarze Fußfessel. »Na ja, ich hatte ziemlich viel Zeit.«

Ein paar Tage später kamen Kohn und Zerbe zusammen angereist und wir trafen uns erneut, dieses Mal im Boston Harbor Hotel. Ich unterschrieb einen Vertrag mit ihnen.

»Das wird ein Kampf«, sagte Kohn. »Aber Sie sind gut bewaffnet, Brad.«

»Und gefährlich.« Ich lächelte.

Kohn und Zerbe feuerten ihren ersten Schuss auf den Senat ab und forderten eine Kopie des Transkripts mit meinen Aussagen an. Das brauchten wir, um dem IRS zu beweisen, wie viel Material ich der Regierung gegeben hatte. Doch Roach lehnte diesen Antrag unter Berufung auf Regeln des Ausschusses ab. Wirklich? Meine eigenen Worte sollten mir selbst vorenthalten werden? Es sollte sechs Monate Gezerre brauchen, bis Kohn und Zerbe endlich Gelegenheit bekamen, das Transkript zu sehen, in einem sicheren Raum im Regierungsviertel. Es bestätigte alles, was ich gesagt hatte, aber sie durften keine Kopien davon machen.

Trotzdem wurde ich allmählich optimistisch. Nicht so sehr in Bezug auf mein Urteil, das von Downing erneut verzögert worden war, sondern durch die Hoffnung, eines Tages irgendeine finanzielle Wiedergutmachung für alles zu bekommen, was ich ertragen musste.

Sämtliche Zeitungen und Blogs, die über meinen Fall berichteten, wetterten über das geschehene Unrecht und kritisierten die Regierung dafür, dass sie ihren eigenen besten Informanten verfolgte. Nichts davon zeigte direkte Wirkung, aber ich wusste, dass es die Arbeit von Kohn und Zerbe unterstützen würde. Als wieder die Neujahrsglocken läuteten und ich in das Jahr 2009 humpelte, fühlte ich mich ein bisschen weniger gefesselt und war bereit für etwas Hoffnung und Veränderung.

Doch die Träume, die ich träumte, waren meine und nicht die des neuen Präsidenten. Natürlich wünschte ich Barack Obama, so wie die meisten Amerikaner, die ihre Geschichte kannten und die stürmischen Zeiten der Rassendiskriminierung erlebt hatten, von Herzen alles Gute und ich hoffte, dass er unser Land zu einem neuen Höhepunkt von Harmonie und hehren Idealen führen würde. Gleichzeitig ging es mir aber auch in einer anderen Hinsicht wie den meisten meiner Landsleute: Immer wieder waren wir nach wohlklingenden Wahlkampfversprechen von der Politik enttäuscht worden, also wollte ich erst einmal abwarten und beobachten. Es ging mir so wie einem Polizisten, der zu viel Blut gesehen und seinen Glauben an die Menschheit verloren hatte. Als internationaler Banker hatte ich zu viel Korruptheit und Missbrauch von Reichtum erlebt, um von der politischen Führung noch viel zu erwarten. Ich hatte für die Wahlkämpfe von Politikern jeder Couleur gespendet – nicht weil ich den Schwachsinn glaubte, den sie erzählten, sondern weil sie mich dann ihren wohlhabenden Freunden vorstellen würden. Das hatte jedes Mal funktioniert und inzwischen sah ich Politik als den »Kuchen« an, der an das Volk verfüttert wird, während hinter seinem Rücken alles längst abgesprochen ist. Mir gefielen also die Versprechen des neuen Präsidenten – hervorragende Gesundheitsversorgung für alle,

harmonisches Miteinander der verschiedenen Ethnien, keine Fortsetzung der endlosen Kriege für andere Leute. Aber ich ging davon aus, dass er die Hälfte davon nicht einhalten und den Rest vermasseln würde. Genau so kam es dann auch.

Dann gab es noch das andere kleine Problem: Obamas Mann für die Spitze des Justizministeriums. Justizminister Alberto Gonzales war noch unter Bush durch Michael Mukasey ersetzt worden, denn Gonzales war vorgeworfen worden, er habe das Ministerium »politisiert« und genutzt, um Gegnern von George Bush zu schaden. Jetzt musste auch Mukasey gehen. Auf ihn folgte Eric Holder – und der sollte sich als der größte »Politisierer« herausstellen, den das Ministerium je hatte. Der neue Justizminister war der Mann, der auch die Begnadigung von Marc Rich befürwortet hatte, des milliardenschweren Ölkönigs, der die USA um massenhaft Steuereinnahmen betrogen hatte. Obendrein war Holder direkt vor seinem neuen Job ein extrem gut bezahlter Rechtsanwalt für UBS gewesen. Also hatte Kevin Downing einen neuen Chef, der mich nicht unbedingt lieben würde. Das machte mir nicht viel Hoffnung auf Besserung an dieser Front.

Boston im Winter kann ein echtes Biest sein, aber mir gefällt das. Ich mochte es schon immer. Schließlich war ich in dieser Gegend aufgewachsen und hatte meine Winter in Eishockey-Hallen und auf Skipisten verbracht, also machten mir die eisigen Winde, die durch die Betonschluchten der Stadt wehten, und die Berge von schmutzigem Schnee nicht viel aus. Doug hatte keinen Kamin in seiner Wohnung, aber mich erwärmte die Nachricht, dass überall in der Finanzwelt Feuerwerkskörper explodierten – umso mehr, als ich sie selbst angezündet hatte.

Die Grand Jury, die Raoul Weil in Florida verurteilt hatte, hatte seit November nichts unternommen und wartete darauf, dass die Schweizer ein wenig guten Willen zeigen und ihn ausliefern. Ich wusste, dass daraus nichts werden würde, und irgendwann kam auch die Jury darauf. Am 14. Januar 2009 war der Vorsitzende Richter ernsthaft sauer und erklärte Weil als »flüchtig vor der amerikanischen Justiz«. Das Problem dabei war: Weil hatte seit seiner jüngsten Zeit bei UBS keinen Fuß mehr in die USA gesetzt und es war nicht damit zu rechnen, dass er jetzt für einen Urlaub ins Disneyland kommen würde. Doch wenn die USA erklären, dass sie einen internationalen Banker wegen schwerer Verbrechen und Vergehen suchen, dann schaltet sich Interpol ein. Letztlich wurde Weil in Italien festgenommen und im Herbst 2015 vor ein Bundesgericht in Florida gestellt. Trotz der Aussage von Liechti, Weil habe gewusst, dass tausende Konten gegen US-Recht verstießen, und trotz der Eingeständnisse von UBS selbst wurde Weil von allen Vorwürfen freigesprochen. Das Justizministerium lud mich kein einziges Mal als Zeugen vor! Später, im Juni 2016, gaben französische Staatsanwälte ihre Absicht bekannt, UBS und Weil wegen Steuerhinterziehung anzuklagen.

Vielleicht war das eine große rote Alarmflagge für UBS, denn nur vier Tage später nahm die Bank unter verheerendem Beschuss durch den US-Kongress die Hände hoch. Sie schloss eine Vereinbarung über eine Aussetzung der Strafverfolgung mit dem Justizministerium ab, in der sie »bestimmte Verhaltensweisen« einräumte und sich mit der Zahlung einer Geldstrafe in Höhe von 780 Millionen Dollar an die US-Regierung einverstanden erklärte. Worauf diese Zahl basierte und warum der Richter in Florida sie so schnell akzeptierte, wird niemand je wirklich herausfinden. Ich aber wusste, dass das nur ein symbolischer Klaps auf die Finger war. In der Vereinbarung hieß es eindeutig, dass

UBS mit Geheimkonten in Nordamerika in den acht Jahren von 2000 bis 2007 jeweils 200 Millionen Dollar verdient hatte, insgesamt also 1,6 Milliarden Dollar. Und bedenken Sie bitte, dass amerikanische Kunden insgesamt rund 20 *Milliarden* Dollar auf Konten und Depots bei der Bank hatten. Selbst wenn diese riesige Summe bei einer Sparkasse für ganz normale Leute auf Rhode Island gelegen hätte, wären die Zinsen darauf weitaus höher gewesen als das, was die Bank jetzt zahlen wollte. Ironischerweise stellte sich später heraus, dass die Strafzahlung nur auf den Beträgen basierte, für die ich die Beweise für Steuerhinterziehung geliefert hatte. Doch das war immer noch besser als Nichts. Die US-Regierung war einverstanden und machte sich bereit, einen Scheck zu bekommen und sich feiern zu lassen. Und die Leute bei UBS dachten, sie wären aus dem Schneider.

Dann aber: *Bamm!* Direkt am nächsten Tag erwischte der IRS die Bank mit einem weiteren juristischen Versuch, die Freigabe der 19.000 Kundennamen zu erzwingen. Vielleicht hatte man bei UBS gedacht, durch die Zahlung von 780 Millionen Dollar sei die ganze Sache erledigt. Falsch. Eric Holder mag nur ein Handlanger des neuen Präsidenten gewesen sein, aber Shulman beim IRS war noch von George Bush ernannt worden. Offenbar nahm er seinen Job ernst und er hatte die volle Unterstützung von Öffentlichkeit und Kongress.

Ungefähr eine Woche später reichte Marcel Rohner, Konzernleiter von UBS, seinen Rücktritt ein. Nach Angaben der Bank wollte er »in den Ruhestand gehen«, im zarten Alter von 44 Jahren, aber ganz offensichtlich war er zu diesem Schritt gezwungen worden. Es war der 26. Februar, der Tag, an dem ich selbst 44 Jahre alt wurde, und ein schöneres Geschenk hätte ich gar nicht bekommen können. Doug und ich öffneten eine Flasche Champagner. Sie passte gut zu meinem Geburtstagskuchen und einem Kistchen mit Schweizer Schokolade.

Am 2. März empfing Justizminister Holder an seinem Hauptsitz in Washington hohen Besuch: Eveline Widmer-Schlumpf, die Schweizer Ministerin für Justiz und Polizei, war kochend vor Wut nach Washington eingeflogen. Denn jetzt, nachdem er UBS endlich das Rückgrat gebrochen hatte, hatte der Untersuchungsausschuss des US-Senats mehr als ein Dutzend anderer Banken aus der Schweiz ins Visier genommen. Ganz oben auf der Liste stand Credit Suisse, wo ich meine Karriere im Private Banking begonnen hatte, und der Senat wollte eine bedingungslose Kapitulation. Holders Amtskollegin Widmer-Schlumpf sagte, sie wolle lediglich eine »faire und gerechte« Behandlung all der unter Beschuss stehenden Schweizer Banken erreichen. In Wirklichkeit aber bettelte sie um Gnade. Das US-Justizministerium weigerte sich, etwas über Holders Reaktion darauf zu verraten, doch offenbar erklärte der Minister, dass noch weitere Schweizer Köpfe rollen müssten. Widmer-Schlumpf kehrte mit eingeklemmtem Schwanz nach Hause zurück.

Zwei Tage später reichte auch der Verwaltungsratspräsident von UBS seinen Rücktritt ein. Es war Peter Kurer, der Mann, der wegen meines Bonus gegen mich gekämpft, meine Whistleblower-Beschwerde bei der Bank abgeschmettert und die ganze interne Untersuchung in die Tonne getreten hatte. Anschließend war er an die oberste Spitze des Haufens aufgestiegen. Jetzt stand er auf der Straße. Das Schweizer Banking bot plötzlich jede Menge Ziele.

Genau am selben Tag eröffnete Senator Levin eine zweite Runde von im Fernsehen übertragenen Anhörungen seines Untersuchungsausschusses. Neben ihm auf dem Podium saßen die Senatoren Claire McCaskill aus Missouri und Tom Coburn aus Oklahoma. Die Zeugen der Regierung waren IRS-Kommissar Shulman und John A. DiCicco, der amtierende Leiter der Steuerabteilung im

Justizministerium. DiCicco sah genau aus wie der unglückliche Beamte, der er war: Ahnungslos in Bezug auf irgendwelche Fakten und gekleidet in einen übergroßen billigen Anzug, sprach er mit nüchterner, monotoner Stimme. Einer der besten Männer des Ministeriums.

Nirgendwo zu sehen war dagegen Kevin O'Connor, der frühere Chef von Kevin Downing. Wie sich herausstellte, hatte er seinen Job im Justizministerium, wo er die dritthöchste Position bekleidet hatte, aufgegeben, um als Partner im New Yorker Büro von Bracewell & Giuliani anzufangen, also in der Kanzlei, in der auch der frühere Bürgermeister Rudolph (Rudy) Giuliani arbeitete und die pro Jahr 325 Millionen Dollar Umsatz machte. Natürlich kam mir sofort die Verbindung zu Abdul Aziz Abbas in den Sinn. Ich hatte Downing und das Justizministerium ja zwei Jahre zuvor darüber informiert, dass Abbas ein Freund von Giuliani ist.

Dieses Mal war Levin bei der Anhörung so wütend, dass man fast den Dampf aus seinen Ohren zischen sehen konnte. UBS war vom IRS in die Enge getrieben worden, hatte widerwillig ihre Missetaten eingeräumt, eine Vereinbarung über die Aussetzung der Strafverfolgung unterschrieben und 780 Millionen Dollar Strafe bezahlt. Anschließend aber zog sich die Bank trotz ihres Versprechens zur Kooperation wieder hinter das Schweizer Bankengesetz zurück, obwohl der IRS weiterhin versuchte, sie zur Preisgabe der Namen von 19.000 amerikanischen Kontoinhabern zu zwingen.

Doch was Levin richtig wütend machte, war, dass Mark Branson die Zahl von 19.000 bei der Anhörung im Sommer als gesichert und final bezeichnet hatte. Wie Levin und seine Mitarbeiter aber bereits meinen Aussagen entnommen hatten, lag die wahre Zahl eher bei 52.000 amerikanischen Konten. Und noch schlimmer: Schon im August, also vor sechs Monaten, hatte UBS versprochen, zu kooperieren und eine

»erhebliche Zahl« von Kundennamen in den USA offenzulegen – und seitdem volle *zwölf* Namen genannt.

Es war eine lächerliche Show. Ich sah sie mir im Fernsehen an, die Füße hochgelegt und mit einer Schüssel Popcorn auf dem Schoß. Die Senatoren kämpften mit harten Bandagen. Levin, McCaskill und Coburn zerrissen Branson dafür, dass er sich genau wie der Mensch benahm, der er wirklich war: ein arroganter Handlanger und Fürsprecher für UBS. »Die einzige Verurteilung, die es in dieser Angelegenheit bislang gegeben hat, ist die von Bradley Birkenfeld, des Informanten«, sagte Levin tatsächlich.

Branson ignorierte diese Anmerkung und wich bei 90 Prozent der Fragen des Senators nach den Verbrechen von UBS gegen die USA aus. »Ich weiß nichts davon, weil ich erst seit einem Jahr auf dieser Position bin«, behauptete er. Für UBS war es ausgesprochen praktisch, einen Mitarbeiter, der bis vor kurzem in Japan gearbeitet hatte, zum Kongress zu schicken, damit er dort Fragen über Aktivitäten in der Schweiz beantwortet, mit denen er nicht vertraut ist. Als Nächstes hielt er fest, die Bank werde zwar die vereinbarten Strafen bezahlen, aber keinen einzigen weiteren Namen preisgeben, wenn sie nicht von der Schweizer Regierung dazu gezwungen werde. »Die Strafzahlung ist eine juristische Angelegenheit, die vor Gericht geregelt wurde«, heuchelte Branson. »Was jedoch die Namen der Kontoinhaber angeht, das ist eine Frage von Verhandlungen zwischen Politikern.« UBS betete, dass die Schweizer Regierung ihr Gesetz zum Bankgeheimnis hüten und die Bank davor bewahren würde, eine peinliche Liste mit Kundennamen offenzulegen.

Ich dachte schon, Levin würde seinen Hammer nehmen, ihn quer durch den Raum schleudern und in Bransons Kopf versenken. Nach vier Stunden mit hässlichen Wortgefechten vertagte er schließlich die

Sitzung – formell genug, um noch als höflich durchzugehen, aber mit einer deutlichen Botschaft: »Wir werden eure Schweizer Ärsche verbrennen. Und jetzt macht, dass ihr hier verschwindet!«

Seit *Eine Frage der Ehre* hatte ich keinen Gerichtsfilm mehr gesehen, der mir so gut gefiel.

Und wie bei jedem guten Justizdrama war das Faszinierendste daran das, was sich hinter den Kulissen abspielte: die hitzigen Streitereien zwischen rivalisierenden Anwälten, der Herzklopfen machende Druck auf Beschuldigte und Opfer und die leisen Vereinbarungen unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Der Skandal um geheime Bankgeschäfte und Korruption in der Schweiz zog wie ein wütender Feuersturm durch die weltweiten Finanzmärkte, und doch spielte er sich nur an der Oberfläche ab. Viel weiter unten zogen mächtige Personen die Fäden so, wie sie es brauchten.

Am 6. März traf die neu berufene US-Außenministerin Hillary Clinton für vertrauliche Gespräche mit ihrer Schweizer Amtskollegin Micheline Calmy-Rey in Zürich ein. Calmy-Rey war ohne Zweifel aufgebracht, weil zwei der größten Schweizer Banken, UBS und Credit Suisse, unter dem Beschuss der US-Behörden standen. UBS, eine Bank mit mehr als 80.000 Beschäftigten weltweit und einem Vermögen von hunderten Milliarden Dollar, blutete an der Börse aus wie ein frisch geschlachteter Stier. Soeben hatte die Aktie der Bank ein absolutes Allzeittief von 7,45 Dollar erreicht, nach einem freien Fall um 90 Prozent, und sie musste eine Abschreibung von 53 Milliarden Dollar verkraften. Calmy-Rey bat ihre mächtige Schwester Clinton um eine Pause. Wenn UBS wirklich die Namen von 19.000 amerikanischen Kontoinhaber nennen musste, wären die restlichen Kunden von Bord gegangen, und die größte Bank der Schweiz wäre am Ende gewesen.

Offenbar hatte Außenministerin Clinton ein paar kreative Ideen dazu. Ihr neuer Chef, Präsident Obama, hatte im Wahlkampf versprochen, zumindest das von George Bush eröffnete Terroristengefängnis in Guantanamo Bay auf Kuba zu schließen. Clinton, ganz die politische Opportunistin, ließ wahrscheinlich nicht erkennen, wie sehr sie Obama verachtete (sie und ihr Ehemann hatten einen Pakt mit dem Teufel geschlossen: Bill Clinton sollte die Präsidentschaftskandidatur von Obama unterstützen und Hillary Clinton dafür Außenministerin werden, von wo aus sie dann die Jagd auf den Präsidentenposten beginnen wollte, wenn Obama irgendwann genug von dem Job hätte). Also fragte sie ihre Kollegin, ob die Schweiz nicht ein paar einfache Terroristen aus Guantanamo übernehmen und unauffällig in die Schweiz umsiedeln könne. Es ging ihr nur um einige muslimische Uiguren aus China, die in Afghanistan gefangen genommen worden waren – im Grunde harmlose Leute. Oh, und Obama war daran interessiert, einen geheimen Dialog mit den Ajatollahs im Iran zu beginnen. Weil die USA keine Botschaft in dem Land hatten, gab es dort niemandem, um US-Interessen zu vertreten, außer die Schweizer. Vielleicht könnte die Schweiz ein bisschen Druck auf Teheran ausüben, eine dort inhaftierte Amerikanerin freizulassen? Obama würde dann sofort anfangen, diese blöden Sanktionen rückgängig zu machen, die von der Bush-Regierung wegen der Nuklearpläne des Iran verhängt worden waren. Schließlich hatte doch jeder ein Recht auf eine Chance zur unabhängigen Energieversorgung, oder? Die Israelis wären ausgeflippt, doch als treuer Sohn eines glühenden Antikolonialisten interessierte sich Obama nicht besonders für sie und all die nach links neigenden amerikanischen Juden hatte er als Wähler sowieso schon in der Tasche. Diese kleinen Gesten seien als Gegenleistung für ein bisschen Milde der USA in dem ganzen UBS-

Skandal (auf direkte Kosten der US-Steuerzahler) wohl nicht zu viel verlangt, gab Clinton Calmy-Rey zu verstehen.

Calmy-Rey versprach, darüber nachzudenken, und Clinton flog weiter zu ihrem nächsten internationalen Fernsehauftritt. Und siehe da, wenig später blinzelten überrascht zwei Uiguren in die Schweizer Frühlingssonne. Ein paar Monate später erlebte Roxana Saberi, die als Geisel im Iran festgehalten worden war, das Gleiche und fand sich in New York wieder. Wundersamerweise gewährten IRS und Justizministerium UBS dann einen Vollstreckungsaufschub, während Calmy-Rey die Bank aufforderte, lieber ein paar Namen von amerikanischen Kontoinhabern – *viele* Namen – rauszurücken, weil Hillary Clinton ihr soeben den Arsch gerettet habe.

Keiner von uns amerikanischen Steuerzahlern hatte eine Ahnung davon, was zu dieser Zeit vor sich ging. Clintons Geheimdeals mit den Schweizern sollten erst herauskommen, als ein weiterer Whistleblower, Bradley (Chelsea) Manning, Tausende von geheimen E-Mails und Depeschen der US-Regierung an die Plattform WikiLeaks weitergab, die sie ins Internet stellte. In dem Material fanden sich lediglich einige Nachberichte über Clintons Gegenleistungen an UBS und die Schweizer Regierung. Was auch immer sie sonst noch mit Calmy-Rey vereinbart hatte, ging für immer verloren, denn sie hatte ihre E-Mails von ihrem privaten Server zu Hause verschickt und dann vernichtet. *Es gibt hier nichts zu sehen, Herrschaften, bitte gehen Sie weiter.*

Noch umwerfendere Enthüllungen darüber, wie sich UBS gegenüber Clinton dankbar für ihren Einsatz gezeigt hatte, kamen später ans Tageslicht. Bis 2008 hatte die Bank nur kleine Beträge an die Clinton Foundation gespendet, die sich mit der Mission brüstet, »Unternehmen, Regierungen, nichtstaatliche Organisationen und Privatpersonen zusammenzubringen, um globale Gesundheit und Wohlergehen zu

fördern, mehr Chancen für Mädchen und Frauen zu schaffen, Fettleibigkeit unter Kindern zu bekämpfen und Gemeinschaften dabei zu helfen, mit den Auswirkungen des Klimawandels zurechtzukommen«. Meiner Beobachtung nach ist die Stiftung, auch wenn sie einen kleinen Teil des Geldes aus ihren Spendentöpfen tatsächlich für wohltätige Zwecke einsetzt, in Wirklichkeit ein Mini-Staat für Clinton, der hunderte Mitarbeiter zu hoch bezahlt, um sich ihre Loyalität zu sichern, und mutig politischen Einfluss an Stellen kauft, zu denen sich bis dahin noch kein Mensch vorgewagt hat. Jedenfalls hatte UBS es vor dem Deal zwischen Clinton und Calmy-Rey für ausreichend gehalten, die Stiftung mit 60.000 Dollar zu bedenken, was wahrscheinlich weniger war als das, was die Bank pro Jahr für Parkgebühren ausgab. Anschließend aber brachten *600.000* Dollar an UBS-Spenden die Kassen der Stiftung zum Klingeln. Außerdem wurde die Bank zum Partner bei einigen Innenstadt-Entwicklungsprogrammen, für die sie der Stiftung einen Kredit über 32 Millionen Dollar zu sehr günstigen Konditionen gewährte. Oh, und plötzlich war UBS zudem der Meinung, dass Bill Clinton hervorragende Reden über globale Politik halten kann, also bezahlte die Bank ihm *1,52 Millionen* Dollar für eine Reihe von Kamingesprächen mit dem Chef ihrer Vermögensverwaltung, Bob McCann. Es war Bill Clintons größter Zahltag, seit er das Weiße Haus verlassen hatte.

Aber all das muss nicht unbedingt nach dem Prinzip »eine Hand wäscht die andere« abgesprochen gewesen sein, oder? Sagen wir, Sie sind Parlamentarier in einer kleinen Stadt und Ihre lokale Bank hat mit dem Stadtrat einen kleinen Streit über eine Frage der Flächennutzung. Sie schalten sich ein und lösen die Probleme und ganz zufällig greift die Bank anschließend in die Tasche. Sie spendet tausende Dollar an Ihre liebste Hilfsorganisation, finanziert als Partner dieser Organisation ihre

Projekte und bezahlt Ihrem Politiker-Ehemann dann den Gegenwert einer Villa, nur damit er zum Kaffee trinken mit dem Präsidenten der Bank kommt. Von Bestechung kann da doch keine Rede sein, oder? Ich meine, niemand in Ihrem Bezirk würde je eine Miene deswegen verziehen, stimmt's?

Natürlich würden Sie im verdammten Gefängnis landen.

Jedenfalls kam von Clintons Spielchen im Mafia-Stil bis lange nach 2009 nichts heraus. In der Zwischenzeit wusste niemand davon, dass sie Calm-Rey die Schultern massierte, also befand sich UBS weiter im Sturzflug. Aufgebrachte Schweizer Bürger, Bankkunden und UBS-Aktionäre begannen, Köpfe zu fordern. Marcel Rohner und Peter Kurer waren bereits in ihre Schwerter gestürzt und am 17. März wurden zwei weitere Top-Manager, Michel Guignard und Daniel Perron, öffentlich gefeuert. Am 1. April schloss UBS die »Kunstabteilung« (keine Rodin-Ausstellungen und Ausflüge zur Art Basel mehr, Jungs). Wenn Sie kurz danach zufälligerweise zu den Fenstern von Dougs Wohnung hochgeschaut hätten, hätten sie mich dahinter vielleicht vor Freude herumhüpfen sehen können: Soeben war auch Christian Bovay auf die Straße geworfen worden wie ein betrunkener Seemann. Gefeuert. Weg. *Gern geschehen, Valerie.* Überleg mal: Wenn Bovay mich mit diesem Drei-Seiten-Memo nicht abgebürstet hätte, würdest du jetzt wahrscheinlich gar nicht diese Geschichte lesen. Die Schweizer hätten ihn gleich vor ein Erschießungskommando stellen sollen, ohne Augenbinde.

Am 2. April fand in London der G20-Gipfel über Finanzmärkte und die Weltwirtschaft statt, zu dem Staatschefs, Finanzminister und Zentralbankpräsidenten aus den 20 größten Volkswirtschaften der Welt anreisten. Zum ersten Mal in der Geschichte wurde die Schweiz bei diesem Treffen auf die »graue Liste« gesetzt, was bedeutete, dass ihr

wirtschaftlicher Status als bestenfalls zweifelhaft galt. Der Wirkung nach war das eine öffentliche Ohrfeige dafür, dass die Schweizer böse Jungs gewesen waren.

Am 15. April dann hielt UBS in Zürich die Jahreshauptversammlung für die Aktionäre ab. Ich wünschte, ich hätte mit ein paar Clowns dabei sein können. Immerhin aber waren Freunde von mir vor Ort, die mir berichteten, es sei hoch hergegangen. Aktionäre schrien UBS-Manager an und zerrissen ihre Jahresberichte, die nicht einmal das dicke Papier wert waren, auf dem sie gedruckt waren. Fünf Tage später versuchte die Bank, ihren abstürzenden Aktienkurs zu stützen, indem sie ihr gesamtes Private-Banking-Geschäft in Brasilien verkaufte. Das brachte 2,5 Milliarden Dollar ein, die aber nicht ausreichten. Denn soeben hatte UBS einen »größer als erwarteten« Verlust von 1,7 Milliarden Dollar im ersten Quartal melden müssen. Mit anderen Worten: »Wir sind am Arsch.«

Nein, doch noch nicht ganz, denn George Bushs Finanzminister Hank Paulson, der Fed-Vorsitzende Ben Bernanke und Tim Geithner, Chef der New Yorker Fed, hatten zu diesem Zeitpunkt bereits ihr falsches Spiel mit hunderten Milliarden Dollar an Rettungsgeldern aus dem TARP-Programm begonnen. Interessanterweise störten Geithners kleine Sünden bei seinen persönlichen Finanzen Obama nicht weiter, als er ihn bald darauf zum Nachfolger von Paulson im Finanzministerium machte. »Turbo-Tim« hatte es in seiner Zeit beim Internationalen Währungsfonds von 2001 bis 2004 versäumt, 35.000 Dollar an Sozialversicherungsbeiträgen zu bezahlen, ein Lapsus, der später bei einer Prüfung durch den IRS zufällig auffiel. Geithner gab die Schuld für den »Fehler« seiner Steuer-Software: »Es war Turbo-Tax.« Der neue, von den Demokraten kontrollierte Kongress ignorierte sein »Augenzucken« und bestätigte seine Ernennung.

Einer der größten Profiteure bei dem 700-Milliarden-Hütchenspiel von Paulson, Bernanke und Geithner war AIG, die Mega-Versicherungsgesellschaft, die als »zu groß zum Scheitern« bezeichnet wurde. 180 Milliarden Dollar flossen an sie, 100 Milliarden davon gab AIG gleich an *zwanzig* seiner Banken-Geschäftspartner im Ausland weiter.

Wollen Sie raten, wer einen dicken Brocken von diesem hart verdienten und vom Sparkonto abgezwackten Geld der amerikanischen Steuerzahler bekommen hat? Genau: UBS. Die Schweizer Bank kassierte von AIG nette 5 Milliarden Dollar von dem Rettungsgeld. Und niemand wusste davon. Es kam erst heraus, als Geithner gezwungen wurde, genau darzulegen, wofür er das Geld der Bürger ausgegeben hatte. Genau das aber war der Grund, warum UBS von der Aussicht, einen Scheck über 780 Millionen Dollar an den IRS ausstellen zu müssen, nicht allzu besorgt gewesen war. Öffentlich jammerten und weinte und schimpfte die Führung der Bank über die Strafe. Im Privaten aber lachte sie sich den Arsch ab. Es war ein weiterer »Deal des Jahrhunderts« – und der amerikanische Steuerzahler wurde (ein weiteres Mal) über den Tisch gezogen.

Wie es in einer alten UBS-Werbung heißt: »Sie und wir.«

Ich schaute mir den Zirkus von meinem Bunker in Boston aus an. Mein neuer Verteidiger, David Meier, bearbeitete das Gericht in Florida, zumindest einen Termin für die Festlegung meiner Strafe anzusetzen. Downing verzögerte sie immer und immer wieder, ohne auch nur rot zu werden. Als erfahrener und kundiger Dummschwätzer behauptete er die ganze Zeit, es seien noch weitere Beweise zu meinem Fall zu erwarten, was lächerlich war, weil ich der einzige Zeuge war, der irgendetwas darüber wusste. Also arbeitete ich mit Steve Kohn und Dean Zerbe einfach weiter an der Taktik für meine Whistleblower-

Prämie. Meier lief unterdessen herum und bat Regierungsvertreter um Empfehlungsschreiben mit dem Inhalt, dass sie die Schweizer ohne meine Aussagen niemals drangekriegt hätten.

Jedoch hatte Hillary Clinton längst verdammt genau dafür gesorgt, dass die Schweizer nicht wirklich leiden würden. Calmy-Rey hatte versprochen, UBS unter Druck zu setzen, einen großen Teil der geforderten 19.000 Kundennamen zu nennen. Tatsächlich lieferte die Bank dann wirklich eine Liste.

Am 30. April 2009, vor einem Bezirksgericht in Florida, reagierte sie endlich auf die offizielle Aufforderung und übergab die Namen von 4500 Amerikanern mit Geheimkonten. Das macht 4500 von 19.000 amerikanischen Kontoinhabern – Sie können selbst ausrechnen, wie viele fehlen. Die Liste war handverlesen, so dass niemand von Bedeutung darauf stand. Bei allen Namen handelte es sich um reiche Erben, Ärzte, kleine Unternehmer und Selfmade-Millionäre – keine Politiker, keine Mächtigen, keine Wahlkampfspender, keine Rüstungsunternehmen, keine Lobbyisten. Opferlämmer. Es war eine Aktion zum Reinwaschen und ein super geschickter Deal für UBS ebenso wie für die Kontoinhaber. Ihre Namen sollten anonym bleiben, wenn sie sich beim IRS selbst anzeigten, ihr Geld und ihre Wertpapiere nach Hause holten und sich zur Zahlung von Strafsteuern und Geldbußen an den IRS bereit erklärten. Das auf diese Weise zurückgeholte Vermögen sollte 12 Milliarden Dollar und mehr erreichen – amerikanisches Geld, das wieder in amerikanische Banken floss.

In aller Bescheidenheit: Dieses Geld habe *ich* zurückgeholt. *Gern geschehen, Amerika. Freut mich, wenn ich helfen konnte.*

UBS aber hatte seine 780 Millionen Dollar bereits bezahlt. Es war nicht möglich, den Prozess von vorn zu beginnen und die Strafe neu zu berechnen. Niemals zweimal, Sie wissen schon. Die geheime

Vereinbarung von Hillary Clinton und Micheline Calmy-Rey hatte hübsche Ergebnisse für alle involvierten Parteien gebracht und jetzt war alles trockenen Tüchern mit einem schicken Schleifchen dran. UBS muss in Zürich eine große Party gefeiert haben, unter dem Motto »Man zahlt nur einmal«.

Downing ließ mich weiter hängen, aber das machte mir nicht viel aus. Ich war immer noch ein freier Mensch und auf gewisse Weise fühlte ich mich, als sei ich der letzte Mann, der nach einer Wildwest-Schießerei noch stehen kann. Befriedigt hatte ich zugesehen, wie meine früheren Chefs bei UBS von ihren Posten purzelten, einer nach dem anderen, und wie die Bank ihr schmutzigstes Geschäft für immer aufgeben musste. Was die Strafen anging, die waren für meinen Geschmack nicht annähernd hoch genug gewesen. Doch an der Börse war UBS verprügelt worden und das sonst arrogant erhobene Kinn der Führungsspitze hing ihr jetzt bis auf die Brust herunter. Kunden hatten mehr als 200 Milliarden Dollar von der Bank abgezogen. Die Aktienoptionen der obersten Führungskräfte waren an den Aktienkurs gebunden und damit jetzt wertlos (ich hatte meine Aktien schon vor langer Zeit verkauft, als der Kurs noch höher war). Was ihren Ruf als Bank der Wahl für geheime Nummernkonten anging, war UBS erledigt – gewesen, vorbei, mausetot. Kein Amerikaner auf Erden würde jemals mehr um eine bequeme Fahrstuhlfahrt hinunter in die prächtigen Tresorräume bitten. Und ich wusste, dass noch mehr schlechte Nachrichten warteten. Die Bank hatte ihr betrügerisches Geschäft in noch vielen weiteren Ländern betrieben, die jetzt gesehen hatten, wie die USA ihr Geld zurückbekamen. Frankreich und Deutschland wachten schon auf und bereiteten eigene Verfahren vor. UBS befand sich gerade im Auge des Sturms und konnte kurz Luft holen, doch am

Horizont lauerte schon die andere Hälfte des Hurrikans. Die Lage für die Bank sollte noch viel, viel schlimmer werden.

Im Mai endlich kontaktierte Downing meinen Strafverteidiger Meier mit einer Nachricht, die ihm selbst nicht gefiel: Offenbar waren ihm die Märchen und albernen Ausreden ausgegangen, so dass er nicht mehr wusste, wie er mich weiter auf die Folter spannen konnte. Der Distrikt Südflorida hatte einen Termin für die Festlegung meines Strafmaßes bestimmt, den 21. August 2009, und weigerte sich, weitere Verschiebungen zu genehmigen. Bislang hatte sich Downing an Gesetzen noch nie besonders gestört, doch jetzt war ihm schlicht die Munition ausgegangen. Für uns bedeutete das noch einmal drei Monate warten. Doch dann hatten wir insgesamt fast ein Jahr Zeit gehabt, um uns auf diesen schicksalhaften Termin vorzubereiten.

»Das wurde auch verdammt noch mal Zeit«, sagte ich zu Meier. »Legen wir los.«

Am Tag vor meinem Gerichtstermin packte ich eine kleine Tasche und stieg in ein Flugzeug nach Fort Lauderdale. Ich wusste, dass ich nicht lange dort sein würde.

Mein Schicksal war von einem manipulierten System längst besiegelt worden.

Kapitel 13
Der Sündenbock

»Es ist bedauerlich, dass die Reichen und Mächtigen staatliches Handeln zu häufig in Richtung ihrer eigenen Interessen beugen.«

Andrew Jackson, 7. Präsident der USA

Es war ein perfekter Tag für eine Hinrichtung.

Fort Lauderdale im August fühlte sich an, als gäbe es auf der ganzen Welt keinen Ort, der näher an der Sonne wäre. Die Reihen von Hotels direkt am Strand funkelten so hell, dass man sie kaum anschauen konnte, und die Straßen flimmerten wie Fata Morganas in der Wüste. Kein Blatt an den Palmen bewegte sich, die Luft schmeckte dick wie Dampf gemischt mit Salzwasser und die weißen Strände waren beinahe leer, weil man keinen Fuß auf den Sand setzen konnte, ohne zusammenzuzucken. All das aber spielte keine große Rolle für mich, denn ich sah nichts weiter als die nach unten gezogenen Mundwinkel von Richter William Zloch.

Als Zloch von seiner Kammer zur Richterbank schritt, wusste ich, dass es richtig von mir gewesen war, mich vor Richter Seltzer als *Schuldig im Sinne der Anklage* zu bekennen. Zloch war großgewachsen, hatte ein kantiges Kinn, echsengrüne Augen und einen Schopf dichter blonder Haare. Ich hatte mich informiert, bevor ich in seinen Gerichtssaal ging, und ich wusste, dass er Quarterback an der University of Notre Dame und in den letzten Tagen des Vietnamkriegs Leutnant bei der Navy gewesen war. Außerdem stand er im Ruf, ein

schlecht gelaunter Egomane zu sein – selbst seine engsten Mitarbeiter fanden ihn anstrengend und herrisch. Lisa Arrowood, eine leitende Anwältin in David Meiers Kanzlei, hatte ihn als »echtes Arschloch« bezeichnet. Er hatte eine Schwäche dafür, Angeklagte und ihre Anwälte verbal zu enthaupten.

Im Königreich seines Gerichtssaals saßen Zloch zwei Lager gegenüber. Links war meines, bestehend aus mir, meinem Anwalt David Meier und einem seiner lokalen Mitarbeiter. Rechts befand sich die »Regierungsseite«, wie Zloch dazu sagen würde: Downing, Neiman und ein dritter Staatsanwalt namens Michael Ben-Ary. Ich wusste nicht genau, was Ben-Ary dort sollte, außer vielleicht, dass Downing gleiche Teamstärken wollte oder jemanden brauchte, der ihm zwischendurch Limonade holt.

Zeugen gab es keine – die braucht man bei Lynchjustiz auch nicht. Die Galerie des Saals war vollgepackt mit Medienvertretern, aber der einzige freundliche Beobachter war mein Bruder Doug, der mitgekommen war, um mich zu unterstützen. Ich konnte die Intensität seiner Energie hinter mir spüren, aber egal, was passieren würde, ich wusste, dass er kein einziges Wort würde sagen können.

Das Verfahren begann ohne erhobene Hände oder Schwüre vor Gott, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu sagen. Die meiste Zeit über würden Downing und seine Mitarbeiter reden und natürlich würden sie als Staatsanwälte dabei niemals, niemals lügen.

Vor dem großen Tag hatte Downing mehrere Anträge bei dem Gericht eingereicht, ebenso wie Meier. Downing legte ein umfangreiches Dokument vor, in dem er sich für eine lange Gefängnisstrafe für mich aussprach. Er behauptete, nach meinem Schuldeingeständnis noch viele weitere von mir begangene Verbrechen entdeckt zu haben, insbesondere zusammen mit meinem Komplizen

Mario Staggl (es war mir nicht möglich gewesen, Mario aus der Sache herauszuhalten, weil sein Name schon im Geständnis von Olenicoff gefallen war). Für Downing war es kein Problem, Staggl als einen Superschurken wie Dr. Evil hinzustellen, weil er nicht vor Ort war, um sich zu verteidigen, und auch niemals kommen würde. Als Zloch Downing fragte, wie er diese Entdeckungen gemacht habe, antwortete er, ohne mit der Wimper zu zucken: »Mr. Birkenfeld hat uns davon erzählt.«

Zloch musste bei dieser Aussage nicht einmal zwinkern. Ich nehme an, dass Sie es inzwischen bemerkt haben: Immer wenn in dieser Geschichte jemand fragt, wie es die Regierung geschafft hat, den Code des geheimen Schweizer Banking zu knacken, lautet die Antwort »Bradley Birkenfeld«.

Meier hatte unseren eigenen Antrag zum Strafmaß eingereicht, zusammen mit ein paar Unterstützungsbriefen von meinen »Fans« – nicht irgendwelche Spinner oder superschlauen Blogger, die in der *Financial Times* von mir gelesen hatten, sondern einflussreichen Vertretern staatlicher Stellen, die genau wussten, wovon sie sprachen. Der erste stammte von Senator Levin (Dokument 5):

> »Mr. Birkenfeld hat Kontakt zum Ausschuss aufgenommen und anschließend Aussagen und Dokumente in Zusammenhang mit seiner Beschäftigung als Privatbanker bei UBS in der Schweiz zur Verfügung gestellt. … Die gesamte Untersuchung des Ausschusses über, die mehr als 14 Monate dauerte, war Mr. Birkenfeld freiwillig zu zusätzlichen Befragungen durch Mitarbeiter bereit und übergab dem Ausschuss weitere Dokumente. … Die von Mr. Birkenfeld bereitgestellten Informationen waren korrekt und die Grundlage

> dafür, dass der Ausschuss die Untersuchung der Praktiken bei UBS einleiten konnte.«

Mit anderen Worten: »Ohne Birkenfeld hätten wir das nicht geschafft, also lasst ihn verdammt noch mal in Ruhe.«

Einen weiteren Brief hatte Richter Zloch direkt von Robert Khuzami erhalten, dem Leiter der Vollzugsabteilung in der Securities and Exchange Commission.

> »Ich schreibe, um dem Gericht Informationen über Bradley Birkenfeld zur Verfügung zu stellen, die in Zusammenhang mit dem Verfahren gegen ihn von Interesse sein könnten.«

Khuzami schilderte auf zwei Seiten meine wiederholte freiwillige Kooperation als Whistleblower und mehrere Treffen mit der SEC sowie, wie all das zu einer erfolgreichen Zivilklage gegen UBS geführt und die Bank daran gehindert hatte, weiter US-Wertpapiergesetze zu brechen; die SEC hatte dadurch 200 Millionen Dollar an Strafzahlungen eingenommen.

> »Aus diesen Gründen würden wir Mr. Birkenfelds Kooperation als bedeutend für die Untersuchung der Kommission bezeichnen. Ich *hoffe*, dass die Informationen in diesem Brief dabei helfen, ein angemessenes Strafmaß für Mr. Birkenfeld zu bestimmen.«

Mit anderen Worten: »Ich *hoffe*, dass Sie nicht so dämlich sein werden, einen echten amerikanischen Steuerhelden zu bestrafen.«

Nun, die Hoffnung stirbt zuletzt, aber mir war klar, dass nichts davon Zloch im Geringsten interessieren würde. Aus dem Hauptquartier des

National Whistleblower Center in Washington hatte Steve Kohn einen dicken Bericht an den Senat geschickt. Darin beschrieb er die Inkompetenz und Korruptheit des Justizministeriums beim Umgang mit meinem Fall, sein hässliches Vorgehen und, ja, auch die Lügen, die es genutzt hatte, um einen überzeugten Whistleblower zu teeren und zu federn. Kohn hatte beim Senat darauf gedrungen, zu meinen Gunsten zu intervenieren, und genau das hatte Carl Levin getan. Nichts davon aber half. Ich nahm an, dass Richter Zloch Republikaner war.

Und so begann das Gezerre. Aber dabei ging es nicht etwa darum, ob man mir als dem Angeklagten etwas entgegenkommen und zumindest keine schwerere Strafe aufbrummen sollte als Igor Olenicoff – immerhin war ich ja immer wieder von einer offiziellen Stelle zur nächsten gelaufen und hatte mein Leben und meine Karriere riskiert, um der US-Regierung zu helfen, die Hülle des dreisten Schweizer Verbrechens zu knacken. Stattdessen ging es ausschließlich um die *Länge* der Haftstrafe, die ich verbüßen sollte. Glauben Sie mir, als die ersten Zahlen, die Richter Zloch nannte, »70 bis 87 Monate« lauteten, bekam ich weiche Knie. *Sieben Jahre?*

Downing hatte, nur um gut und gnädig auszusehen, eine Strafe ein wenig unterhalb des Maximums gefordert, das laut den Urteilsrichtlinien für Fälle wie meinen möglich gewesen wäre. Ich wusste, dass das reine Show war – wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte er mich für den Rest meines Lebens eingesperrt. Zloch ignorierte seinen Antrag. Er brauchte keine unbedeutenden Anwälte, die ihm erzählen, was er zu tun hat, aber er war ziemlich geschickt. Richter sind politische Tiere und Zloch wusste, dass sein Urteil, egal wie es ausfiele, überall in den Zeitungen stehen würde.

»Nun«, sagte Zloch zu den Staatsanwälten, »laut den Richtlinien beträgt die mögliche Bandbreite 70 bis 87 Monate. Jedoch beläuft sich

die gesetzliche Höchststrafe, die hier verhängt werden kann, auf 60 Monate. ... Das Gericht darf niemals höher gehen als bis zu dieser gesetzlichen Obergrenze, unter keinen Umständen. Auch wenn die Bandbreite in den Richtlinien 200 bis 250 Monate beträgt, kann das Gericht also nicht über 60 Monate hinausgehen, weil das die gesetzliche Obergrenze ist.«

Downing gefiel das nicht, aber er steckte in der Zwickmühle. Ich wusste, dass er feuchte Träume darüber hatte, wie ich in 20 Jahren mit einem langen weißen Bart wie Rip Van Vinkle aus dem Gefängnis humple. Da ich jedoch der einzige Mensch auf Erden war, von dem die Regierung noch Hilfe in ihrem UBS-Verfahren erwarten konnte, brauchte er auch nach der Verurteilung noch meine Kooperationsbereitschaft. Um sie zu bekommen, musste er einen 5K1-Antrag stellen, nach dem das Gericht die Strafrichtlinien und die gesetzliche Obergrenze ignorieren kann. Wenn er das nicht getan hätte, hätte ich ihm sagen können, dass er sich verpissen soll, und hätte nie mehr mit ihm oder irgendjemand anderem aus der US-Regierung sprechen müssen.

Ich fühlte mich sogar etwas erleichtert. Die Lage muss schon ziemlich mies sein, wenn man ein Glücksgefühl darüber verspürt, zu hören, dass man nur *fünf* Jahre ins Gefängnis muss.

Zloch forderte Downing auf, seine Argumente vorzubringen. Er fing an und ich wurde dabei Zeuge seines seltenen Talents, mit gespaltener Zunge zu reden. Er hatte einen Auftritt wie ein Bauchredner mit einer Puppe, die allem widerspricht, was er sagt.

»Euer Ehren, nachdem Mr. Birkenfeld festgenommen und eine versiegelte Anklage gegen ihn entsiegelt worden war«, legte Downing los, »begann Mr. Birkenfeld sofort, mit der Regierung der Vereinigten Staaten zu kooperieren und detaillierte Informationen über seine

persönliche Beteiligung an Aktivitäten zur Verfügung zu stellen, die sich als massive Steuerhinterziehung, betrieben von Führungskräften, Bankern und anderen Mitarbeitern bei UBS zum Nachteil der Vereinigten Staaten, erwiesen haben«

Gleich von Anfang an verdrehte Downing die Wahrheit und versuchte, es so auszusehen zu lassen, als hätte mich erst der Schock meiner Festnahme zum Reden gebracht. Aber er wusste, dass ich schon ein Jahr, bevor mir seine Häscher in Boston Handschellen anlegten, munter über die ganze Sache gesprochen hatte. Also begann jetzt die andere Seite seines Mundes zu sprechen.

»Vor seiner Festnahme«, fuhr Downing fort, »konkret im Sommer 2007, kam Mr. Birkenfeld zum Justizministerium und begann, die Umrisse dieses Betrugsprogramms zu schildern. Er gab uns Informationen über die bei UBS involvierten Personen und sprach relativ detailliert über die Rahmendaten des Programms und seine Durchführung.«

Okay, dachte ich, *vielleicht lässt er jetzt doch etwas locker, wahrscheinlich weil er weiß, dass Richter Zloch die Aufzeichnungen zu meinen Befragungen verlangen kann.*

»Zu dieser Zeit hat Mr. Birkenfeld der Regierung der Vereinigten Staaten zudem Dokumente zur Verfügung gestellt. Dadurch war die US-Regierung im Juni 2007 in der Lage, UBS zu kontaktieren und Informationen über das Betrugsprogramm anzufordern, was tatsächlich geschehen ist.«

Hey, vielleicht hat er bemerkt, dass er mich doch mag? Vielleicht ist ihm aufgefallen, wie gut ich ihn aussehen lasse? Nichts da, nicht so schnell. Jetzt war wieder die Puppe dran.

»Leider«, fuhr Downing fort, als ob er das alles furchtbar traurig fände, »berichtete Mr. Birkenfeld, als er sich im Sommer 2007 an die

Regierung wandte, nichts über seine persönliche Beteiligung an dem Betrugsprogramm.«

Was? Ich soll dir nicht gesagt haben, dass ich einer der Managing Directors bei UBS war, die alles möglich gemacht haben? Ich habe dir gesagt, dass ich nur der Scheiß-Putzmann war, oder? Ich habe das alles nur zufällig mitbekommen, als ich die Toiletten gereinigt habe!

»Ebenso hat er insbesondere keinerlei Details über eine Person genannt, die inzwischen öffentlich als einer seiner Kunden bekannt ist: Igor Olenicoff, einer der größten Kunden bei UBS, der ebenfalls in das Programm zur Steuerhinterziehung verwickelt ist.«

Weil du mir keine Immunität und keine Vorladung geben wolltest. Das war der Grund, warum ich alles dem Senat gegeben habe und nicht dir. Ich fühlte, wie mir das Blut in den Kopf schoss, und mitten im Gericht wollte ich schreien: »Gottverdammter Lügner!« David Meier muss das gespürt haben, denn er nahm mich am Arm, um mich ruhig und still zu halten. Richter Zloch unterbrach.

»Nur als Anhaltspunkt«, fragte er Downing, »wie viel hat Mr. Olenicoff letztlich an Nachsteuern, Zinsen und Strafen bezahlt?«

»Ich glaube insgesamt rund 52 Millionen Dollar, Euer Ehren.«

Das war verdammt viel Geld. Ich sah, wie Zloch eine Augenbraue hob, fast als frage er sich, warum dieser Staatsanwalt seinen Lottogewinn unbedingt in den Knast bringen will. Downing muss bemerkt haben, dass er rachsüchtig erschien, von undankbar ganz zu schweigen.

»Ich möchte sagen«, räumte Downing ein, »dass ich Zweifel daran habe, ob die Regierung der USA dieses massive Betrugsprogramm bis heute entdeckt hätte, wenn Mr. Birkenfeld nicht im Sommer 2007 durch die Tür des Justizministeriums gekommen wäre.«

Du schleimiger Bastard. Dann lass die Anklage doch fallen.

»Zudem hat er uns die Möglichkeit gegeben, die Ermittlungen schon im Juni 2007 aufzunehmen. Dadurch hat sich nicht nur die Art und Weise verändert, wie wir heute Beweismaterial von Banken in der Schweiz bekommen, es hat die Schweizer Regierung auch dazu gebracht, neue Vereinbarungen mit der Regierung der Vereinigten Staaten zu schließen, dank derer die US-Regierung Informationen in strafrechtlichen Steuerverfahren nunmehr leichter bekommt als zuvor und zum ersten Mal überhaupt auch bei zivilrechtlichen Steuerverfahren.«

An diesem Punkt begann mir der Kopf zu schwirren. Downings Aussagen waren total schizophren. Liebe mich, hasse mich, vernichte mich, beschütze mich. Aber dann kam der Höhepunkt.

»Und wenn Sie erlauben, Euer Ehren«, Downing schlug nun einen gekünstelten, fast schwermütigen Ton an, »wenn Mr. Birkenfeld nicht darauf verzichtet hätte, seine Beteiligung an dem Betrug und die US-Kunden, denen er bei der Steuerhinterziehung geholfen hat, zu erwähnen, wäre es gut möglich gewesen, dass wir *kein* Verfahren gegen Mr. Birkenfeld eingeleitet hätten.«

Wie bitte? Du hättest am ersten Tag, als wir uns getroffen haben, jeden einzelnen Namen haben können. Du hättest dafür nichts weiter tun müssen, als eine Vorladung auszustellen oder mir Immunität zuzusagen. Aber du hasst Whistleblower und deshalb hast du ein Verfahren gegen mich eingeleitet!

Dann fragte Zloch Downing, wie viele Steuerhinterzieher durch meine Aussagen geschnappt worden seien, und Downing hatte keine andere Wahl, als zuzugeben, dass ich ihm mein gesamtes Kundenbuch abgeliefert hatte.

»Nun, Sie haben etwas gesagt, das von großer Bedeutung ist«, sagte Zloch zu Downing, »und ich möchte nur sicherstellen, dass ich Ihre

Aussage richtig verstanden habe: Ohne Mr. Birkenfeld würde es dieses Betrugsprogramm immer noch geben?«

Weil Senator Levin das in seinem Brief schon explizit so geschrieben hatte, konnte Downing es nicht bestreiten. Er muss einen Geschmack wie von Reinigungsmitteln im Hals gehabt haben, als er sich räusperte und es einräumte.

»Ich habe keinen Grund zu der Annahme, dass wir andere Möglichkeiten gehabt hätten, das Geschehen aufzudecken, als einen Insider in diesem Programm, der detaillierte Informationen zur Verfügung stellt, so wie es Mr. Birkenfeld getan hat.«

Downing und seine Puppe plapperten jetzt gleichzeitig. »Er hat sie zur Verfügung gestellt! Nein, hat er nicht.« Ich schüttelte meinen Kopf und dachte, was er wirklich bräuchte, wäre ein vom Gericht bestellter Psychiater. Aber dann, weil er einfach nicht anders konnte, bohrte er mir ein Messer zwischen die Rippen.

»Mit Sicherheit weiß ich, dass Mr. Birkenfeld, als er zur Tür hereinkam, von dem neuen Whistleblower-Gesetz für Steuerverfahren motiviert zu sein schien.«

Verlogenes Stück Scheiße! Was Downing dem Richter verschwieg, war, dass ich meine Anwälte schon Mitte 2006 beauftragt hatte, das Justizministerium wegen UBS und anderer Schweizer Banken zu kontaktieren, lange vor dem Whistleblower-Gesetz. Er wollte mich wie irgendeinen gierigen Drecksack erscheinen lassen, um zu verhindern, dass Richter Zloch plötzlich seine Meinung ändert und mich straffrei davonkommen lässt.

»Aber noch einmal«, drängte ihn Zloch. »Ohne Mr. Birkenfeld hätte die Regierung dieses Betrugsprogramm nicht aufdecken können?«

Downing nickte. »Dieser Meinung bin ich, ja, Euer Ehren.«

Nun, zumindest war das jetzt gesagt und, für alle Ewigkeit, in den offiziellen Akten einer US-Distriktgerichts festgehalten: »Nichts davon wäre ohne Birkenfeld möglich gewesen.« Tatsache aber war, dass dieser Umstand keinerlei Auswirkungen auf meine Strafe haben würde, wenn mein Anwalt nicht noch etwas aus dem Hut zauberte. Jetzt war David Meier an der Reihe.

»Euer Ehren, im Namen von Mr. Birkenfeld bedanke ich mich für die Offenheit und Ehrlichkeit von Mr. Downing gegenüber dem Gericht bei all seinen Antworten auf die Fragen des Gerichts bezüglich der allgemeinen Rolle und Charakterisierung von Mr. Birkenfeld.«

Mit anderen Worten, Euer Ehren, als Sie Downing gezwungen haben, die Wahrheit über Birkenfelds zentrale Bedeutung für diesen Fall von internationaler Steuerhinterziehung zu sagen, hatte er keine andere Wahl mehr und musste es tun.

»Wie ich im Namen von Mr. Birkenfeld in meinem Antrag zum Strafmaß und den beigelegten Beweisstücken ausgeführt habe«, fuhr Meier fort, »und wie es die Regierungsseite in den Angaben zu ihrem 5K1-Antrag getan hat, schlage ich respektvoll vor, dass das Gericht aufgrund dieser Tatsachen und Umstände dem Antrag stattgeben und beim Strafmaß nach unten abweichen sollte.«

Mit anderen Worten, weil jeder weiß, was hier läuft, lassen wir diesen Unsinn mit den sieben Jahren Haft und verhandeln ernsthaft.

Zloch schloss sich Meiers Plädoyer an. »Das Gericht stellt fest, dass Mr. Birkenfeld der US-Regierung substanzielle Unterstützung geleistet hat. Von der Regierungsseite wird das eingeräumt. Demnach wird das Gericht eine Abweichung von der in den Richtlinien vorgesehenen Bandbreite nach unten prüfen.«

Das hörte sich ziemlich gut an. Dann aber fügte er hinzu: »Nachdem das Gericht dem Antrag der Regierung stattgegeben hat, behält er sich

jedoch das Recht vor, jegliche nach dem Gesetz zulässige Strafe zu verhängen.«

Oh-oh …

Zloch rief mich zu sich aufs Podium. Ich hatte genügend Prozessberichte im Fernsehen gesehen, um zu wissen, dass jetzt der Teil kam, bei dem alles passieren konnte. Äußerlich war ich cool und hatte keine schwitzigen Hände. Aber in meinem Kopf rasten die Gedanken herum wie Flipperkugeln.

»Guten Morgen, Euer Ehren«, sagte ich.

Zloch erwiderte meine Begrüßung nicht.

»Bradley Birkenfeld, Sie stehen erneut vor diesem Gericht und haben sich bereits als schuldig bekannt hinsichtlich des Vergehens, das Ihnen in dem einen Anklagepunkt umfassenden Verfahren *United States of America vs. Bradley Birkenfeld* vorgeworfen wird, und Sie wurden vom Gericht bereits für schuldig befunden … Haben Sie oder hat irgendjemand in Ihrem Namen jetzt irgendeinen rechtlichen Grund vorzubringen, warum gegen Sie nicht die gesetzliche Strafe verhängt werden sollte?«

Nun, mir fielen tausend Gründe dafür ein, warum ich überhaupt nicht bestraft werden sollte. Aber ich hatte schon auf schuldig plädiert und wenn mein Bruder Doug nicht plötzlich aufspringen und schreien würde, dass ich gar nicht Bradley Birkenfeld sei, sondern irgendein verrückter Schwindler, dann gab es keine »rechtlichen« Gründe dafür, auf eine Strafe zu verzichten.

»Nein, Euer Ehren«, sagte ich.

Zloch nickte. »Es wurde kein rechtlicher Grund dafür vorgebracht, keine Strafe zu verhängen. Das Gericht wird jetzt alle Informationen und Beweise würdigen, die für eine Abschwächung oder Milderung der Strafe sprechen könnten.«

Erneut stand Meier auf. Das war seine Chance. Ich wollte ihm die Daumen drücken, aber ich traute mich nicht, auch nur einen Muskel zu bewegen.

»Voller Respekt«, sagte Meier, »bitte ich das Gericht, in Anerkennung der einzigartigen und außergewöhnlichen Umstände von den Richtlinien um etwa 80 Prozent nach unten abzuweichen. Anschließend bitte ich darum, nach Ermessen des Gerichts eine Strafe festzulegen, die ich mit allem Respekt als fair und angemessen bezeichnen würde. Sie würde auf eine Bewährungsstrafe für Mr. Birkenfeld über einen Zeitraum von fünf Jahren lauten, unter der Bedingung, dass ein angemessen langer Zeitraum davon, den ich bei sechs oder neun Monaten sehen würde, unter Hausarrest verbracht wird.«

Das hörte ich gern! Kein Gefängnis, fünf Jahre Bewährung und nur kurz in Dougs Wohnung eingesperrt, versorgt mit chinesischem Essen vom Lieferdienst.

»Ich möchte dem Gericht darlegen«, fuhr Meier fort, »dass dieser Fall in der Tat außergewöhnlich ist. Vor zwei Tagen hat der Kommissar des Internal Revenue Service bekanntgegeben, dass es eine historische Einigung mit der Schweizer Regierung gegeben hat, durch die der IRS Zugang zu den Konten von tausenden amerikanischen Steuerzahlern bei UBS bekommt. Bei dieser Ankündigung erklärte der Kommissar, die Welt der internationalen Steuern habe sich dramatisch verändert.«

Genau, David, und jetzt erzählen Sie denen, warum.

»Höchst respektvoll erkläre ich dem Gericht, dass zur Bemessung des Strafmaßes heute die Person vor ihm steht, die im Grunde die Alarmglocken geläutet und maßgeblich den Weg dafür bereitet hat, dass IRS, Justizministerium, Securities and Exchange Commission und der

Ausschuss von Senator Levin die internationale Welt der Steuern für die US-Regierung dramatisch verändern konnten.«

Meier fuhr fort und erläuterte dem Gericht ein weiteres Mal alles, was ich für die Regierung getan hatte. Er erinnerte Richter Zloch daran, dass ich meine Karriere und mein Leben riskiert hatte, als ich mich meldete, dass ich an haufenweise Treffen mit verschiedenen Regierungsbehörden teilgenommen und dort Beweise präsentiert hatte und dass ich damit sogar nach meiner Festnahme noch weitermachte, als sei ich gar nicht betrogen worden. Er sagte Zloch, der einzige Grund dafür, dass das Justizministerium von mir nicht alles bekommen hatte, was es wollte, sei gewesen, dass man sich dort geweigert habe, mich zu schützen. All das drückte er sehr höflich aus. Er war kein Johnnie Cochran, der reimende Rechtsanwalt, der O. J. Simpson rausgehauen hatte. Und leider war ich kein prominenter Mörder. Ich war nur ein Banker-Sündenbock, und nichts von dem hier wurde im Fernsehen übertragen.

Meier beendete seine Aufzählung der Fakten, indem er erneut dafür plädierte, dass ich nur eine Bewährungsstrafe und Hausarrest bekommen solle. Dann wurde ich vom Richter aufgefordert, mich selbst zu äußern.

»Mr. Birkenfeld, was haben Sie dazu zu sagen, Sir?«

Ich holte tief Luft und tat, was ich konnte.

»Vielen Dank, Euer Ehren, dass Sie mir heute Vormittag Gelegenheit geben, mich zu äußern. Ich möchte zunächst meiner Reue über das Handeln Ausdruck verleihen, das mich heute hierhergebracht hat.«

Ich hatte mir überlegt: Wenn ich schon zugegeben habe, dass ich schuldig bin, dann sollte ich besser auch sagen, dass es mir leid tut, wenn ich nicht ins Gefängnis will.

»UBS hat mich und meine Kollegen eingestellt und geschult und uns mit Druck und finanziellen Anreizen dazu gebracht, dieses Geschäft zu betreiben, ohne uns auf die Konsequenzen hinzuweisen. Als ich meine Bedenken darüber schriftlich den UBS-Abteilungen Recht und Compliance in der Schweiz darlegte, weigerte man sich, irgendwelche dieser Bedenken zu adressieren. Bald darauf wurde mir klar, dass es eine Vertuschungsaktion durch das Unternehmen gegeben hatte, und ich war entschlossen, die US-Behörden zu kontaktieren, um den Skandal aufzudecken, was ich dann auch getan habe. Ich möchte Ihnen danken, Euer Ehren, dass Sie diese Umstände berücksichtigen, und bin gern bereit, jegliche Fragen von Ihnen zu beantworten.«

»Ich habe keine Fragen, Mr. Birkenfeld«, sagte Zloch.

Wirklich nicht? Ich war verblüfft. *Sie haben mich direkt vor sich und wollen mir keine einzige Frage stellen? Sie wollen nicht von mir hören, warum ich allen alles gegeben habe, außer dem Justizministerium?*

»Gibt es sonst noch etwas, das Sie dem Gericht zur Kenntnis bringen wollen?«, fragte Zloch.

Eindeutig wollte er mich nichts fragen, das dazu geführt hätte, die krasse Inkompetenz des Justizministeriums erkennbar zu machen. Alles, was ich tun konnte, war, für mich selbst einzustehen.

»Ja, Euer Ehren, es gibt noch etwas, das ich hinzufügen möchte. Es betrifft die Zeit, als ich spürte, dass es falsch war, dieses Verhalten. Ich wollte damals sicherstellen, dass ich in vollem Umfang mit US-Behörden und -Regierungsstellen kooperieren kann. Das Problem dabei war, dass ich als Einwohner der Schweiz ihren Gesetzen unterworfen war und dass ich in der Schweiz, wo ich zu dieser Zeit seit 15 Jahren lebte, ins Gefängnis gekommen wäre, wenn ich ohne Vorladung irgendwelche Namen preisgegeben hätte. Aber ich wollte es versuchen und den Prozess in Gang bringen und so viele Informationen liefern,

wie ich konnte, ohne Schweizer Gesetze zu brechen und mich in der Schweiz, wo ich lebte, in Lebensgefahr zu bringen.«

So. Verstanden? Jetzt fragen Sie Downing, warum zum Teufel er mir keine Immunität oder Vorladung geben wollte!

Aber alles, was Zloch sagte, war »In Ordnung. Vielen Dank.« Er wollte Downing also nicht an die Wand hängen und zusehen, wie er zuckt wie ein Schmetterling. Er wendete sich ihm zu.

»Gut. Was sagt die Regierungsseite?«

Downing blies sich auf, genau wie ich ihn gesehen hatte, als wir uns im Justizministerium gegenübersaßen. Jetzt war er an der Reihe.

»Nun, in aller Kürze, Euer Ehren. Ich denke, dass Sie eine Vorstellung von dem Dilemma bekommen haben, in das sich Mr. Birkenfeld absichtlich manövriert hat.«

Dann führte er all die Gründe dafür auf, dass ich ins Gefängnis geworfen werden sollte.

»Nummer eins: Birkenfeld wusste, was er tat, als er in die Schweiz ging, um dort in der Bankenbranche zu arbeiten.« *Natürlich wusste ich das. Ich bin dort nicht hingezogen, um Skilehrer zu werden.* »Nummer zwei: Als Birkenfeld beschloss, zum Whistleblower zu werden, hatte er das gesamte Geld von Mr. Olenicoffs Konto bereits von UBS zu anderen Banken transferiert, so dass er Mr. Olenicoff weiterhin Beihilfe zur Steuerhinterziehung leisten konnten.« *Es war nicht meine Entscheidung, Olenicoffs Geld von UBS abzuziehen. Es war seine!* »Nummer drei: Der Whistleblower-Brief scheint mir Teil eines Plans zu sein, Geld von UBS zu bekommen, als Birkenfeld beschlossen hatte, sein Programm mit Mr. Olenicoff bei einem anderen Institut fortzusetzen.« *Was zum Teufel? Das ist Schwachsinn und pure Spekulation. Muss man als Anwalt nicht irgendwann »Einspruch!« schreien?*

»Und zuletzt: Als er in die USA kam, meldete er sich bei der Regierung, um Whistleblower zu werden. Er wollte Geld verdienen, indem er das Fehlverhalten von anderen offenlegt, weigerte sich aber, sein eigenes Fehlverhalten zuzugeben.« *Das ist eine Lüge! Hast du vergessen, dass ich in einen Konferenzraum des Justizministeriums in Washington D.C. gekommen bin und dir genau erzählt habe, was ich als Privatbanker bei UBS in der Schweiz gemacht habe?* »Das ist der Grund dafür, dass die Regierung Mr. Birkenfeld angeklagt hat. Das ist der Grund dafür, dass er für schuldig befunden wurde. Das ist der Grund dafür, dass wir eine Gefängnisstrafe fordern.« *Schwachsinn. Du willst mich im Gefängnis sehen, damit du zeigen kannst, dass du wirklich was getan und zumindest eine lausige Verurteilung bekommen hast, auch wenn sie den Falschen trifft!*

»Was seine Berufung auf das Bankgeheimnis angeht: Wir haben Mr. Birkenfeld und seinen Rechtsanwälten klargemacht, dass wir eine gerichtliche Anweisung erwirken wollten, die für ihn den nötigen rechtlichen Zwang bedeutet hätte, um sich gegenüber der Schweizer Regierung rechtfertigen zu können.« *Jesus Christus! Du hättest so eine Anweisung in einer Stunde bekommen können. Du hast mir bei jedem unserer Treffen eine Vorladung versagt!* »Zuletzt aber muss ich Ihnen sagen, dass Mr. Olenicoff heute im Gefängnis wäre, wenn Mr. Birkenfeld 2007 gekommen und die Information über ihn offengelegt hätte. Wir hatten zunächst nicht die Beweise, die Mr. Birkenfeld erst nach dem Plädoyer von Mr. Olenicoff vorgelegt hat.« *Ich muss also ins Gefängnis, weil ihr inkompetenten Idioten nicht mal gewusst habt, dass es Olenicoff gibt, bevor ich ihn euch geliefert habe?* »Aus diesem Grund sind wir heute hier und aus diesem Grund spricht sich die US-Regierung für eine Gefängnisstrafe für Mr. Birkenfeld aus. Das ist alles, Euer Ehren.«

Ich kochte. Ich schaute zu David Meier, aber der sagte kein Wort und schien das auch nicht vorzuhaben. Ich haute mir in Gedanken gegen die Stirn. *Du bist wirklich verdammt gut darin, die richtigen Anwälte auszusuchen, Brad. Du bist ein richtiger Juristenexperte.* Bei Downings letzten Worten hörte ich kaum noch hin.

»Euer Ehren, dürfte ich noch einen Punkt hinzufügen?«

»Natürlich.« Zloch nickte.

»Ich möchte zum Abschluss etwas Positives sagen. Wir haben tatsächlich vor, Mr. Birkenfeld weiterhin zu nutzen, um Ermittlungen durchzuführen und Verfahren gegen andere UBS-Kunden und andere Kunden von Mr. Birkenfeld einzuleiten, und wir gehen davon aus, dass wir uns erneut an dieses Gericht wenden werden.«

»Für einen Antrag auf eine Verringerung der Strafe?«

»Das ist korrekt, Euer Ehren.«

Ich musste zugeben, Downing hatte verdammt gute Nerven. Er sagte ganz offen, dass er jeden letzten Tropfen aus mir herausquetschen wollte und dann im Gegenzug vielleicht eines Tages noch mal zu dem Gericht gehen und mir etwas Gnade verschaffen würde. Für mich war das eine offene Erpressung, aber für Richter Zloch klang es offenbar unheimlich großzügig.

»In Ordnung, Mr. Birkenfeld«, sagte Zloch. »Kommen Sie bitte auf das Podium.«

Es geht los …

»Das Gericht ist vollständig informiert über die Tatsachen und Umstände des Verbrechens und es wurden keine rechtlichen Gründe vorgebracht, warum keine Strafe verhängt werden sollte. Das Gericht entscheidet nach seiner Beurteilung und dem Gesetz, dass Bradley Birkenfeld hiermit dazu verurteilt wird, dem United States Bureau of

Prisons übergeben zu werden, um für den einzigen Anklagepunkt eine Haftstrafe mit einer Dauer von 40 Monaten zu verbüßen.«

Drei Jahre und vier Monate. Verdammte Scheiße.

»Weiterhin wird bestimmt, dass Mr. Birkenfeld den Vereinigten Strafen eine Gesamtstrafe von 30.000 Dollar zu bezahlen hat.«

Dreißigtausend Eier? Ich habe schon das Doppelte ausgegeben, nur um meinen Arsch für die US-Regierung hin- und herzubewegen. Ich müsste einen Nachlass bekommen!

»Nach der Entlassung aus der Haft wird Mr. Birkenfeld für einen Zeitraum von drei Jahren unter Bewährung gestellt.«

Drei Jahre im Knast und dazu noch drei Jahre Bewährung? Jesus.

»Weiter wird bestimmt, dass Mr. Birkenfeld der US-Regierung sofort eine Sonderzahlung von 100 Dollar leisten muss.«

Wofür das? Mittagessen?

»Hat die Verteidigung irgendwelche Einwände gegen die Art und Weise oder das Verfahren, wie diese Strafe bestimmt oder diese Anhörung vollzogen wurde, Mr. Meier?«

»Nein, Euer Ehren«, sagte Meier.

»Mr. Birkenfeld?«

Ich zögerte einen Moment. Aber dann sagte auch ich »Nein, Euer Ehren.«

Mir kamen die Einwände fast aus den Ohren, aber ich wusste, dass ich mich auf sehr dünnem Eis mit einem handverlesenen Richter befand, der ein wirklich niederträchtiges Arschloch war. Noch immer konnte Zloch meine Haftstrafe mit einem Federstrich verlängern.

Er wandte sich an Downing. »Irgendetwas von der Regierungsseite?«

»Nein, Euer Ehren«, sagte Downing. Er konnte sein Siegesgrinsen kaum verbergen.

»Mr. Birkenfeld, Sie haben sich am 8. Januar 2010 spätestens mittags bei dem vom Bureau of Prisons angegebenen Bundesgefängnis zu stellen. Hat die Verteidigung noch etwas zu sagen?«

»Nein, Euer Ehren«, sagte Meier.

»Die Regierungsseite?«

»Nein, Euer Ehren«, sagte Downing.

»In Ordnung, die Herren Anwälte, vielen Dank. Das Gericht weiß Ihre Bemühungen zu schätzen.«

Zloch hob den Hammer und schlug ihn auf seinen Holztisch. Es klang wie ein Schuss. Dann lächelte er sogar.

»Schönes Wochenende zusammen. Das Gericht zieht sich zurück.«

Schönes Wochenende. Ich konnte nicht glauben, dass er das wirklich gesagt hatte. Ich fühlte mich wie Alice im Scheiß-Wunderland. Ich weiß nicht mehr viel von dem, was anschließend passierte, außer dass wir einen Stapel Papiere unterschreiben mussten und dass ich 100 Dollar in bar auf den Tisch legte, was wahrscheinlich die Kosten für Fotokopien decken sollte. Downing sagte zu Meier irgendetwas darüber, dass ich mich bis zum Tag meines Haftantritts für weitere Befragungen verfügbar halten solle. Die beiden blieben im Gerichtssaal und plauderten. Wenn gegnerische Juristen über das eigene Schicksal debattieren, geht es nie um etwas Gutes, und ich wollte es gar nicht hören.

In einem Nebenraum des Gerichts machte Downing an diesem Tag gegenüber Meier eine ziemlich unverblümte Bemerkung über Hector und Moran, meine früheren Anwälte, die ich ein Jahr zuvor rausgeworfen hatte: »Das kommt dabei raus, wenn man Anwälte hat, die nicht wissen, was sie tun.« Danke für die tolle Empfehlung, Bob Bennett!

Zusammen mit Doug ging ich hinaus in die dampfende Mittagshitze. Er war so wütend, dass er gar nicht sprechen konnte. Wir schlüpften ins Auto, rissen uns die Krawatten vom Hals, drehten die Klimaanlage auf und machten uns auf den Weg ins Hotel. Ich drehte mich zu ihm und schaute auf sein vorgerecktes Kinn und seine Augen, mit denen er vor sich hin starrte.

»Na komm, schau dir mal die positive Seite an, Bruder«, seufzte ich, »zumindest werde ich bald diesen beschissenen Schmuck am Fuß los.

Kapitel 14
Camp Cupcake

»Colonel Hogan, wenn Sie jemals hier abhauen – seien Sie ein netter Kerl und nehmen Sie mich mit.«

Feldwebel Schultz, Ein Käfig voller Helden

Schuylkill Federal Correctional Facility, 2012.

Der Ausbruchsversuch von Lopez begann an einem warmen Sonntagmorgen.

Er war nicht ganz wie in *Gesprengte Ketten*, aber trotzdem verdammt dramatisch. Lopez rannte den Flur durch die Baracke entlang und schaffte in seinen dicken Gefängnis-Arbeitsstiefeln locker einen Schnitt von unter drei Minuten pro Kilometer. Dann raste er durch die Feuertür am Ende des Blocks und rannte weiter in Richtung Wald. Direkt hinter ihm kam ein dicker Wärter, den wir Waddles nannten. Er schleppte sich mit pfeifender Lunge voran, seine Schlüssel und sein Knüppel baumelten am Gürtel. Waddles hatte absolut keine Chance, Lopez zu erwischen. Der Junge war schnell.

Von meinem Aussichtsposten auf meiner Pritsche aus hob ich eine Augenbraue, dann wandte ich mich wieder meiner Ausgabe der *Prison Legal News* zu und las weiter in einem Artikel über Rechtsmittel für die Verkürzung von Haftstrafen. Bei einem meiner Freunde in Camp Eins stand eine Anhörung an und er brauchte gute Argumente, um ein bisschen früher rauszukommen. Für einen Wirtschaftskriminellen war Normy ein ziemlicher Analphabet. Ich übernahm solche Recherchen für

viele meiner Mithäftlinge gern und inzwischen hatte ich viele »Kunden« im Block. Ich studierte ihre Fälle, schrieb Anträge für sie, fand Anwälte, die kostenlos arbeiten, und suchte nach Schwächen in den blödsinnigen Gründen der Regierung, sie im Gefängnis zu behalten. Für mich war es eine befriedigende Möglichkeit, mich dem System zu widersetzen. Für die anderen war ich ein Bürgerrechtsanwalt wie Clarence Darrow – so etwas Ähnliches wie ein Pflichtverteidiger.

Ein Gefangener namens Anwar kam in meine Ecke geschlendert. Er war ein netter, älterer Schwarzer aus Philadelphia, der 20 Jahre bekommen hatte, weil er mit einer halben Brötchentüte voller Crack erwischt worden war. Wenn am Abend das Licht ausgeschaltet wurde, sangen wir gern Motown-Lieder zusammen. Ich begann aus meiner Koje mit »Who's that *Ladiiie* ...?«, und Anwar antwortete darauf aus der Dunkelheit mit »that lovely *ladiiie*« in seinem schmalzigen Bariton. Als er vorbeiging, schaute ich hoch.

»Hey Anwar. Was ist mit Lopez los?«

»Mann, der hat's nicht mehr ausgehalten und Waddles geschubst.«

»Oh nein. Dummer Junge.«

»Ja, schlechte Nachrichten, Baby.«

In Schuylkill kam man mit fast allen durch, aber nicht, wenn man sich an einem der Wärter vergriff. Manche Leute wurden mit eingeschmuggelten Mobiltelefonen, Drogen, Schnaps, Pornos und allen möglichen anderen Sachen erwischt, aber dafür bekamen sie nur Einzelhaft im Bereich mit mittlerer Sicherheit oder ihre Besuchsrechte wurde eingeschränkt. Aber einen Mitarbeiter des Bureau of Prisons anfassen? Dafür konnte man mehrere Jahre zusätzlich bekommen und Lopez wusste das.

»Der ist mit Sicherheit weg«, sagte ich.

»Verdammte Schande«, sagte Anwar. »Er hatte gar nicht mehr so lang. Vielleicht 30 Monate.«

Über unsere Strafen sprachen wir nie in Jahren, sondern immer nur in Monaten. »Ich hab nur noch 22.« »Ralph ist jetzt unter 60.« Jahre waren hässlich, Monate ließen sich leichter ertragen. Man konnte zusehen, wie sie vergingen. Die Jungs mit den langen Strafen kamen erst einmal in den Bereich mit mittleren oder mit strengen Sicherheitsvorkehrungen: normale Gefängniszellen, Freigang, Schließzeiten, Durchsuchungen und Einzelhaft. Aber wenn man in dieser Zeit sauber blieb, kam man, wenn weniger als 120 Monate (10 Jahre) Haft übrig waren, dorthin, wo ich war – in das Camp. Lopez war zu 13 Jahren verurteilt, von denen er noch weniger als drei abzusitzen hatte, als er die Fassung verlor.

Wir nannten unseren Flügel mit minimalen Sicherheitsvorkehrungen auch »Camp Cupcake«, was sich wahrscheinlich irgendein Schlaumeier ausgedacht hatte, der fand, bei uns gehe es so locker zu wie bei einer Kuchenparty. Aber so war es auch. Wir waren 300 Männer in zwei Baracken, Camp Eins und Camp Zwei, ungefähr eine Meile entfernt vom Flügel mit mittlerer Sicherheit und verstreut über ein grasbedecktes Feld von der Größe eines Fußballplatzes. Es gab hier keine Stacheldrahtzäune und keine Wachtürme mit bewaffneten Aufpassern, aber das Lager war von Kilometern mit dichtem Wald umgeben. Manchmal gingen Leute einfach für einen Spaziergang hinaus oder trafen sich mit Drogenkurieren oder Freundinnen, die gut mit Karten umgehen konnten. Ein Typ schaffte es sogar, sich Essen von einem China-Restaurant liefern und an einen Baum hängen zu lasen. Aber immer kamen alle zurück. Wenn man das nicht tat und dann erwischt wurde,

konnten die letzten paar Monate lockerer Haft ziemlich schnell länger und härter werden.

Durch die Mitte unserer Baracke in Camp Eins verlief eine gut einen Meter hohe Betonmauer und trennte zwei Reihen von Schlafecken. In jeder davon gab es zwei Pritschen, zwei Kleiderschränke, einen Schreibtisch, Regale und einen Stuhl. Jeden Morgen standen wir auf, gingen den langen Weg zum Frühstücken in die Kantine, erledigten unsere Arbeitsaufträge, gingen zum Mittag noch einmal los, verbrachten die Nachmittage im Fitnessraum oder auf dem Basketballplatz, gingen den Weg zum Abendessen und hingen abends herum. Dienstags wurde ein Film gezeigt. An den Wochenenden konnten die Glücklicheren unter uns Besuch im Trakt mit mittlerer Sicherheit empfangen. Jede Nacht schliefen wir zu einem Chor aus Schnarchen ein, der sich anhörte wie eine Dschungel-Symphonie. Im Vergleich zu meiner Erfahrung an der Militärakademie war es hier wie im Club Med.

Der Sonntag, an dem Lopez abhaute, war ein schöner Sommertag. Ich ging ein bisschen nach draußen, um zu schauen, ob ich ihn entdecken konnte. Vielleicht lief er nur einmal um die Anlage herum, versuchte sich zu beruhigen und hoffte auf ein bisschen Milde von Waddles. Doch ich wusste, dass Lopez verloren hatte. Er war nirgendwo zu sehen.

Beim Anblick der Sonne, die auf das taugetränkte Gras schien, dachte ich an einen anderen Sonntag, direkt nach meiner Verurteilung in Florida. Genau an diesem Sonntag spielte Präsident Barack Obama eine Partie im Farm Neck Golf Club in Martha's Vineyard – sein Partner war Robert Wolf, Präsident von UBS Amerika. Ich bin sicher, es war ein angenehmer Tag mit Golfen und Gesprächen, beschützt von einem Haufen Secret-Service-Agenten, und ich fragte mich, ob sich Obama

und Wolf wegen meiner Haftstrafe wohl abgeklatscht oder ein Glückwunschtelegramm an Richter Zloch geschickt hatten. Aber erfahren werde ich das nie, denn genau wie Schweizer Banker müssen auch Agenten des Secret Service schweigen.

Das wiederum erinnerte mich an einen weiteren Sonntag, den direkt nach dem Antritt meiner Strafe, mitten im Winter, nachdem ich endlich aus der Einzelhaft entlassen worden war. *Mein* Partner an diesem Tag war eine Wärterin, die aussah wie die Komikerin Roseanne Barr und nach Speck roch. Sie nahm mich mit zu einem Lieferwagen des Bureau of Prisons und wir fuhren die lange Meile vom Block mit mittlerer Sicherheit zum Camp.

Von einem Sturm am Freitag zuvor war die Anlage noch mit dickem Schnee bedeckt und die Betonwände und Wachtürme sahen gefroren und spröde aus. Zwei schwarze Häftlinge, ebenfalls gerade aus »dem Loch« entlassen, trotteten durch den Matsch am Rand der Straße trotteten. Ich fragte die Wärterin, warum sie die nicht auch mitnimmt, aber sie grinste nur und nahm einen Schluck aus ihrem Dunkin'-Donuts-Becher. Das war meine erste harte Lektion über das Gefängnisleben: Weiße Häftlinge dürfen fahren, schwarze müssen laufen. Genau in diesem Moment beschloss ich, es diesem System bei jeder sich bietenden Gelegenheit zu zeigen.

Ach, so läuft das hier also? Na gut, aber jetzt ist Colonel Hogan hier. Ihr werdet den Tag bereuen, an dem ich gekommen bin, und für meine frühzeitige Entlassung beten.

Jedenfalls war Waddles viel zu fett, um Lopez zu erwischen, also rannten fünf weitere Wärter durch den Block und sprengten durch die Tür, um den Wald zu durchsuchen. Dann gab es einen Einschluss. Jeder wurde von der Arbeit weggerufen, es wurde durchgezählt und wir mussten in der Baracke bleiben. Es war schon nach dem Abschalten des

Lichts, ungefähr 22 Uhr, als ich hörte, wie sich die Feuertür öffnete, gefolgt von matschigen Schritten. Ich setzte mich in meinem Bett auf. Es war Lopez!

»Alter!«, flüsterte ich, »Was soll der Scheiß?«

»Ich hatte Hunger«, grinste er mich an. Ich sah, dass er in Schweiß und Nadeln gebadet war. »Und ich brauche eine Dusche.«

Während ich mich auf meine Ellenbogen stützte und blinzelte, ging Lopez duschen, zog sich frische Sachen an, aß ruhig etwas Chow mein, das er in seinem Spind aufbewahrt hatte, und machte sich auf den Weg zurück in den Wald.

»Jetzt bin ich *wirklich* weg.« Er grüßte zackig wie ein Pfadfinder und verschwand.

»Bis dann, Amigo«, rief ich ihm nach. »Viel Glück!«

Das war Camp Cupcake.

Es war ein verdammter Witz, eine absolute Verschwendung von Steuergeldern. Manchmal rauschten die Wärter durch die Baracke, stellten Schlafnischen auf den Kopf und suchten nach Drogen und Telefonen, während gleichzeitig ein paar Leute im Bad Gras rauchten. Ernsthafte Bemühungen um eine Rehabilitierung gab es nicht – nur ab und zu ein Kurs im Schulungsraum oder irgendeine blöde Vorlesung, über die jeder nur lachte. Ich war in Genf ein ziemlich guter Koch geworden und einmal bot ich einen Kurs in französischer Küche an, weil ich dachte, einige hier könnten das draußen vielleicht gebrauchen. Aber das Gefängnispersonal erlaubte mir nicht, Kochbücher zu bestellen. »Bücher von draußen sind nicht erlaubt!« Schnell wurde mir klar, dass das System nicht auf die Rehabilitierung von irgendjemandem ausgelegt war. Das riesige Budget des Bureau of Prisons ließ sich nur rechtfertigen, wenn die Zellen gerammelt voll waren. Weniger Häftlinge hätten weniger Geld bedeutet. Also: »Bringt sie ran, Leute.«

Ich war schon mit einer stolzen Haltung nach Schuylkill gekommen: das Kinn gehoben, die Augen klar und die Ohren offen, mit einem Dauergrinsen und bereit, etwas zu lernen und das weiterzugeben, was ich wusste. Lebhaft und freundlich, wie ich eben bin, unterhielt ich mich mit jedem und hörte viele Geschichten. Von den 150 Leuten in meinem Block war nur eine Handvoll eine Gefahr für die öffentliche Sicherheit. Die meisten von ihnen waren wegen lächerlicher Drogenvergehen hier, der Rest politische Gefangene wie ich.

Joe Nacchio war früher Präsident und CEO von Qwest gewesen, eines riesigen Telekom-Anbieters. Er hatte der Bush-Regierung nahegestanden und war einmal sogar zu Besuch im Weißen Haus gewesen. Kurz nach 9/11 aber verlangte die Regierung von allen Telefonunternehmen Daten und E-Mails ihrer Kunden. AT&T und Verizon gehorchten sofort, Nacchio dagegen sagte den Beamten, sie sollten sich verpissen.

»Wir sind ein privates Unternehmen. Ich kann das nicht machen.«

»Und ob Sie können«, sagten die Bush-Leute. »Es ist eine Angelegenheit der nationalen Sicherheit.«

»Das ist ein Verstoß gegen die Verfassung«, protestierte Nacchio. »Ohne Durchsuchungsbefehl von einem Richter, und zwar für jeden einzelnen Fall, mache ich das nicht.«

»Ach wirklich?«

Also wurde Nacchio wegen Insiderhandels angeklagt und für sieben Jahre ins Gefängnis gesteckt. Sein Nachfolger bei Qwest verstand die Botschaft und die Behörden bekamen ihre Daten.

Dann war da noch Bill Hillard, ein sehr intelligenter, leise sprechender, stattlicher Mann Ende Sechzig. Bill war bei der Army-Spezialeinheit Delta Force gewesen, wo er Karriere gemacht und eine armlange Liste von Medaillen bekommen hatte. Nach dem Fall von

Saigon im Jahr 1973 war er zur Bewachung der Opiumlieferungen aus dem Goldenen Dreieck – Laos, Kambodscha, Vietnam – abkommandiert worden. Doch, wirklich: Lange Zeit finanzierte die US-Regierung ihre geheimen Kriege mit der Verkauf von Heroin an amerikanische Junkies. Und Bill hatte noch einen zweiten Auftrag: Wenn er auf amerikanische Kriegsgefangene in irgendwelchen Bambuskäfigen stieß, sollte er sie *töten*, denn die meisten von ihnen waren geschnappt worden, während sie in Laos und Kambodscha für »das Programm« arbeiteten. Wenn Sie mir das nicht glauben, lesen Sie das Buch *Kiss the Boys Goodbye*. Ich habe es zweimal gelesen, Bills Geschichte stimmt. Zum Glück hat er nie irgendwelche Kriegsgefangenen gefunden.

Lange nach seinem Ausscheiden aus der Armee machte Bill den Fehler, eine Einladung anzunehmen, bei einem externen FBI-Treffen im Bundesstaat Colorado eine Rede über seine speziellen Fertigkeiten zu halten. Weil er dachte, dass seine Story schon keine Neuigkeit mehr sei, erzählte er sie. Sechs Monate später kam die Bundespolizei zu seinem Haus im Bundesstaat Maryland. Er wurde wegen des Verrats von Staatsgeheimnissen angeklagt und für den Rest seiner goldenen Jahre weggesperrt. Ich weiß: Das hört sich an wie ein Verschwörungsroman von Robert Ludlum, aber es stimmt trotzdem. Bill war ein Karriere-Patriot, und als Belohnung bekam er Schuylkill.

Viele der anderen Insassen konnten mit ähnlich hässlichen Geschichten aufwarten. Weil ich bei meinem Gastspiel im Knast nichts Besseres zu tun hatte, recherchierte ich viel und überprüfte sie. Nur selten stellte ich fest, dass jemand über die Umstände seines Aufenthalts hier gelogen hatte. Natürlich gab es hier und da auch ein paar echt harte Typen. Ein Italoamerikaner namens Joe zum Beispiel schlief schräg gegenüber von meiner Ecke. Er war ruhig und freundlich,

bis zu dem Abend, als ich alle für den Film am Dienstag zusammentrommeln wollte.

»Ich interessiere mich einen Scheiß dafür«, herrschte er mich an.

»Nanana«, sagte ich, »bleib locker. Ich sage nur Bescheid, dass der Film kommt. Also mach mich nicht an, verdammt.«

Dann entdeckte ich Anwar.

»Was ist denn mit Joe los?«, fragte ich ihn. »Ich habe ihm gerade gesagt, dass der Film losgeht, und er hat mir fast den Kopf abgerissen.«

»Na ja, welcher Film läuft denn?«, fragte Anwar.

»*Goodfellas*.«

Anwar lachte sich fast tot. »Weißt du nicht, wer der ist, Mann? Das ist Pittsburgh Joe, der Typ, den Henry Hill wegen Kokain verpfiffen hat. Er hat 20 Jahre dafür gekriegt.«

»Echt jetzt?« Ich musste auch lachen. »Das dürfte seine mangelnde Begeisterung erklären.«

Die meisten der Gefangenen aber waren ganz normale Typen, die zur falschen Zeit am falschen Ort gewesen waren. Einer meiner besten Freunde im Knast war Cliff Falla, ein einfacher Arbeiter aus New Hampshire. Vom Glück verlassen und ohne Job, hatte Cliff, der zufälligerweise eine Pistole besaß, einen Auftrag von ein paar lokalen Gangstern angenommen. Er musste nur in einem heruntergekommenen Hotel auftauchen und eine Nacht lang ein paar Pakete Kokain bewachen. Nun, die Polizei kam, und er bekam fünf Jahre für die Waffe und noch mal fünf für die Drogen. Bei durchschnittlichen jährlichen Kosten von 40.000 Dollar pro Häftling verschwendeten die amerikanischen Steuerzahler jetzt also 400.000 Dollar, um einen anständigen Mann vom Land ein Jahrzehnt lang wegzusperren. Cliff und ich hingen zusammen rum, machten Sport und brachten uns gegenseitig zum Lachen.

Lachen war das beste Beruhigungsmittel für die Zeit im Knast und ich versuchte, bei jeder Gelegenheit dafür zu sorgen. Manchmal lief ich durch die Baracke und klatschte in die Hände. »Was ist hier los? Warum schaut ihr alle so niedergeschlagen? Ihr seht aus, als wärt ihr im Scheiß-Gefängnis oder so!« Solche Sachen lockerten die Stimmung meistens auf, und dann dachten wir uns neue Pläne aus, um die Wärter zu verarschen, von denen die meisten selbst hinter Gitter gehört hätten.

Die Aufpasser vom Bureau of Prisons stahlen Essen aus der Küche und Kleidung aus der Wäscherei. Als das Gefängnis 30 brandneue Schneefräsen geliefert bekam, verschwand die Hälfte davon und landete in den privaten Garagen der Wärter. Das Gleiche passierte bei einer Lieferung Rasenmäher. Unsere Rache war subtil. Sie blafften uns an, ihre Kaffeetassen abzuwaschen, also schlichen wir damit auf die Klos und schrubbten sie darin. »Bitte schön. Blitzsauber!« Wenn wir zum Zählappell zusammengerufen wurden, sangen wir »God Bless America«. Einmal lief ich mit einer Ausgabe des *Wall Street Journal* in den Pausenraum, wedelte damit und rief: »Hey Leute, ich habe gelesen, dass das Bureau of Prisons eure Pensionen kürzen will. Das ist so gemein!« In meinem speziellen Fall war es so: Wenn mir einer der Wärter zu viel Ärger machte, beugte ich mich vor und schaute auf sein Namensschild. »Hodges, Francis. Ich will nur sicher sein, dass ich das für meine Anwälte richtig notiere. Bei einer Klage muss alles korrekt sein.«

Wenn man ihnen nur als Klugscheißer kam, konnten einem die Wärter nicht viel anhaben. Allerdings musste man auch wissen, wann es besser war, sich zurückzuhalten, denn sonst riskierte man eine »Diesel-Therapie«: Man wurde in ein anderes Gefängnis verlegt, zum Beispiel in einem benachbarten Bundesstaat wie New York. Dorthin kam man aber nicht etwa auf direktem Weg, sondern mit einem klappernden,

verrauchten Gefangenentransporter, der eine Woche bis Colorado brauchte und dann noch einmal eine Woche bis nach Elmira in New York. Wenn jemand von einer solchen Folter-Tour zurückkam, war seine Wirbelsäule angeknackst und er hatte zehn Kilo abgenommen. So etwas gab es regelmäßig, es war wie Waterboarding mit Kohlendioxid. Und raten Sie, wer das bezahlte? Natürlich die Steuerzahler.

Ich hatte nie Angst vor einer solchen Behandlung, denn nach meinem ersten Tag und meiner Pressekonferenz vor den Gefängnistoren wusste das Personal, mit wem sie es zu tun hatten. »Wenn du Birkenfeld zu viel Ärger machst, kommst du in die Abendnachrichten.« Allgemein war ich gut gelaunt und unerschütterlich, aber natürlich war meine Zeit in Schuylkill kein reines Vergnügen. Die schwierigste Zeit hatte ich ziemlich am Anfang, als Igor Olenicoff alle Zeitungsartikel über meinen Whistleblower-Status las und ihm auffiel, dass ich möglicherweise wirklich eine Belohnung vom IRS bekommen würde. Also verklagte er mich und UBS sowie 20 andere Personen auf eine »bescheidene« Summe: *500 Millionen Dollar*, was deutlich mehr war als die 52 Millionen Dollar, die er der Regierung an Steuerschulden und Strafen hatte bezahlen müssen (Abbildung 19). Er wusste, dass ich in einem Bundesgefängnis saß und mich nicht selbst würde verteidigen können. Ebenso wusste er, dass mein letzter Rechtsanwalt sein Mandat niedergelegt hatte, weil ich ihn nicht mehr bezahlen konnte. Aber er hatte nicht mit meinem Bruder Doug gerechnet, der zufälligerweise genau so ein Birkenfeld-Pitbull ist wie ich.

Der kalifornische Richter, der Olenicoffs Klage bearbeitete, hatte mir glatte drei Wochen für eine Antwort gegeben. Doug beantragte sofort eine Verlängerung der Frist um 90 Tage und bekam sie. Dann kümmerte er sich als bestens ausgebildeter Rechtsanwalt selbst um den

Fall. Sein Licht brannte bis tief in die Nacht, er arbeitete rund um die Uhr, um seine Reaktion auf Olenicoffs fadenscheinige Behauptungen zu formulieren und mit kalten, harten Fakten zu kontern. Olenicoff hatte nicht nur die US-Regierung betrogen, sondern jeden Schritt, der dafür nötig war, selbst initiiert. Dougs Antwort war komplex und mächtig, 45 Seiten lang. Was das Einhalten des Abgabetermins dafür noch schwieriger machte: Doug musste 30 Exemplare seiner umfassenden Antwort auf Olenicoffs erfundene Behauptungen vorbereiten und ausdrucken – eine für jede beteiligte Partei. Und jede Kopie musste meine Unterschrift tragen.

Also ließ Doug die Papiere in sieben FedEx-Sendungen nach Schuylkill bringen. Ich hatte mein gesamtes Gefängnis-Porto dafür gespart, also unterschrieb ich alles, klebte Briefmarken darauf, ließ sie abstempeln und schickte die Unterlagen los – sie kamen einen Tag vor dem Schlusstermin an. Das Gericht in Kalifornien war von Dougs Antwort völlig überrascht, was weiteres juristisches Gezerre zur Folge hatte und ein Zeitfenster öffnete, in dem meine Familie einen weiteren juristischen Revolverhelden für mich suchen konnte. Den fand sie in John Cline, einem brillanten Anwalt mit hervorragendem Ruf, der im Kampf gegen Olenicoff rasch ein Bündnis schloss – und zwar mit niemand anderem als UBS! Merkwürdige Bettgenossen, oder? Aber wie es in dem alten Sprichwort aus dem Nahen Osten heißt: »Der Feind meines Feindes ist mein Freund.« Offenbar galt das auch für die andere Seite: Olenicoff hatte sich einen »Coach« besorgt – und zwar niemand anderen als Kevin Downing! Erst später erfuhr ich, dass Downing jede einzelne von Olenicoffs verrückten Behauptungen vorab gesehen und, da bin ich mir sicher, nach Kräften Tipps gegeben hatte, wie er mir die Haut vom Leib ziehen könnte. Einfach nur ein treuer Diener des Volkes, stimmt's?

Jedenfalls mussten wir dann noch weiter warten, während ich durch den Block tigerte und Doug aus dem Fenster seiner Wohnung in Weymouth starrte. Am Nachmittag der Anhörung am 10. April 2012 riefen mich die Aufpasser, um einen Anruf im Besuchsraum entgegenzunehmen. Es war Doug. *Bamm!* Der Richter hatte zu meinen Gunsten entschieden und festgehalten, was für ein komplett eiskalter Lügner Olenicoff war. Dass ein verurteilter Steuerbetrüger wie er den Mann verklagt, der ihn vor Gericht gebracht hat, sei offensichtlich absurd, erklärte das Gericht.

»Olenicoff und seine Zeugen haben wiederholt gelogen«, schrieb der Richter in seiner 28 Seiten langen schriftlichen Entscheidung. »Zwar ist es nicht Aufgabe dieses Gerichts, in seiner Entscheidung die allgemeine Glaubwürdigkeit zu beurteilen, aber die koordinierten schamlosen Lügen sind nicht unbemerkt geblieben.« Der Fall wurde abgewiesen.

* * *

Lassen Sie mich einen Augenblick ausholen, um die geheime Allianz zwischen Downing und Olenicoff zu erklären.

Bei späteren Verfahren kam, durch beeidigte Zeugenaussagen, das wahre Ausmaß der Kooperation zwischen den beiden ans Tageslicht. Im März 2008 fand ein Treffen im Büro von Edward Robbins statt, Olenicoffs Strafverteidiger. Downing flog zu diesem Termin in Kalifornien auf Kosten des Steuerzahlers ein. Aber es war keine normale Zusammenkunft.

Sie verlief nicht etwa konfrontativ, sondern geradezu herzlich. Rechtsanwalt Robbins verließ sogar mehrere Male den Raum und ließ Downing und Olenicoff allein, damit sie sich vertraulich austauschen konnten. Während der Gespräche behauptete Downing, ich würde niemals eine Whistleblower-Prämie bekommen. Wie und warum

konnte es sein, dass es in einem Gespräch zwischen den beiden um meine Belohnung ging? Das Whistleblower-Programm wird vom IRS betrieben und hat absolut nichts mit dem Justizministerium zu tun. Einen besseren Beleg dafür, dass Downings Aktionen gegen mich von dem fast manischen Wunsch getrieben waren, dass ich keine Prämie bekomme, kann es nicht geben.

Ebenfalls wichtig: Downing hatte in absolut keiner Weise etwas mit der Anklage gegen Olenicoff oder seinem Schuldbekenntnis vor einem Jahr zu tun gehabt. Aber hier waren die beiden, saßen sich von Angesicht zu Angesicht gegenüber und genossen die angenehme Gesellschaft. Nach diesen Treffen wurde ein dualer Angriffsplan gegen mich ausgearbeitet.

Downing hatte vor, mich strafrechtlich verurteilen zu lassen, und Olenicoff wollte eine unseriöse Zivilklage gegen mich und viele andere Leute einreichen, um mit offensichtlich falschen Behauptungen die Schuld für sein eigenes kriminelles Handeln auf uns abzuwälzen. Downing aber überschritt dabei weit die Kompetenzen seines offiziellen Aufgabenbereichs als Staatsanwalt und auf den Anträgen zu der unbegründeten Zivilklage waren überall seine Fingerabdrücke zu sehen.

Olenicoff hatte seine absurde Klage im September 2008 bei einem Bundesgericht in Kalifornien eingereicht. Der ursprüngliche Antrag wurde dreimal abgeändert, wobei jede neue Version wieder an das Bundesgericht ging. Durch Zeugenaussagen kam Jahre später heraus, dass Olenicoff und seine Berater jede Fassung an Downing weitergegeben hatten, damit er sie persönlich überprüfte – vor der Einreichung erhielt er jeweils Gelegenheit, alles durchzugehen und zu kommentieren. Ein Bundesstaatsanwalt aus Washington arbeitete also mit einer Privatperson zusammen, um eine haltlose Klage an einem Bundesgericht vorzubereiten und zu vertreten.

Jede der insgesamt vier Klagen enthielt himmelschreiend falsche Aussagen über das Justizministerium, die es, wenn man ihnen Glauben geschenkt hätte, als führend in den UBS-Ermittlungen hätten erscheinen lassen – eine Whistleblower-Prämie für mich wäre dann nicht mehr in Frage gekommen. »Im Jahr 2005 haben IRS und Justizministerium den Angeklagten UBS AG wegen seines Programms kontaktiert«, hieß es in der ersten Fassung. Falsch. Weder der IRS noch das Ministerium hatten sich 2005 an UBS gewendet. Ich selbst war, im Jahr 2007, zum IRS und zum Ministerium gekommen, um sie über UBS zu informieren. Verdammt, Downing wusste nicht mal, wie man UBS buchstabiert, bis ich erstmals sein Ministerium betrat und allen erzählte, was sich abspielte.

In der ersten überarbeiteten Fassung dann hieß es, »in oder um 2004 herum hat das Justizministerium, in dem das Verhalten von UBS untersucht wurde, Birkenfeld kontaktiert«. Nein, hat es nicht. Diese dreiste Lüge wurde auch in der zweiten und dritten Überarbeitung wiederholt. Dabei hatte das Justizministerium bis 2007 keine Ahnung von all dem, bis *ich mich dort freiwillig meldete* und die Schlüssel zum Königreich übergab. Die dritte Fassung wurde dem Gericht von Olenicoffs Anwalt genau am ersten Geschäftstag nach meiner Verurteilung vorgelegt.

Downing schaute sich diese Klagen an, bevor sie eingereicht wurden, und jede der darin enthaltenen Behauptungen über das Justizministerium war falsch. Ob Downing eine wichtige Rolle dabei spielte, dass diese Lügen dort hineinkamen, oder ob er sie nur nicht korrigieren ließ, wissen wir nicht. Auf jeden Fall gibt es keinen Beleg dafür, dass er das Bundesgericht jemals auf die Unkorrektheit dieser Aussagen hingewiesen hätte.

Verschiedene Zeugen nannten widersprüchliche und unsinnige Gründe dafür, dass Downing die Klagen vor der Einreichung überhaupt zu sehen bekam. Marisa Poulus, eine weitere Anwältin von Olenicoff, sagte aus, die Zivilklagen seien zu Downing geschickt worden, damit er sicherstellte, dass sie nicht gegen die Bedingungen der Einigung mit Olenicoff in seinem Strafprozess verstießen. Aber Downing war nicht Olenicoffs Bewährungshelfer und er gehörte auch nicht zu den Staatsanwälten, die mit dem Fall Olenicoff zu tun hatten. Netter Versuch, Marisa.

Von einer weiteren von Olenicoffs langjährigen firmeneigenen Anwältinnen, Julie Ault, kam auf dieselbe Frage eine vollkommen andere Antwort. Die Klagen seien an Downing geschickt worden, um sicherzustellen, dass er »zufrieden damit ist«, erklärte sie. Tatsächlich wurden Poulos und Ault in diesem Fall von dem Bundesgericht wegen Fehlverhaltens gerügt.

Meiner Meinung nach gab es keinen legitimen Grund dafür, dass Downing die Anträge in dieser haltlosen Klage zu sehen bekam. Und dass er nur einen Monat nach der Abweisung der Klage durch den Richter in Kalifornien seinen Posten als Staatsanwalt kündigte und durch die Hintertür des Justizministeriums zu einer privaten Kanzlei in Washington wechselte, kann man wohl nur als bemerkenswerten Zufall ansehen. Seine Arbeit für den Staat war beendet. Es war Zeit, weiterzuziehen.

Außerdem gab einer der Partner in Downings neuer Kanzlei im Jahr 2014 offen zu: »Er [Downing] hasst ihn [Birkenfeld] wirklich.« Ich hatte das schon immer gewusst, aber es war nett, das von einem von Downings großmäuligen Partnern bestätigt zu bekommen. Wer also glaubt, Downing und das Justizministerium seien nur vom Wunsch

nach Gerechtigkeit motiviert gewesen, sollte nochmal darüber nachdenken. Ich habe inzwischen Beweise, die das Gegenteil zeigen.

Ich hatte meinen Bruder schon immer geliebt, aber seine Hilfe in diesem Fall übertraf alles. Ganz unter uns: Auf der Gefängnistoilette habe ich einmal eine Freudenträne über ihn vergossen, bevor ich mich wieder daran machte, den Boden zu wischen.

Das war übrigens meine Hauptaufgabe im Gefängnis: wischen – seitdem bin ich Experte für Linoleum. Ich putzte den Trakt mit mittlerer Sicherheit, den mit minimaler und sogar das Büro des Gefängnisdirektors. Er war gar kein so übler Typ, aber dumm wie ein Stück Brot. Die Hälfte der Zeit über war er nicht da, also leerte ich seinen Mülleimer, nahm den Inhalt mit zurück zum Putzschrank und las alle seine weggeworfenen E-Mails und sonstigen Briefe. Die Jungs in meinem Block wunderten sich, woher zum Teufel ich immer wusste, was in der nächsten Woche passieren würde. Ich lächelte dann nur: »Instinkt, Leute!« Sie hatten keine Ahnung, dass sie einen Geheimagenten in ihren Reihen hatten.

Ich war entschlossen, mich auf Kosten der Regierung zu amüsieren, und das tat ich auch. Meine erste Aufgabe war, den Boden am Haupteingang zu dem Gefängnis zu wischen, genau dort, wo ich selbst angekommen war. Wenn neue Häftlinge eintrafen, oft begleitet von weinenden Familienmitgliedern, sorgten die schwachköpfigen Gefängniswärter dafür, dass sie sich fühlten wie Sklaven, die auf einer Plantage im Süden abgeladen werden. Ich wiederum machte es mir zur Aufgabe, ihnen den Stress zu nehmen.

»Willkommen in Camp Cupcake, Bruder«, sagte ich mit fröhlichem Grinsen und wandte mich dann an die Familien. »Hey Leute, macht euch keine Sorgen um ihn. Dieser Ort ist wie eine sanfte Brise.«

Den Aufpassern gefiel das nicht so gut. Nach einer Weile sagten sie mir, ich sollte mich an die Seite stellen und die Klappe halten.

»Was wollen Sie denn tun?«, stichelte ich. »Mir noch drei Jahre aufbrummen, weil ich nett zu den Leuten bin?«

Man hätte mich wieder in Einzelhaft stecken können, aber um ehrlich zu sein, ich habe das Gefängnispersonal ziemlich eingeschüchtert. Jeder wusste, wer ich bin, und ich hatte das Tuscheln gehört, als ich vorbeiging. »Das ist der Banker-Typ, der draußen eine Pressekonferenz abgehalten hat.« Ungefähr einen Monat vor meinem Haftantritt hatte das TV-Nachrichtenmagazin *60 Minutes* groß über meinen Fall berichtet. Im Boston Harbor Hotel wurde ich von Steve Kroft befragt. Der gab sich zwar alle Mühe, das Interview so zu schneiden, dass ich wie ein Drecksack erscheine, aber trotzdem kam meine Botschaft, dass ich der Prügelknabe des Justizministeriums bin, laut und deutlich rüber. So oder so waren die Medien weiter gierig darauf, meine Story zu hören. Ungefähr alle drei Wochen kam irgendein Team von CNBC oder vom Schweizer Fernsehen oder Journalisten von der *Financial Times* oder dem *Wall Street Journal* nach Schuylkill, um mit mir ein Interviews im Besuchsraum zu führen. Das Personal machte sich vor Angst, dass ich etwas Schlechtes über das Gefängnis sagen könnte, in die Hose, also lautete das Motto: »Finger weg von Birkenfeld.«

Außerdem sorgte ich über meine Anwälte dafür, dass der Druck auf die vielen Regierungsstellen, denen ich bei die der Aufdeckung des ganzen Schweizer Bankenbetrug geholfen hatte, aufrechterhalten blieb. Steve Kohn vom National Whistleblower Center war Experte darin, echte Gerechtigkeit zu fordern, und er brachte seinen Zorn regelmäßig zum Ausdruck. Ich weiß nicht genau, wie viele Briefe er und Dean Zerbe verschickten, aber ich glaube, am Ende war der Stapel dicker als das US-

Steuergesetz (Dokument 7). Manchmal wurde ich plötzlich in das Büro der »Camp-Psychologin« gerufen.

»Ja bitte, Ma'am?«

»Ist bei Ihnen alles in Ordnung, Mr. Birkenfeld?«

»Alles bestens. Warum fragen Sie?«

»Nun, gestern hat das Büro von Senator Kerry angerufen und sich nach Ihrem Befinden erkundigt.«

»Mein Befinden ist prima. Allerdings bin ich der Meinung, dass Steuergelder von Sozialisten missbraucht werden und dass die Staatskasse durch die hohen Schulden unrettbar bankrott ist. Und wie geht es Ihnen?«

Sie hassten es, mich dort zu haben, und ich liebte das. Ich hatte nicht vor, meinen Blick auf das Leben vom Gefängnis verändern zu lassen, und mir war es schon immer darum gegangen, aus Scheiße Geld zu machen und bei jeder Gelegenheit Spaß zu haben. Natürlich waren manche der Mitinsassen neidisch auf meinen Status, der etwas nach »Weißen-Privilegien« ausgesehen haben könnte, und ein paar von den Afroamerikanern und Latinos grummelten über meine Rolle als »Spitzel« der Regierung.

»Lass gut sein, Bruder«, sagte ich in solchen Fällen. »Wenn ich so schmutzig bin, warum zum Teufel bin ich dann zusammen mit *dir* hier drin?«

Manchmal bekam ich dann zu hören, »Du zeigst keinen Respekt vor mir!«

»Ich müsste erst mal *Respekt vor dir haben*, um dich jetzt *nicht respektieren* zu können, aber das war noch nie so«, konterte ich dann.

Das brachte alle zum Schweigen. Nachdem ich erst einmal für klare Verhältnisse gesorgt hatte, war alles ziemlich locker.

Nach ungefähr zwei Jahren kamen Steve Kohn und Dean Zerbe für ein Gespräch mit mir in den Besuchsraum. Wir hatten schon vorher am Telefon über meinen Antrag auf eine Whistleblower-Prämie vom IRS geredet, aber bis zu diesem Punkt hielt ich das alles noch für ein Luftschloss. Dieses Mal aber schien etwas anders zu sein.

»Wir haben unser Briefing fertig«, sagte Kohn.

»Beim IRS eingereicht«, ergänzte Zerbe.

»Wie kurz ist es denn?«, fragte ich.

»Alles zusammen?« Kohn lächelte. »Ungefähr 200 Seiten, und die Hälfte davon sind eidesstattliche Versicherungen oder unterschriebene Aussagen von hochkarätigen Leuten von staatlichen Stellen: Levin, Grassley[1], Khuzami.«

Ich pfiff. »Das ist eine Menge, vor allem für etwas, das sich *Briefing* nennt.«

»Wir haben außerdem positive Aussagen von IRS-Ermittlern drin«, sagte Zerbe. »Es wird ziemlich schwierig für den IRS, gegen die eigenen Leute zu argumentieren.«

»Okay«, sagte ich. »Von wie viel sprechen wir ungefähr?«

»Nun …« Kohn grinste und rückte seine Schlaumeier-Brille zurecht. »UBS hat 780 Millionen Dollar gezahlt. Etwas mehr als 200 Millionen davon sind an die SEC gegangen, fallen also bei den IRS-Berechnungen heraus. Damit bleiben etwa 580 Millionen Dollar, mit denen wir arbeiten können. Wir sprechen von irgendwas zwischen 15 und 30 Prozent davon.«

Ich blinzelte, und als ich meinen Kopf näher an den Tisch bewegte, kamen auch die Anwälte näher. Sie grinsten jetzt wie die Katze in *Alice im Wunderland*.

»Wollen Sie mir sagen«, flüsterte ich, »dass wir … 50 Millionen Dollar als Belohnung bekommen könnten?«

»Wir glauben, dass der Betrag eher bei 100 Millionen Dollar liegen wird«, sagte Kohn.

Ich atmete tief aus, berührte beide an den Schultern und lehnte mich wieder zurück.

»Ihr könnt mich hier gern jeden Tag besuchen kommen. Mein Zuhause ist euer Zuhause!«

Zu dieser Zeit hatte ich noch ungefähr sechs Monate abzusitzen. Die Zeit vergeht wie im Flug, wenn man Spaß hat, und die ersten zwei Jahre waren schnell vorbei gewesen. Wirklich, ich bin der Meinung, dass meine Gefängnisstrafe auf gewisse Weise mit Karma zu tun hatte, falls Sie an solche Sachen glauben. Für jeden anderen wäre sie der Tiefpunkt des Lebens gewesen, für mich aber bot sie einen ungeschminkten Blick darauf, wie es im Land der Freien wirklich zugeht. Und nachdem ich jahrelang mein Schwert gegen staatliche Drachen geschwungen hatte, hatte ich jetzt Kampfpause. Die meisten hätten das als harte Zeit angesehen, für mich war es Freizeit.

Ich muss Ihnen wahrscheinlich gar nicht erzählen, dass meine Haltung gegenüber den Leuten vom Bureau of Prisons, die schon vorher frech gewesen war, nach dem Besuch von Kohn und Zerbe widerlich arrogant wurde. Ich rieb mein erfreuliches Schicksal jedem unter die Nase. Manche meiner Mitinsassen dachten, ich hätte ich im Knast den Verstand verloren und würde mir ein Märchen zusammenspinnen. Aber die schlaueren Jungs, die mich gut kannten, wussten, dass ich die Wahrheit sagte.

»Glaubst du wirklich, dass du nach dem hier reich sein wirst?«, fragte Cliff.

»Kleiner, wenn du rauskommst, feiern wir eine Party auf einer Yacht voller Playboy-Bunnies.«

Cliff lachte, aber seine Augen leuchteten, als wäre er schon da.

Was die Gefängnismitarbeiter und -wärter anging, die wurden sogar noch griesgrämiger, wenn ich in der Nähe war.

»Du bekommst nichts, Birkenfeld. Träum weiter.«

»Ach ja? Geben Sie mir Ihre Mobiltelefonnummer. Wenn Sie nächsten Winter draußen die Fußwege freiblasen, rufe ich Sie aus meinem Porsche Cabrio in Saint-Tropez an.«

Der Großteil des negativen Geredes hörte auf, als sich ein leitender Wärter namens Harold auf meine Seite stellte. Er war ein intelligenter, freundlicher Typ ohne Allüren und er las das *Wall Street Journal*. Manchmal überwachten die Wärter die Essensausgabe und bei solchen Gelegenheiten begann Harold, um meinen Tisch zu wandern. Er grinste und zeigte mit dem Finger auf mich.

»Da ist er. Mister 30 Prozent.«

»Ich hab's euch doch gesagt, Jungs«, sagte ich grinsend zu den Leuten an meinem Tisch. »Sogar Harold weiß Bescheid.«

»Verdammte Scheiße«, murmelten sie, »Birkenfeld bekommt wirklich richtig Kohle.«

Meine ursprüngliche Strafe hatte 40 Monate betragen, aber wegen guter Führung wurde sie auf 31 Monate verkürzt – zweieinhalb Jahre. Das Justizministerium versuchte nicht, das zu verhindern. Die Leute dort wussten, dass sie mich über den Tisch gezogen hatten, und weil so viele Medien über meine Geschichte berichteten, wusste es auch die ganze Welt. Vielleicht dachten die Beamten, wenn sie einen Gang runterschalten, wäre ich später weniger geneigt, ihnen Schwierigkeiten zu machen. Da täuschten sie sich. Ich saß meine Zeit ab, versuchte, das Beste aus dem Gefängnisleben zu machen, und pflegte meinen Glauben an das alte Mafia-Sprichwort: »Rache schmeckt am besten, wenn man sie kalt serviert.«

In meiner Zeit in Schuylkill gab es ansonsten keine weltbewegenden Ereignisse. Niemand wurde getötet, Kämpfe waren selten, im Allgemeinen benahmen sich die Leute gut, wenn sie erst mal im Camp Cupcake waren, denn von hier aus konnten sie schon die Lichter der Freiheit am Ende des langen dunklen Tunnels sehen. Doug besuchte mich häufig, genau wie Rick James, mein bester Freund aus den Tagen bei State Street in Boston, und andere enge Freunde. Mein Vater und meine Stiefmutter kamen vorbei, wenn sie konnten, und schrieben häufig, um mir ihre Unterstützung zu zeigen und mich aufzumuntern. Briefe kamen auch von meinem Bruder Dave in Seattle und von meiner Mutter aus Florida. Wenn ich konnte, rief ich an und versicherte Familienmitgliedern und engen Freunden, dass bei mir alles in Ordnung sei. Ich las so ziemlich jedes Buch in der Gefängnisbibliothek und dachte viel über meine Abenteuer in der Schweiz nach. Reuegefühle hatte ich keine, nur einen Rest von Wut auf das Justizministerium. Ich hatte viel über die Justiz gelernt und festgestellt, dass sie ungefähr die Hälfte der Zeit über verheerende Schwächen hat. Mein Zorn war unheilbar, aber zu keinem Zeitpunkt konnte er mein Grinsen trüben.

An einem Sommertag im Jahr 2012 wachte ich auf und realisierte, dass meine Haftzeit fast vorbei war, kurz vor dem Ende. Einige der Jungs im Block hatten ihre Strafe schon abgesessen und waren nach Hause gegangen, aber meine Kumpels mit den vielen Jahren saßen noch ein. Es war ein merkwürdiges Gefühl. Das Ende nahte und ich war gespannt darauf, wieder meine Freiheit zu kosten, aber gleichzeitig war ich melancholisch wegen der Menschen, die ich zurücklassen würde. Es war wie an der Highschool oder beim Militär: Man freundete sich nicht mit jedem für das ganze Leben an, aber manche würden für immer erhalten bleiben, zumindest im Herzen und in Gedanken.

An diesem Tag brachte Anwar mir einen Burger. Er arbeitete in der Küche und ließ für mich oder einen unserer Kumpels immer ein bisschen was in der Tasche verschwinden. Wir saßen in meinem Eckchen, während ich die Leckerei genoss und eine Cola trank.

»In einem Monat bist du raus«, sagte Anwar. »Du freust dich bestimmt schon ziemlich darauf.«

»Klar, Anwar. Aber ich hatte eine gute Zeit hier. Wie lange musst du noch, Bruder?«

»Mann, ich habe noch mal 50 Monate.«

Ich nickte und nahm einen Schluck Cola. Gedacht habe ich aber: *vier verdammte Jahre!*

»Ich wette, du wirst dich auch ganz schön freuen, Anwar.«

»Nein.« Er schüttelte langsam den Kopf und schaute aus dem Fenster. »Ich will hier bleiben.«

Ich lehnte mich im Stuhl zurück und sah ihn an. »Was redest du da, Mann?«

»Brad, ihr Jungs redet immer von diesen Mobiltelefonen und Computern und dem Internet. Ich weiß gar nicht, wovon ihr sprecht. Hier drinnen gibt es nichts als Schreibmaschinen. Klar, manche haben solche illegalen Handys, also habe ich die schon gesehen. Aber als ich draußen war, gab es noch nichts von diesem Zeug. Was soll ich da draußen denn machen? Ich habe keine Ausbildung, keine Familie und kein Geld. Hier gibt es wenigstens ein warmes Bett, eine warme Dusche und Essen für mich.«

Ich nickte verständnisvoll, aber ich war schockiert und in meinem Hals stiegen Wut und Mitleid auf. Er war vollkommen unselbstständig geworden und hatte nichts, wohin er gehen konnte, keine Zukunft. Genau das bedeutete Schuylkill für Anwar und für Tausende andere wie ihn: das bestmögliche Ende eines langen Weges, der mit schweren

Zeiten und Sorgen geteert ist. Ich klopfte ihm auf die Schulter, aber ich konnte ihm kaum in die Augen sehen.

»Du kommst schon klar, Anwar. Versuch es draußen wenigstens mal.«

Er lächelte mich nur an. Er wusste es besser.

Am 1. August 2012, zufälligerweise auch der Nationalfeiertag der Schweiz, gab ich meine Gefängnisuniform ab und zog einen Champion-Jogginganzug und ein Paar Sneakers an. Die Jungs versammelten sich um meine Ecke und ich verschenkte alles, was ich dort hatte, außer meiner Kiste mit juristischen Akten. Viel war es nicht. Eine billige Uhr, die ich im Gefängnissupermarkt gekauft hatte, alle meine Schreibwaren, Zeitschriften, Bücher. Es war nur eine Geste und alles, was wir füreinander tun konnten. Anwar, Bill und Cliff begleiteten mich nach draußen ins Sonnenlicht und den langen Flur entlang bis zum Haupteingang. Weiter durften sie nicht. Wir schüttelten uns die Hände und umarmten uns, dann drehte ich mich um in Richtung Freiheit.

Doug und Rick James waren heruntergekommen, um mich abzuholen. Auf der Rückbank des BMW X5 hatten sie ein mobiles Picknick für mich vorbereitet: Steak, Pizza, frische Donuts, Soft-Drinks und Kaffee. Wir machten uns auf den langen Weg nach New Hampshire, wo ich noch zwei Wochen im offenen Vollzug verbringen musste. Unterwegs lachten wir und alberten herum und schwelgten in der berauschenden Luft meiner zurückgewonnenen Freiheit. Es war die beste Fahrt meines Lebens, ohne jede Ausnahme.

Damit ein Häftling freigelassen werden kann, muss er einen neuen Wohnsitz und einen Job nachweisen. Für viele der Leute, die noch drinnen waren, wäre das eine Herausforderung gewesen, aber nicht für mich. Für New Hampshire hatte ich mich ganz bewusst entschieden:

»Lebe frei oder stirb«, das offizielle Motto des Bundesstaats, bedeutete, dass er keine Einkommenssteuern verlangte. Zu dieser Zeit wusste ich schon, dass ich Geld bekommen würde, also würde mir diese taktische Entscheidung Millionen ersparen. Die Wärter in Schuylkill wären nie auf diese Idee gekommen. Wahrscheinlich dachten sie, ich mag einfach Ahornsirup.

Ich verbrachte zwei lockere Wochen im offenen Vollzug in Manchester in New Hampshire, in einem einfachen Sandsteinbau, in dem noch 20 andere »Bundes-Absolventen« wohnten. Weniger als eine Woche nach meiner Ankunft bekam Doug in seinem Büro in Boston einen Anruf von Dean Zerbe aus Washington. Die ersten Worte, die Zerbe äußerte, lauteten: »Wir haben weißen Rauch!« Dann erzählte er Doug, dass der IRS mir eine Whistleblower-Prämie von 104 Millionen Dollar anbiete, weil ich die Beteiligung von UBS am größten Steuerbetrug in der Geschichte der USA offengelegt hatte. Es sah ganz sicher danach aus, als würde meine Belohnung Wirklichkeit werden. Aber weil ich inzwischen gelernt hatte, dass man der Regierung auf keinen Fall trauen darf, machte ich erst einmal einfach weiter, als sei nichts geschehen.

Dann trat ich meinen neuen Job an. Mein Vater hatte ein Quäker-Internat in Pennsylvania besucht und einer seiner alten Klassenkameraden, Fritz Bell, besaß eine kleine Farm mit Konferenzzentrum in Raymond, etwa 50 Kilometer von Manchester entfernt. Bell war ein netter, älterer Gentleman und hatte zu meinem Vater gesagt: »Natürlich nehmen wir Brad, mit Vergnügen.« Er und seine Familie waren reizend. Sie gaben mir eine eigene Unterkunft in einem kleinen alten Verwalterhaus auf ihrem Grundstück und bereitwillig kümmerte ich mich um die Gärten, baute Steinmauern, reparierte die Scheune und atmete die frische Herbstluft. Ich hatte

körperliche Arbeit schon immer gemocht – sie sorgt dafür, dass man auf dem Teppich bleibt. Natürlich hätte ich sogar das kleine Gehalt dafür abgelehnt, aber die Behörden wollten einen Beweis für meine Rehabilitation. Ironischer geht es kaum: Sie hatten ein kleines Vermögen an Steuergeldern ausgegeben, um mich einzusperren, und jetzt wollten sie unbedingt, dass ein Steuerzahler mich beschäftigt.

Anfang September bekam ich einen Anruf von Steve Kohn aus Washington, der mir sagte, er sei auf dem Weg zu mir. Er wollte nach Boston fliegen, von da einen Kurzstreckenflug nach Manchester nehmen, ein Auto mieten und dann nach Raymond fahren.

»Sie sind doch zu Hause, Brad, oder?« Er klang sehr aufgeregt.

Ich lachte. »Keine Sorge. Ich darf den Bundesstaat nicht verlassen.«

An diesem Abend standen wir uns in meiner winzigen Küche gegenüber, ich in meinen schlammverkrusteten Arbeitsstiefeln, zerrissenen Jeans und Holzfällerhemd, Kohn in seinem Anwaltsanzug, mit gelockertem Krawattenknoten und gerötetem Gesicht. Auf meinem wackeligen Tisch öffnete er seine Aktentasche und entnahm ihr einen vom Finanzministerium der Vereinigten Staaten ausgestellten Scheck (Abbildung 17).

Er sah genau aus wie die Schecks, mit denen man in den USA eine Steuerrückzahlung bekommt, wenn man Glück gehabt hat. Ausgestellt war er auf Bradley Birkenfeld, über einen Gesamtbetrag von *75.816.958,40 Dollar*. Eigentlich betrug meine Belohnung 104 Millionen Dollar, aber die Regierung hatte *Steuern davon abgezogen*. Ob mich das zu diesem Zeitpunkt interessierte? Nein, verdammt. Was sind schon ein paar Millionen unter Freunden?

Wir sagten nicht viel, weil wir beide sprachlos über den Sieg waren. Wir gaben uns die Hand und umarmten uns wie ein kleiner Coach und sein Quarterback, der soeben den Super Bowl gewonnen hat. Ich drehte

den Scheck um und umarmte ihn, dann gingen wir damit rüber ins Konferenzzentrum, wo ich mehrere Farbkopien von ihm machte, um sie später rahmen zu lassen. Kohn eilte zurück nach Washington, wo er meinen neuen Reichtum am nächsten Vormittag auf ein Treuhandkonto einzahlen wollte. Wir wussten, dass wahrscheinlich jemand die Polizei gerufen hätte, wenn wir versucht hätten, das Geld bei einer Bank in Manchester loszuwerden.

Am 11. September 2012 hielten Kohn und Zerbe eine Pressekonferenz im National Press Club in Washington ab. Soeben sei Bradley Birkenfeld, vor kurzem entlassen aus einem Bundesgefängnis, die höchste Belohnung in der Whistleblower-Geschichte ausgezahlt worden, gaben sie bekannt. Weil ich noch auf Bewährung war und New Hampshire nicht verlassen durfte, konnte ich selbst nicht dabei sein. Aber Doug kam und hielt stellvertretend für mich eine Rede, in der er alles sagte, was mich damals beschäftigte. Es war eine mächtige, vernichtende Rede.

Im Justizministerium, das wusste ich, würden sie gegen die Möbel treten und fluchen. Kathryn Keneally, damals Leiterin der Steuerabteilung, gab später zu: Als die Nachricht auf ihrem BlackBerry eintraf, schmiss sie ihn durch den Raum und schrie »Hundertvier Millionen?! Das ist mehr als mein gesamtes Jahresbudget!«

Ein paar Tage später bat ich Doug und Rick, für mich zu einem Autohändler in Boston zu fahren. Dort stand ein schwarzer Porsche Cayenne Turbo, der einzige an der ganzen Ostküste. Er sollte mehr als 100 Riesen kosten. Doug und Rick riefen an, um zu fragen, ob sie für mich verhandeln sollen.

»Ach was, bezahlt einfach, was auf dem Schild steht. Um Vergnügen soll man nicht feilschen.«

Das schöne Stück wurde auf einem Tieflader zu meiner Farm geliefert, wie eine Geburtstagstorte in Übergröße. Am nächsten Tag fiel der Porsche einer netten Dame auf, die aus dem Konferenzzentrum kam, und sie fragte Fritz Bell, wem er gehört. »Dem Gärtner«, sagte er und lächelte.

Ende November waren mein Hausarrest und meine Arbeitsauflagen ausgelaufen. Ich stellte jedem Mitglied von Bells Familie einen Scheck über 5000 Dollar aus, nur als kleines Dankeschön. Schließlich waren alle so gastfreundlich und nett gewesen und hatten nie mein Vermögen erwähnt oder auch nur einen Penny davon erwartet. Solide Leute mit einem Sinn für Menschlichkeit.

Ich brauchte einen Ort, den ich mein Zuhause nennen konnte, also hatte ich Kontakt zu einer Immobilienmaklerin in Rye aufgenommen, einer hübschen kleinen Stadt direkt am Atlantik. Sie hatte mir ein paar Exposés und Fotos von Mietobjekten geschickt. Eines der Angebote war ein wunderbares Haus mit sieben Schlafzimmern und einem kleinen Gästehaus, erbaut auf üppigen Wiesen, umgeben von hohen Bäumen und nicht weit weg vom Strand. Was mir am meisten ins Auge fiel, war aber der riesige weiße Flaggenmast. Im Kopf konnte ich schon die große Fahne sehen, die ich dafür kaufen würde: tiefes Schwarz mit einem Totenkopf und gekreuzten Knochen drauf – den Jolly Roger.

»Ich nehme es«, sagte ich zu der Maklerin.

»Es ist aber ziemlich teuer, Brad«, warnte sie mich. »Ungefähr siebentausend Dollar im Monat.«

Ich grinste und lachte leise ins Telefon.

»Keine Sorge, meine Liebe«, sagte ich. »Die Rechnung übernimmt UBS.«

1 Senator Chuck Grassley ist der Verfasser des Whistleblower-Gesetzes von 2006 und ein überzeugter Kämpfer für die Rechte von Whistleblowern. In mehreren Jahrzehnten als US-Senator hat er mehrere Whistleblower unterstützt und Gesetze auf den Weg gebracht, um mehr Schutz und Belohnungen für sie durchzusetzen. Auch im Fall Birkenfeld hat er sich engagiert (Dokument 6).

Kapitel 15
Reicher Mann, armer Mann

»Wie herrlich ist es, dass niemand eine Minute zu warten braucht, um damit zu beginnen, die Welt langsam zu ändern!«

Anne Frank, Holocaust-Opfer

Als die letzten Herbstblätter von den Bäumen New Hampshires fielen, stand ich auf einem harten, felsigen Strand und sah zu, wie ein einzelnes mutiges Segelboot den wogenden Wellenkämmen des kommenden Winters trotzte. In weiter Entfernung peitschte und schlug das weiße Segel im Wind, doch der Kapitän zeigte sich unbeeindruckt von der enormen Kraft des Ozeans. Ich fühlte eine Verbundenheit mit diesem Menschen, und hätte er mich gekannt, wäre es ihm bestimmt genauso gegangen.

Die Luft war frisch, salzig und klar, auch wenn ich noch ein wenig Schuylkill in meinen Lungen spüren konnte. Doch jetzt stand ich hier, den Kopf immer noch erhoben, die Hände in den Taschen eines einfachen Parkas, ein Ex-Häftling mit einer unglaublichen Menge Geld. Vom Tellerwäscher zum Millionär, vom Bettler zum Prinzen. Die Millionen auf meinem Bankkonto waren fast unfassbar für mich, viel mehr Geld, als ich als Schweizer Privatbanker jemals hätte verdienen können. Das hätte mich beschämen können, wenn ich nicht das Gefühl gehabt hätte, es sei eine gerechte Belohnung für mich.

Jemand anderes hätte vielleicht verrückt gespielt – maßlose Partys geschmissen, in Champagner gebadet und schöne Frauen mit Spielchen und Versprechen verführt, die er dann wahrscheinlich nicht gehalten hätte. Aber all das hatte ich schon hinter mir und ich hatte längst gelernt, dass Geld nicht das Wichtigste ist. Fast zwei Jahrzehnte lang hatte ich in dieser Welt gelebt und festgestellt, dass selbst die reichsten und mächtigsten Menschen nicht allein von ihrem Reichtum oder Einfluss leben können. Ich hatte aus erster Hand gesehen, dass die begehrten Insignien des Wohlstands oft nur Bandagen für verwundete Herzen sind.

Im Leben geht es um die Freude daran und um die Menschen, mit denen man es lebt, und wenn man plötzlich ein reicher Mann ist, geht es darum, denen zu helfen, die man liebt und die es verdient haben. Auf gewisse Weise war ich wie ein Mann, der im Lotto gewonnen hatte. Aber statt nur auf die richtigen Zahlen zu setzen, hatte ich für diesen Preis den Kampf meines Lebens gekämpft, und die Narben aus diesem Gefecht würde ich für immer behalten.

Natürlich bedeutete das nicht, dass ich nicht vorhatte, den Schmerz der alten Wunden mit kleinen Vergnügungen zu lindern. Das große Haus in Rye brauchte ein paar hübsche neue Möbel, gerahmte Kunstwerke für die Wände und, weil ich ein großer Filmfan bin, einen riesigen Flatscreen-Fernseher mit Surround-Sound. Außerdem stürzte ich mich in meine zwei liebsten Zeitvertreibe, NHL-Eishockey und Formel-1-Rennen, und ich begann, Helme, Uniformen und Pokale von Superstars und klassische alte Plakate zu sammeln (Abbildung 20). Aber das war es auch schon fast. Ich hatte schon so viele Uhren, wie ich brauchte, und ein schicker Sportwagen reichte mir, zumindest vorerst.

Ich stand immer noch unter Bewährung und so würde es noch drei weitere Jahre lang bleiben. In dieser Zeit musste ich in New Hampshire

wohnen, was angesichts meines luxuriösen Zuhauses keine besondere Einschränkung darstellte. Ich beantragte einen Führerschein aus New Hampshire, den ich auch bekam, aber ohne ausdrückliche Genehmigung durfte ich den Bundesstaat nicht verlassen. Die Regierung weigerte sich, mir meinen alten US-Pass zurückzugeben, in dem haufenweise Stempel und Visa aus vielen fremden Ländern prangten. Er war so etwas wie ein Glücksbringer für mich und dass ich ihn nicht wiederbekommen sollte, kam mir kleinlich und rachsüchtig vor. Ich beantragte einen neuen, der dann irgendwann auch kam, aber ich sollte ihn jahrelang nicht nutzen können. Diese Unannehmlichkeiten, das wusste ich, waren die Folge der im Justizministerium immer noch herrschenden Verbitterung über die Wendung des Schicksals, die mich nicht nur befreit, sondern auch über die Maßen reich gemacht hatte. Denn es war ja nicht so, dass die Beamten meine Mobilität hätten fürchten müssen. Sie wussten ganz genau, dass ich nicht mehr als ein Mobiltelefon gebraucht hätte, um meine alte Tätigkeit wieder aufzunehmen.

Für das National Whistleblower Center in Washington war mein Fall der Höhepunkt seiner Erfolge. Wie erwähnt, wurde mir vom Justizministerium nicht erlaubt, zu der Pressekonferenz zu fahren, die Kohn und Zerbe abhielten, um die prächtigen Früchte meines Einsatzes zu präsentieren. Außerdem gab es einen Bewährungshelfer, der mich im Auge behalten sollte. Irgendwann aber kam er mich gar nicht mehr besuchen. Wahrscheinlich dachte er, ein Multimillionär mit Porsche, Haus, bestem Essen und reichlich angenehmer Gesellschaft würde schon nicht abhauen.

Falls Kevin Downing glaubte, dass ich schweigen würde, nur weil ich nicht weg durfte, hatte er sich ziemlich geirrt. Tatsächlich hatte es genau die gegenteilige Wirkung. Rye in New Hampshire ist ein

wunderschöner Ort und zu jeder Jahreszeit einen Besuch wert. Mindestens einmal im Monat kamen Zeitungsreporter oder Fernsehleute in mein Haus, um sich meine Geschichte anzuhören, und ich nutzte jede dieser Gelegenheiten, um über das sogenannte Justizsystem zu schimpfen, das immer noch verflucht inkompetent und vollkommen korrupt war. Dabei wusste ich natürlich, dass meine Worte größtenteils auf taube Ohren stoßen würden. Entscheidend war nur, was ich erreicht hatte. Weltweit zerfielen weiter die geheimen Finanzinstitute und das donnernde Echo meiner Taten sollte noch jahrzehntelang zu hören sein. Ich wusste, dass ich der Auslöser für all das gewesen war. Zwar bekam ich auch ein bisschen Lob für meinen Coup, aber darauf kam es mir nicht so sehr an. Ich hatte meinen Teil getan. Jetzt war es Zeit, andere an meinem Glück teilhaben zu lassen.

Ich möchte Ihnen hier keine lange Liste meiner guten Taten präsentieren, denn offen gesagt fand ich nicht, dass ich etwas gutzumachen hatte. Aber in aller Stille bedachte ich einige unterstützenswerte Projekte und Menschen, die ich liebte. Natürlich bekamen meine Familienmitglieder und engen Freunde etwas, genau wie ein paar andere nette Menschen wie die auf der Farm von Fritz Bell, die mich so gut behandelt hatten. Meinem liebsten Eishockey-Team, den Boston Bruins, gefiel meine Idee, eine wohltätige Organisation für bedürftige Kinder ins Leben zu rufen, und auch ein Kinderkrankenhaus in Boston habe ich unterstützt.

Wie ich hörte, hatte Cliff Falla kurz nach meiner Entlassung und Belohnung ein Exemplar des *Wall Street Journal* aus der Gefängnisbibliothek mitgehen lassen. Auf der Titelseite waren mein Gesicht abgebildet und meine Story zu lesen und Cliff rannte durch den Speisesaal und winkte damit wie mit einer Siegesflagge. Inzwischen wurde auch er aus Schuylkill entlassen und hat wieder von mir gehört,

und ich hoffe, dass ich das eines Tages auch von Anwar sagen kann. Ich war vor meiner Belohnung nie knauserig gewesen, ging danach aber auch nicht sorglos mit Geld um, doch ich hatte so viel davon, dass ich über fast unbegrenzte Möglichkeiten verfügte, um jemandem einen Tag zu verschönern oder hässliche Tage aus der Vergangenheit vergessen zu lassen. Am meisten Spaß machte es mir, Wochenendreisen durch New Hampshire zu organisieren. Ich führte meine Freunde in luxuriöse Restaurants, gab ihnen die Speisekarten und sagte mit meinem Birkenfeld-Grinsen, »Bestellt alles, was ihr wollt. UBS bezahlt und der Kellner ist Kevin Downing.«

Ich hatte keine großen Pläne für die Zukunft, aber ein paar Sachen wollte ich noch machen. Wenn Sie zu meiner Generation gehören, kennen Sie vielleicht noch die alte Fernsehserie *Geächtet*. Sie handelt von einem Kavallerieoffizier im Wilden Westen, der fälschlich des Verrats beschuldigt wird. Nachdem man seinen Säbel zerbrochen und ihm die Schulterklappen abgerissen hat, kämpft er die gesamte restliche Serie über darum, seinen Namen reinzuwaschen und sich an den Leuten zu rächen, die ihn betrogen haben. Das ist ein klassisches Motiv, das sich in vielen Sagen von der griechischen Mythologie bis zu den Whistleblowern von heute wiederholt. Meine Ziele waren ganz ähnlich: Ich wollte vor den Mächtigen die Wahrheit aussprechen, Menschen, die das nicht vertragen, unschöne Tatsachen auf den Tisch legen und mich zu Wort melden, wann immer der nächste Schweizer Banker sein hässliches Haupt erhebt und vorgibt, er habe einfach nichts gewusst. Ich wollte andere mutige Männer und Frauen finden, die geächtet und ruiniert worden waren, und ihnen meine Schulter zum Anlehnen anbieten. Inzwischen habe ich mehr als 100 Interviews gegeben und war Gast in unzähligen Fernsehsendungen, aber meine Arbeit ist noch

nicht zu Ende. Offenbar hat sich das Schicksal das als Berufung für mich ausgedacht, und ich nehme sie gerne an.

Schon bald nach meiner Entlassung bildete sich in meinem Kopf eine Entscheidung heraus, die später zur Gewissheit wurde – begleitet von etwas Traurigkeit: Nach dem Ende meiner Bewährungszeit wollte ich die USA verlassen, wahrscheinlich um nie mehr zurückzukehren. Sie waren das Land, in dem ich geboren wurde, in dem ich als Patriot, der bereit war, für mein Vaterland zu sterben, zu einem unterdrückten Bürger wurde, verraten und verkauft. Für mich war Amerika jetzt nicht mehr die leuchtende Stadt auf dem Hügel. Das Land wurde regiert von korrupten Politikern, inkompetenten Staatsanwälten und gierigen Finanzmenschen, von denen viele meine Todfeinde waren, sind und für immer bleiben würden. Ich wusste, dass ich trotzdem immer unsicher über meine Schulter blicken würde, aber weit weg von Amerikas Küsten würde es mir besser gehen. Ich dachte an einen hübschen See in Europa, mit einem abgeschlossenen Grundstück am Hang, einem großen, soliden Haus und gut bewaffneten Bodyguards. Natürlich wollte ich weiterhin meine Freunde und Familie in den USA besuchen und sie in mein kleines Schloss einladen. Nie wieder aber wollte ich den Launen der ungerechtfertigt Mächtigen ausgeliefert sein. Ich hatte vorher gut gelebt und wusste, wie man das Leben genießt.

Aber das muss noch ein paar Jahre warten.

In der Zwischenzeit bin ich zufrieden, wohlhabend und klüger. Ich habe genügend Spielzeuge, um mich zu amüsieren, und ab und zu gönne ich mir etwas Neues. Es gibt wohltätige Organisationen, die ich unterstütze, und mir mangelt es nicht an angenehmer Gesellschaft. Meine besten Freunde sind immer noch die alten, die mich schon kannten, bevor ich reich wurde. Ich bin in einen dunklen Kaninchenbau gestolpert und unversehrt und glücklich wieder herausgekommen.

Aber weil Sie mich schon so gut kennen, hat es ja keinen Sinn, Sie anzulügen.

Ich bin immer noch ein Hammer auf der Suche nach Nägeln …

Dank

Des Teufels Banker ist die Geschichte meines Whistleblowing und der dadurch ausgelösten Auflösung des Schweizer Bankgeheimnisses. Viele Menschen haben mir dabei geholfen, sie zu erzählen, aber als Erstes möchte ich all denen danken, die mich auf meiner langen Reise unterstützt haben.

Meine Familie und engen Freunde standen mir schon bei meinen frühen Bemühungen darum, den Skandal aufzudecken, zur Seite, und auch später während meines langen Gerichtsverfahrens, meiner Zeit im Gefängnis und bis heute. Mein Vater war besonders stolz darauf, dass ich die unlauteren Praktiken bei UBS ans Tageslicht gebracht habe. Mein Bruder Doug spielte eine unverzichtbare Rolle, denn er hat mir bei den vielen juristischen Verfahren, die gegen mich geführt wurden, den Rücken gestärkt. Er hat eng mit meinen Whistleblower-Anwälten zusammengearbeitet und dafür gesorgt, dass wir die bestmöglichen Argumente für mein Anliegen vortragen konnten. Danke, Doug!

Stephen Kohn und David Colapinto aus Washington D.C. und Dean Zerbe aus Houston haben meine Interessen nach dem Whistleblower-Gesetz des IRS vertreten. Es gibt keine besseren Rechtsanwälte als diese drei. Sie wissen alles über die Rechtslage für Whistleblower und die Arbeitsweise in Washington und sie haben ein Adlerauge für die ewigen Machenschaften im US-Justizministerium. Ich schulde ihnen Dank für die beispiellose hohe Belohnung, die ich bekommen habe – sie waren die Einzigen, die sich trauten, dafür zu kämpfen. John Cline aus San Francisco und Chris Hoge aus Washington D.C. waren entscheidend dafür, meine Interessen bei Auseinandersetzungen mit einem

ehemaligen Kunden zu wahren. Charles Poncet in Genf war von Anfang an für mich da und gab mir kluge Ratschläge, als ich zum internen Whistleblower bei UBS wurde und schließlich kündigte. Philippe de Guyenro war von unschätzbarem Wert, als es darum ging, meine Kooperation mit französischen Staatsanwaltschaften zu koordinieren, die das strafbare Verhalten von UBS untersuchten. Gerald Greenberg, mein geschickter Rechtsanwalt in Miami, hat das Justizministerium dazu gebracht, eine Reise nach Paris zu genehmigen, obwohl ich noch unter Bewährung stand – ich wurde in Frankreich dringend zur Unterstützung des Ermittlungsverfahrens gegen UBS gebraucht und das US-Ministerium zeigte sich zunächst wenig bereit, sie zu ermöglichen. Dank Jerry konnte ich außerdem meinen 50. Geburtstag mit vielen Freunden in der Stadt der Lichter verbringen.

Eine Reihe von Non-Profit-Organisationen hat sich frühzeitig meines Falls angenommen. Jesselyn Raddack, damals beim Government Accountability Project (GAP), hat viel dafür getan, meinen Fall an die Öffentlichkeit zu bringen. Sie deckte auf, wie das Justizministeriums versuchte, mich zu stoppen, indem es mich strafrechtlich verfolgte – also genau denjenigen, der ihm die Schlüssel zur größten Steuerhinterziehung aller Zeiten überreicht hatte. Manche sahen mich als Helden an, doch am Ende gelang es dem Ministerium, mich ins Gefängnis zu bringen. Raddacks eigene hässliche Erfahrungen als Whistleblowerin im Justizministerium und ihr Einsatz für zahllose andere Whistleblower haben dazu beigetragen, Aufmerksamkeit für meinen Fall zu schaffen.

Neben dem GAP haben auch das National Whistleblower Center (NWC), das Project on Government Oversight (POGO), Taxpayers Against Fraud (TAF), Transparency International, Global Witness, Democracy Now, die No Fear Coalition, Disclosure Watch, das Federal

Ethics Center, Whistleblowers USA, Federal Accountability for Reform (FEAR), das National Forum on Judicial Accountability, der Whistleblowers Support Fund, die International Association of Whistleblowers und das National Public Radio (NPR) ihren Teil beigetragen. Sie haben das Scheinwerferlicht darauf gerichtet, wie schlecht ich vom Justizministerium behandelt wurde und wie UBS und andere Privatbanken reichen Amerikanern als Komplizen dabei halfen, sich vor ihren Steuerpflichten zu drücken.

Neben den Whistleblower-Organisationen gab es zahlreiche Journalisten, die intensiv recherchiert und Berichte über die illegalen Praktiken von UBS und anderen Privatbanken sowie die Zurückhaltung des Justizministeriums bei ihrer Verfolgung und Bestrafung geschrieben haben. Aus den USA möchte ich die folgenden Journalisten für ihre aufschlussreiche Berichterstattung erwähnen: Sharyl Attiksson, Fabio Benedetti-Valentini, Michael Bronner, Jesse Drucker, Juan Gonzalez, James Grimaldi, David Hilzenrath, William Hoke, Eamon Javers, Janet Novack, Daniel Ryntjes, Laura Saunders, Dave Solomon, Ken Stier und Vivienne Walt. Außerhalb der USA entwickelt sich die Story über verschwörerische Banken, die Privatpersonen bei Steuerhinterziehung unterstützen, noch weiter. Hier haben die folgenden Journalisten dazu beigetragen, die Mittäterschaft von UBS und anderen Privatbanken beim Steuerraub an Regierungen weltweit aufzudecken: Ian Allison, Tom Burgis, Astrid Dörner, Catherine Dubouloz, Siri Gedde-Dahl, Lukas Hassig, Michel Henry, Arthur Honegger, John Letzing, Matthieu Pelloli, Edouard Perrin, François Pilet, Valerie de Senneville, Haig Simonian, Sebastian Sittl, Goran Skaalmo, Noopur Tiwari, Roar Valderhaug, Matthew Valencia und Maritina Zafeiriadou. Mit Sicherheit habe ich einige andere vergessen, die ebenfalls wertvolle Beiträge zur Aufdeckung des weltweiten Betrugs

geleistet haben. Für diese Nachlässigkeit möchte ich mich entschuldigen und auch ihnen meinen aufrichtigen Dank aussprechen.

Als ich mich mit der damals größten Bank der Welt anlegte, wusste ich nicht wirklich, mit welchen Folgen Whistleblower zu rechnen haben, wenn sie das Richtige tun. In den vergangenen Jahren hatte ich dann das Glück, einige mutige Menschen zu treffen, die ebenfalls alles riskiert haben, um Fehlverhalten aufzudecken. Ich möchte Harry Markopolos – dem Mann, der das viele Milliarden umfassende Pyramidensystem von Bernie Madoff ans Tageslicht gebracht hat – und den vielen anderen Whistleblowern für ihren mutigen Einsatz danken. Wir müssen anerkennen, dass Menschen wie sie einen wichtigen Beitrag für die Gesellschaft leisten, und wir müssen uns für Gesetze und Programme einsetzen, die ihre Arbeit unterstützen und sicherstellen, dass sie angemessen kompensiert werden.

Danken möchte ich auch all denjenigen, die mich dabei unterstützt haben, meine Geschichte zu erzählen. An meine Freunde, Familie und Kollegen: Ich weiß sehr zu schätzen, wie ihr mir dabei geholfen habt, mich an meine vielen Erfahrungen rund um den Globus zu erinnern, die Arbeit und das Leben eines Privatbankers zu beschreiben und dafür zu sorgen, dass meine Geschichte nicht unnötig abschweift. Ebenfalls danken möchte ich Eric Rayman, der mir geholfen hat, mich in der undurchdringlichen Welt des Literaturrechts zurechtzufinden.

Für immer dankbar sein werde ich meinen sehr lieben Freunden Fritz Bell, möge er in Frieden ruhen, und Will Fregosi, die nach meiner Entlassung aus dem Gefängnis eine Unterkunft, einen Job und Gesellschaft für mich hatten. Sie haben mir dabei geholfen, auf beiden Füßen zu landen, waren sehr stolz auf mein Whistleblowing und haben mich ermutigt, der Welt meine Geschichte zu erzählen.

Abschließend möchte ich auch Steven Hartov meine tiefe Dankbarkeit ausdrücken. Er hat viele lange Stunden damit verbracht, sich meine Geschichte anzuhören, tief in das Leben eines Privatbankers einzutauchen und intensiv über meinen historischen Whistleblower-Fall und das Drama meines langen Kampfs gegen das Justizministerium zu recherchieren. Meisterhaft hat er meine Stimme eingefangen und in *Des Teufels Banker* erzählen wir zusammen die wahre Geschichte darüber, wie ich dem geheimen Treiben der Schweizer Banken ein Ende gesetzt habe.

Anhang

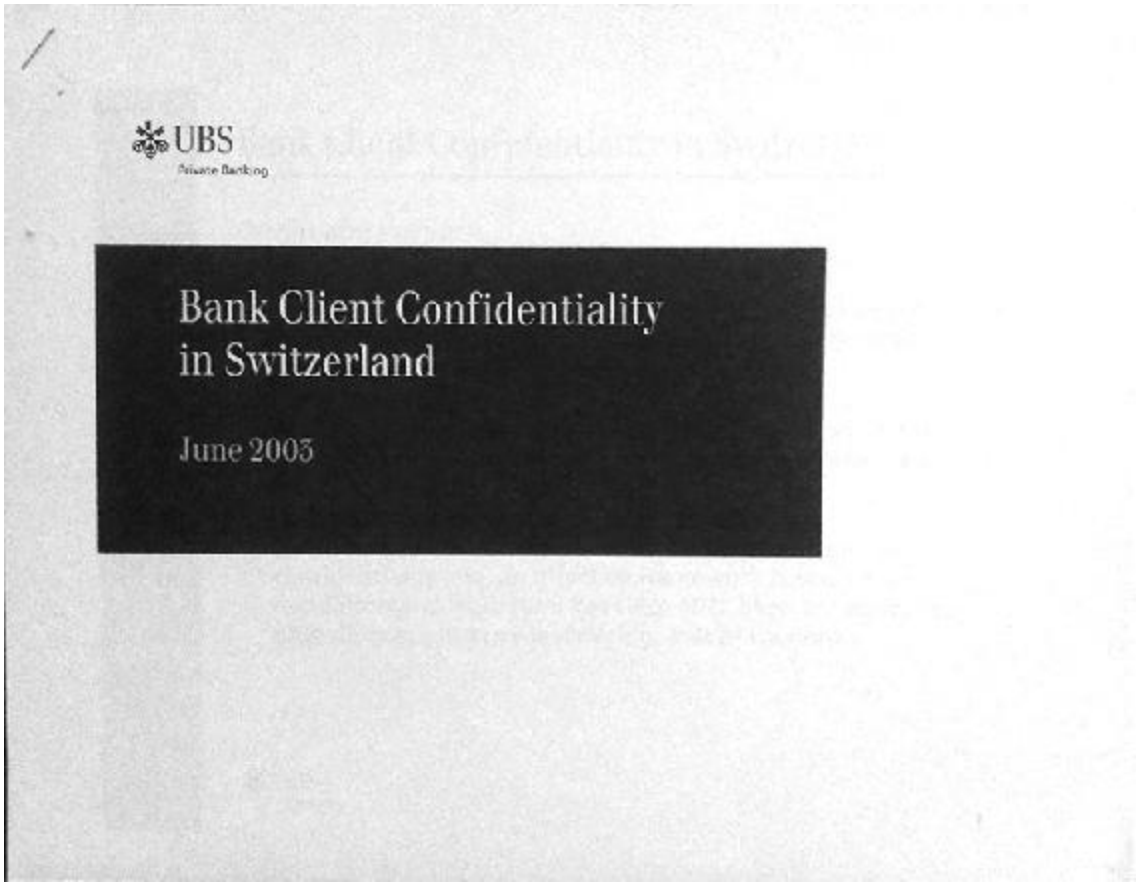
Die zehn größten Skandale bei UBS

Mit meinem historischen Whistleblowing habe ich nur eines von vielen illegalen Programmen aufgedeckt, die UBS in den letzten Jahren betrieben hat. Der von mir an die Öffentlichkeit gebrachte Skandal um Steuerhinterziehung durch ausländische Kunden gehörte zwar zu den größten. Doch das Ausmaß und die Bandbreite der übrigen Aktivitäten zeigt, wie hemmungslos die Bank in ihrem gesamten weltweiten Geschäft Gesetze missachtet hat.

10. Mai 2004 – Illegaler Transfer von US-Währung in Länder, die unter Sanktionen standen
    Strafe: 100 Millionen Dollar
18. Februar 2009 – Offshore-Steuerhinterziehung in den USA
    Strafe: 780 Millionen Dollar
4. Mai 2011 – Wertpapierbetrug am Markt für Derivate auf Kommunalanleihen
    Strafe: 160 Millionen Dollar
26. November 2012 – Unlegitimierter Händler in Großbritannien verursacht einen Verlust von 2,3 Milliarden Dollar
    Strafe: 47,6 Millionen Dollar
19. Dezember 2012 – Manipulationen am LIBOR-Zinssatz
    Strafe: 1,5 Milliarden Dollar

25. Juli 2013 – Betrug mit hypothekenbesicherten Wertpapieren
    Strafe: 885 Millionen Dollar
29. Juli 2014 – Offshore-Steuerhinterziehung in Deutschland
    Strafe: 403 Millionen Dollar
30. September 2014 – Offshore-Steuerhinterziehung und Geldwäsche in Frankreich
    Strafe: 1,4 Milliarden Dollar
20. Mai 2015 – Devisenmarkt- und LIBOR-Skandal
    Strafe: 545 Millionen Dollar
10. März 2016 – Gesetzesverstöße bei den Bonuszahlungen an UBS-Banker
    Strafe: 130 Millionen Dollar

Dokument 1: Geheimhaltung bei Schweizer Banken



Diese Power-Point-Präsentation nannte die Gründe dafür, dass UBS gegenüber Kunden behauptete, sie seien durch das Schweizer Bankgeheimnis vollkommen geschützt (was sich als falsch erwies).

Dokument 2: Das dreiseitige Memo

Cross-Border Banking Activities into the United States (**version November 2004**)

1. Introduction; Regulated Activities in United States and Status of UBS Entities

The U.S. legal regulatory framework draws an important distinction between banking and securities activities:

Banking activities, most important cash and custody services, are governed by various federal and state laws and are regulated by various federal and state banking supervisors, including, in the case of UBS AG's branches, agencies, and bank depository subsidiaries, the Federal Reserve Board (the "Board"), the Office of the Comptroller of the Currency ("OCC"), the Federal Deposit Insurance Corporation ("FDIC") and the Connecticut, Illinois and Utah state banking departments.

Securities related activities (i.e., broker-dealer, investment advisor) are governed by various federal and state laws and are regulated by the Securities and Exchange Commission ("SEC") and state securities supervisors. Broker-dealers also are members of, and governed by, a self-regulatory organization ("SRO") known as the National Association of Securities Dealers ("NASD"). There is a separate regulator and regulatory scheme for providers of commodities services.

UBS AG has several U.S. branches and agencies and various non-banking subsidiaries all properly licensed, but these licenses do not encompass cross-border services provided to U.S. residents by UBS AG offices or affiliates outside of the United States. (Unless otherwise specified, all references herein to "UBS AG" refer to offices located, or employees based, outside of the United States).

2. Advertising & Events

Advertising: Some state laws prohibit banks without a banking license from that state from soliciting deposits from that state's residents. States also may prohibit non-licensed lenders from making certain loans to consumers in such states. Any entity outside of the United States that is not registered with the SEC (and, in the case of brokerage activities, with the NASD) may not advertise securities services or products in the United States. Therefore, UBS AG will not advertise and market for its services with material going beyond generic information relating to the image of UBS AG and its brand in the U.S.

Events. UBS AG may not organize, absent an opinion from Legal, events in the U.S.

3. Establishing Relationships with New Clients Resident in the United States

Securities services/products. UBS AG may not establish relationships for securities products or services with new clients resident in the United States with the use of U.S. jurisdictional means. Thus, it must ensure that it does not contact securities clients in the United States through telephone, mail, e-mail, advertising, the internet or personal visits.

Banking services/products. To avoid possible violations of state law and/or to avoid establishing and maintaining a place of business in the United States, UBS AG should ensure that:

- No marketing or advertising activity targeted to U.S. persons takes place in the United States;
- No solicitation of account opening takes place in the United States;
- No cold calling or prospecting into the United States takes place;

- No negotiating or concluding of contracts takes place in the United States;
- No carrying or transmitting of cash or other valuables of whatever nature out of the United States takes place; The same applies to actively organizing such transfers or attempting to circumvent this prohibition through other means.
- No routine certification of signatures, transmission of completed account documentation, or related administrative activity on behalf of UBS AG takes place;
- Employees do not carry on substantial activities at fixed location(s) while in the United States thereby establishing an office or maintaining a place of business.

Outside the United States. Soliciting and accepting banking business from U.S. residents while they are outside of the United States generally is not problematic.

---

4. Maintaining Relationships with Clients Resident in the United States

Securities services/products. UBS AG may not maintain relationships for securities services or products with clients resident in the United States, unless the relationship is conducted without the use of U.S. means (*e.g.*, telephone, mail, e-mail, advertising, the internet or personal visits into the United States) and consistent with procedures UBS AG has established in this regard.

Banking services/products. If UBS AG obtains a U.S. resident client for banking services without violating the restrictions set forth in section 3 above, it may service the account:

- UBS AG may provide statements, account information and transaction confirmations to the client, provided it does so in accordance with the terms agreed by the client and in compliance with all applicable internal procedures.
- UBS AG may provide product and service information subject to the points mentioned in section 6 below.
- UBS AG may certify signatures, transmit account documentation and conduct related administrative activity for existing clients.

Under no circumstances will UBS AG be carrying or transporting cash and other valuables of whatever nature on behalf of clients into or out of the United States. The same applies to actively organizing such transfers or attempting to circumvent the prohibition.

When traveling cross-border, UBS AG employees always must remember that all clients of UBS AG expect us to take all necessary steps to safeguard confidentiality. Client advisors are referred to separate guidance on the protection of confidential information and other available resources that may assist.

---

5. Dealing with Financial Intermediaries and other Non-Private Clients Resident in the United States

Securities services/products. UBS AG may not deal with financial intermediaries or other non-private clients resident in the United States in matters relating to securities services and products, except for registered broker-dealers and U.S. licensed banks, provided that it does not directly or indirectly deal with the private and non-private clients of such broker-dealers and banks.

Banking services/products. UBS AG may accept referrals from financial intermediaries in the United States, provided that the financial intermediaries (i) do not work for UBS AG, (ii) do not actively market UBS AG services and products, and (iii) make referrals only to accommodate client requests. In dealing with such intermediaries, UBS AG must comply with the restrictions set forth in sections 3 and 4 above.

---

6. Product Offering

Securities products. All securities products offered to U.S. persons must be compliant with U.S. laws, which generally means that they must be registered with the SEC. The purchase of securities may be exempt from registration if certain condition are met.

Lending products. It may be necessary to obtain a state license to offer lending products, depending on the purpose, amount, interest rate and borrower of the product. There is a reasonable argument that federal consumer protection laws do not apply to products offered by non-U.S. entities, but state consumer protection laws (e.g., anti-usury) may apply.

Research. UBS AG research may not be distributed to clients in the United States, except in very limited circumstances.

E-Banking. UBS AG has implemented specific restrictions for e-banking for U.S. customers.

Diese UBS-Mitteilung war der entscheidende Grund dafür, dass Bradley Birkenfeld zum Whistleblower wurde.

Dokument 3: UBS-Schulungsmaterial

Case Studies Cross-Border Workshop NAM

- Please go through each case. Put yourself into the concrete situation as it occurs in real life.
- Do not tackle the case with the perspective of what you think that Legal, Compliance, IT or Security Risk wants to hear.
- Compare your behaviours with the ones of your colleagues in the group.
- Identify and note questions you want to raise in the plenary session.

Case 1

During your trip to the USA/Canada, where you wish to visit various clients, you are stopped at the border by the customs authority or during your stay by the police and confronted with the following questions:

- purpose of your visit
- your profession
- people you are going to visit
- content of your baggage incl. notebook, cell phone, PDA (SMS, MMS, digital photographing) or Blackberry

Question 1: How do you react? How do you prepare for such a potential confrontation? How did you fill out your immigration form?

You get a strange feeling about the way the way the questions are asked. You remember that, with the intention to avoid having to carry those documents with you, you had sent an envelope with some of the sensitive account related data to your hotel (alternatively: a friend in the respective country whom you know very well; a family member; a local business contact).

Question 2: How do you handle sensitive documents you want to use during your visit (such as account statements and similar documents) when planning a trip to the USA/Canada?

Case 2

During the discussion with a very interesting prospect in the USA/Canada he/she indicates that he/she has a substantial amount of money to transfer from his/her home country to your bank. The prospect queries whether the bank can assist him/her in this respect. He/She mentions in the same token that Bank XYZ had offered him/her very concrete services for his/her assistance.

Question: How do you react? Would it make a difference if the person was a long standing client of the bank?

Case 3

During a trip to the USA/Canada you intend to meet client X. He recently gave you a telephone call and asked you to bring his latest account statements with you at your next visit. He also mentioned that he would like to hand over to you a number of written trading orders and to discuss them at the proposed meeting. Finally, he refers to the telephone conversation you had with him some weeks ago regarding the advantages of a PM mandate and he asked you to also bring along the necessary documents for the conclusion of a PM contract.

Permanent Subcommittee on Investigations
EXHIBIT #92

Dieses Dokument aus einer Schulung von UBS nennt Beispiele dafür, womit Banker zu rechnen haben, wenn sie in die USA oder nach Kanada reisen.

Dokument 4: Vereinbarung über den Verzicht auf eine Strafverfolgung von Martin Liechti

U.S. Department of Justice

United States Attorney
Southern District of Florida

500 East Broward Boulevard Ste. 700
Fort Lauderdale, FL 33394
(954) 356-7255

July 2, 2008

David M. Zornow, Esq.
Skadden, Arps, Slate, Meagher, & Flom LLP
Four Times Square
New York, New York 10036

Re: Martin Liechti

Dear Mr. Zornow:

On the understandings specified below, the United States Attorney's Office for the Southern District of Florida and the Department of Justice, Tax Division (collectively hereinafter "the United States government"), will not criminally prosecute Martin Liechti for any crimes he committed related to his involvement in a tax fraud scheme whereby UBS managers, UBS bankers, United States clients of UBS and others defrauded the United States and other United States government agencies, including the Internal Revenue Service and the Securities Exchange Commission with respect to United States cross-border banking and investment activities (hereinafter "the UBS tax fraud scheme").

In exchange for these promises, Martin Liechti agrees that should the United States government determine that he willfully violated any of the following conditions, then: (a) Martin Liechti shall thereafter be subject to prosecution for any federal criminal violation of which the United States government has knowledge, including perjury and obstruction of justice, and any such prosecution that is not time-barred by the applicable statute of limitations on the date of the signing of this Agreement may be commenced against Martin Liechti, notwithstanding the expiration of the statute of limitations between the signing of this Agreement and the commencement of such prosecution; and (b) all statements made by Martin Liechti to the United States government or any United States law enforcement agency designated by the United States government, including statements given pursuant to a proffer agreement executed on May 22, May 23, June 2, June 12, and June 18, 2008 and any testimony given by Martin Liechti before a grand jury or other United States tribunal, whether prior to or subsequent to the signing of this Agreement, and any leads from such statements or testimony shall be admissible in evidence in any criminal proceeding brought against Martin Liechti.

This Agreement does not provide any protection against prosecution for any crimes except as set forth above.

1. Martin Liechti (a) shall truthfully and completely disclose all information with respect to the activities of himself and others concerning all matters about which the United States government inquires of him, which information can be used for any purpose; (b) shall cooperate fully with the United States government, the Internal Revenue Service, and any other law enforcement agency designated by this Office; (c) upon reasonable notice shall attend all meetings at which the United States government requests his presence; (d) shall provide to United States government upon request, any document, record, or other tangible evidence in his custody, possession or control relating to matters about which the United States government or any designated law enforcement agency inquires of him; (e) shall truthfully testify before the grand jury and at any trial and other court proceeding with respect to any matters about which the United States government may request his testimony; (f) shall bring to the attention of the United States government all crimes as defined by United States law which he may have committed, and all administrative, civil or criminal proceedings, investigations, or prosecutions in which he has been or is a subject, target, party, or witness; and (g) shall commit no crimes as defined by United States law whatsoever. Moreover, any assistance Martin Liechti may provide to federal criminal investigators shall be pursuant to the specific instructions and control of the United States government and designated investigators.

2. Martin Liechti appoints his attorney, David M. Zornow, as his agent to accept service of legal process, including subpoenas and summonses, in any proceeding instituted by the United States government or to which the United States government is a party with respect to the fraud scheme described above.

3. Unless and until the United States government decides otherwise, Martin Liechti shall remain in the United States until the United States government obtains from UBS AG or otherwise the compilation of documents assembled by Martin Liechti and his assistant in early 2008 concerning the fraud scheme described above, the existence of which Martin Liechti disclosed to the United States government pursuant to a proffer agreement on June 12, 2008.

4. Unless and until the United States government decides otherwise, Martin Liechti shall remain in the United States until either (a) UBS AG executes a stipulation satisfactory to the United States government regarding the admissibility of Martin Liechti's affidavit dated July 2, 2008 in any proceeding the United States government institutes against UBS AG to which the United States government or any United States government agency is a party with UBS AG, or (b) until the United States government secures Martin Liechti's testimony in a deposition so ordered by a district court judge pursuant to Rule 15 of the Federal Rules of Criminal Procedure and to which UBS AG is a party.

5. Martin Liechti shall provide to the United States government the names and identification information of UBS AG United States clients who had or have undeclared accounts with UBS AG. Martin Liechti shall remain in the United States until he has provided this information to the United States government.

6. Should Martin Liechti commit any crimes as defined by United States law subsequent to the date of signing of this Agreement, or should it be determined that he has intentionally given false, incomplete, or misleading testimony or information, or should he otherwise violate any provision of this Agreement, Martin Liechti shall thereafter be subject to prosecution for any federal criminal violation of which the United States government has knowledge, including perjury and obstruction of justice. Any such prosecution that is not time-barred by the applicable statute of limitations on the date of the signing of this Agreement may be commenced against Martin Liechti, notwithstanding the expiration of the statute of limitations between the signing of this Agreement and the commencement of such prosecution. It is the intent of this Agreement to waive all defenses based on the statute of limitations with respect to any prosecution that is not time-barred on the date that this Agreement is signed.

7. If the United States government determines that Martin Liechti has committed any crime as defined by United States law after signing this Agreement or has intentionally given false, incomplete, or misleading testimony or information, or has otherwise violated any provision of this Agreement, (a) all statements made by Martin Liechti to the United States government or any United States law enforcement agency designated by the United States government, including statements given pursuant to a proffer agreement executed on May 22, May 23, June 2, June 12, and June 13, 2008 and any testimony given by Martin Liechti before a grand jury or other United States tribunal, whether prior to or subsequent to the signing of this Agreement, and any leads from such statements or testimony shall be admissible in evidence in any United States criminal proceeding brought against Martin Liechti; and (b) Martin Liechti shall assert no claim under the United States Constitution, any statute, Rule 410 of the Federal Rules of Evidence, or any other federal rule that such statements or any leads therefrom should be suppressed. It is the intent of this Agreement to waive all rights in the foregoing respects.

8. This Agreement does not bind any state or local prosecuting authority. The United States government will, however, bring the cooperation of Martin Liechti to the attention of other prosecuting offices and any other foreign or domestic agency, if requested by Martin Liechti.

9. With respect to this matter, this Agreement supersedes all prior, if any, understandings, promises and/or conditions between the United States government and Martin Liechti. No additional promises, agreements, and conditions have been entered into other than those set forth in this letter and none will be entered into unless in writing and signed by all parties.

Very truly yours,

R. ALEXANDER ACOSTA
UNITED STATES ATTORNEY

By:
KEVIN M. DOWNING
SENIOR TRIAL ATTORNEY
MICHAEL P. BEN'ARY
TRIAL ATTORNEY
UNITED STATES DEPARTMENT OF JUSTICE
TAX DIVISION
JEFFREY A. NEIMAN
ASSISTANT U.S. ATTORNEY

I have read this letter and have discussed it fully with my attorney. I understand and agree to the terms set forth in this letter. This letter fully and accurately sets forth my agreement with the Office of the United States Attorney for the Southern District of Florida and the Department of Justice, Tax Division. There have been no additional promises or representations made to me by any officials or law enforcement authorities of the United States in connection with this matter. I have signed this agreement knowingly, intelligently, freely and voluntarily because I believe it is in my best interest to do so.

MARTIN LIECHTI

I represent Martin Liechti as his legal counsel. I have discussed this letter with my client, and to the best of my knowledge, he understands this letter and agrees to the terms set forth therein.

DAVID M. ZORNOW, ESQ.

4

Die geheime Vereinbarung über den Verzicht auf eine Strafverfolgung vom 2. Juli 2008 sah vor, dass Martin Liechti in vollem Umfang mit der US-Regierung kooperiert. Zwei Wochen später sollte er vor dem Untersuchungsausschuss des Senats aussagen, weigerte sich jedoch,

irgendwelche Fragen zu beantworten. Trotz dieses klaren Verstoßes gegen die Vereinbarung verließ Liechti die USA im Monat darauf in aller Stille und wurde vom Justizministerium nie angeklagt.

Dokument 5: Brief von Senator Levin

JOSEPH I. LIEBERMAN, CONNECTICUT, CHAIRMAN
CARL LEVIN, MICHIGAN
DANIEL K. AKAKA, HAWAII
THOMAS R. CARPER, DELAWARE
MARK L. PRYOR, ARKANSAS
MARY L. LANDRIEU, LOUISIANA
CLAIRE MCCASKILL, MISSOURI
JON TESTER, MONTANA
ROLAND W. BURRIS, ILLINOIS
MICHAEL F. BENNET, COLORADO
SUSAN M. COLLINS, MAINE
TOM COBURN, OKLAHOMA
JOHN MCCAIN, ARIZONA
GEORGE V. VOINOVICH, OHIO
JOHN ENSIGN, NEVADA
LINDSEY GRAHAM, SOUTH CAROLINA
ROBERT F. BENNETT, UTAH
MICHAEL L. ALEXANDER, STAFF DIRECTOR
BRANDON L. MILHORN, MINORITY STAFF DIRECTOR AND CHIEF COUNSEL

United States Senate

COMMITTEE ON
HOMELAND SECURITY AND GOVERNMENTAL AFFAIRS
WASHINGTON, DC 20510-6250

July 28, 2009

VIA U.S. MAIL & EMAIL (dmeier@toddweld.com)

David E. Meier, Esq.
Todd & Weld, LLP
28 State Street, 31st Floor
Boston, MA 02109

Dear Mr. Meier:

This is in response to your request that I provide my assessment of the assistance provided by Mr. Bradley Birkenfeld to the Permanent Subcommittee on Investigations in the course of its investigation into tax haven banks and their impact on tax compliance in the United States.

In October of 2007, Mr. Birkenfeld initiated a contact with the Subcommittee and subsequently provided testimonial and documentary information related to his employment as a private banker at UBS in Switzerland. In a sworn deposition before Subcommittee staff, Mr. Birkenfeld supplied information on the program conducted by UBS Switzerland to attract client accounts in the United States, and the activities and practices employed by UBS private bankers operating out of Switzerland.

Throughout the Subcommittee investigation, which lasted over 14 months, Mr. Birkenfeld voluntarily made himself available for additional staff interviews and provided additional documents to the Subcommittee.

The information provided by Mr. Birkenfeld has been accurate and enabled the Subcommittee to initiate its investigation into the practices of UBS.

Sincerely,

Carl Levin

Carl Levin
Chairman
Permanent Subcommittee on Investigations

In diesem Brief erkennt Carl Levin, Vorsitzender des Ständigen Unterausschusses für Untersuchungen des US-Senats, eindeutig an, dass Bradley Birkenfeld mit seinem mutigen Einsatz mehrere Ermittlungsverfahren, Anhörungen und Untersuchungen auslöste, die UBS zu Fall brachten.

Dokument 6: Brief von Charles Grassley

MAX BAUCUS, MONTANA, CHAIRMAN
JOHN D. ROCKEFELLER IV, WEST VIRGINIA
KENT CONRAD, NORTH DAKOTA
JEFF BINGAMAN, NEW MEXICO
JOHN F. KERRY, MASSACHUSETTS
BLANCHE L. LINCOLN, ARKANSAS
RON WYDEN, OREGON
CHARLES E. SCHUMER, NEW YORK
DEBBIE STABENOW, MICHIGAN
MARIA CANTWELL, WASHINGTON
BILL NELSON, FLORIDA
ROBERT MENENDEZ, NEW JERSEY
THOMAS R. CARPER, DELAWARE
CHUCK GRASSLEY, IOWA
ORRIN G. HATCH, UTAH
OLYMPIA J. SNOWE, MAINE
JON KYL, ARIZONA
JIM BUNNING, KENTUCKY
MIKE CRAPO, IDAHO
PAT ROBERTS, KANSAS
JOHN ENSIGN, NEVADA
MICHAEL B. ENZI, WYOMING
JOHN CORNYN, TEXAS

RUSSELL SULLIVAN, STAFF DIRECTOR
KOLAN DAVIS, REPUBLICAN STAFF DIRECTOR AND CHIEF COUNSEL

United States Senate

COMMITTEE ON FINANCE

WASHINGTON, DC 20510-6200

June 8, 2010

The Honorable Timothy F. Geithner
Secretary of the Treasury
Department of the Treasury
1500 Pennsylvania Avenue
Washington, DC 20220

The Honorable Douglas L. Shulman
Commissioner
Internal Revenue Service
1111 Constitution Avenue NW
Washington, DC 20224

Dear Secretary Geithner and Commissioner Shulman:

I am writing to express my concern about continued tax evasion by taxpayers using secret Swiss bank accounts, particularly accounts at UBS AG. Swiss lawmakers voted today to block the treaty the United States hammered out with Switzerland last year. While I understand that today's vote in the lower chamber of the Swiss Parliament is not the final word, I am worried that the Internal Revenue Service ("IRS") is doing next to nothing to identify tax evasion by U.S. taxpayers utilizing these accounts while waiting for ratification of the treaty.

It has been over three years since Mr. Bradley Charles Birkenfeld approached the Department of Justice, IRS and the Securities and Exchange Commission about potential tax evasion facilitated by UBS AG on behalf of U.S. clients. The attached letter from Mr. Birkenfeld's attorneys outlines a number of steps that the IRS could have taken with the information he provided in March 2007. It seems this information would allow the IRS to trace individuals in the U.S. that had UBS bank accounts. In addition, this letter also provides information about UBS USA, a wholly-owned subsidiary of UBS AG, and its involvement in UBS AG activities here in the U.S.

Using this information to identify U.S. clients would appear to be more productive than simply pursuing agreements and treaties with the Swiss, especially since those avenues seem limited to specific individuals. It does not appear that you would need a treaty, or other agreement with the Swiss government, to pursue the records of UBS USA.

As a result, I would like a detailed listing of all steps IRS has taken with the information that Mr. Birkenfeld provided. Please note that I am not asking for information about any individual taxpayer so I do not expect section 6103 to preclude you from responding to my request. I would also like to know what IRS is doing to ensure that, if and when it receives a complete list of UBS AG account holders, the IRS will not be precluded by the statute of limitations from auditing those individuals.

Today's vote in Switzerland only underscores the need for the IRS to encourage whistleblowers to come forward. Mr. Birkenfeld blew the whistle on just one bank. What is the IRS doing to encourage more whistleblowers to come forward about offshore bank accounts?

I appreciate your prompt attention to this matter and ask for a written response by June 18, 2010. Please contact me or my staff at (202) 224-4515 with any questions.

Sincerely,

Chuck Grassley

Chuck Grassley
Ranking Member

Enclosure

Dieser Brief von Charles »Chuck« Grassley, dem Verfasser des amerikanischen Whistleblower-Gesetzes, kritisiert deutlich die

Tatenlosigkeit der US-Regierung, nachdem sie von Bradley Birkenfeld beispiellose weitreichende Informationen über UBS bekommen hatte.

Dokument 7: Brief von Bradley Birkenfelds Rechtsanwälten

STRICTLY CONFIDENTIAL

November 17, 2009

The Honorable Carl Levin
U.S. Senate
269 Russell Senate Office Building
Washington, D.C. 20510

Bradley Birkenfeld – IRS Whistleblower- UBS

Dear Senator Levin:

My firm has been retained to represent Mr. Bradley Birkenfeld on his whistleblower claims.

I would like to take this opportunity to express my gratitude to you and your staff for the July 28, 2009, letter you wrote regarding the nature and extent of the assistance provided by my client, Bradley Birkenfeld (the IRS whistleblower against UBS) to the Permanent Subcommittee on Investigations. This letter was very helpful and was submitted to the Court at Mr. Birkenfeld's sentencing hearing in the United States District Court for the Southern District of Florida on August 21, 2009.

However, I feel compelled to bring a number of very serious matters to your attention. These matters directly concern the integrity of the new IRS Whistleblower Law, and the ability of the United States Government to ensure that the Congressional intent behind this law is fulfilled and the right of whistleblowers to fully and completely communicate with the U.S. Congress. Given the harmful impact of illegal international bank secrecy on the United States, as fully documented by the work of your Subcommittee, we believe these matters should be immediately reviewed.

First, I had the opportunity to review some of the early e-mails between Mr. Birkenfeld's prior attorneys and the Tax Division of the Department of Justice, including the chief prosecutor assigned to the Birkenfeld matter, Mr. Kevin Downing. These early e-mails, attached hereto, demonstrate that the DOJ did not understand that Mr. Birkenfeld was in fact a whistleblower that desired to come to the United States and make significant voluntary disclosures both to the DOJ, the IRS Whistleblower Office and the United States Government. As far back as March of 2007, the prosecutors were refusing to consider Mr. Birkenfeld a "whistleblower," despite his requests for protection under the newly enacted IRS Whistleblower Law

(passed by Congress in December of 2006). Mr. Birkenfeld's former counsel attempted to explain to the prosecutors the vital importance of the disclosures Mr. Birkenfeld intended to make, but they were brushed off ("don't minimize the importance of the information that our client is about to give the government... We look forward to working on the same side as you and the government in this matter."). E-mail Chain, March 28, 2007.

The misunderstanding concerning Mr. Birkenfeld's status as a whistleblower, and his willingness to voluntarily provide information to the government was not resolved. On June 11, 2007, the prosecutors recognized Mr. Birkenfeld's desire to work with the IRS whistleblower program, but specifically stated that DOJ is "not a part of the IRS whistleblower program." See e-mail chain dated June 11, 2007. Likewise, as a whistleblower, Mr. Birkenfeld had information relevant to the SEC. Yet by refusing to consider him a whistleblower the DOJ interfered with his ability to fully communicate with all relevant federal law enforcement agencies.

Despite the fact that the IRS Whistleblower Law is part of the laws of the United States, the DOJ was not willing or able to alter its approach to Mr. Birkenfeld in light of the new Congressional mandate. Moreover, under the False Claims Act (the law for which the IRS Whistleblower Law is based), the Department of Justice regularly works hand-in-hand with the program offices for which the contracting abuse is material. For whatever reason, the DOJ was not willing to consider Mr. Birkenfeld a whistleblower. These differences also impacted Mr. Birkenfeld's relationship with the U.S. Senate inasmuch as the DOJ raised objections to his cooperation with the Senate.

The disconnect between Mr. Birkenfeld's desire to "blow the whistle" on the UBS tax fraud and SEC violations, and the DOJ's refusal to consider Mr. Birkenfeld a whistleblower, harmed the interests of the United States and federal law enforcement.

First is the issue of Mr. Olenicoff. At the August 2009 sentencing hearing the DOJ prosecuting attorney stated that if Birkenfeld had disclosed information related to Mr. Olenicoff when he met with the DOJ, the United States would have recommended no jail time in this matter. During the sentencing hearing the DOJ prosecutor, Mr. Downing, stated that Mr. Birkenfeld did not disclose his relationship with Olenicoff. On page 32, lines 12-16 the prosecutor insinuates that Mr. Birkenfeld withheld information on Olenicoff because he wanted to "continu[e] aiding and assisting Mr. Olenicoff committing tax evasion." On page 33, lines 14-21 of the transcript the prosecutor is more specific in his criticism of Mr. Birkenfeld, and states that "Mr. Olenicoff would be in jail had Mr. Birkenfeld come in, in 2007 and disclosed that information." The prosecutor concludes by stating that Mr. Birkenfeld's failure to disclose information on Olenicoff was key to "why the U.S. government seeks jail time for Mr. Birkenfeld." Page 33, lines 19-21.

(passed by Congress in December of 2006). Mr. Birkenfeld's former counsel attempted to explain to the prosecutors the vital importance of the disclosures Mr. Birkenfeld intended to make, but they were brushed off ("don't minimize the importance of the information that our client is about to give the government... We look forward to working on the same side as you and the government in this matter."). E-mail Chain, March 28, 2007.

The misunderstanding concerning Mr. Birkenfeld's status as a whistleblower, and his willingness to voluntarily provide information to the government was not resolved. On June 11, 2007, the prosecutors recognized Mr. Birkenfeld's desire to work with the IRS whistleblower program, but specifically stated that DOJ is "not a part of the IRS whistleblower program." See e-mail chain dated June 11, 2007. Likewise, as a whistleblower, Mr. Birkenfeld had information relevant to the SEC. Yet by refusing to consider him a whistleblower the DOJ interfered with his ability to fully communicate with all relevant federal law enforcement agencies.

Despite the fact that the IRS Whistleblower Law is part of the laws of the United States, the DOJ was not willing or able to alter its approach to Mr. Birkenfeld in light of the new Congressional mandate. Moreover, under the False Claims Act (the law for which the IRS Whistleblower Law is based), the Department of Justice regularly works hand-in-hand with the program offices for which the contracting abuse is material. For whatever reason, the DOJ was not willing to consider Mr. Birkenfeld a whistleblower. These differences also impacted Mr. Birkenfeld's relationship with the U.S. Senate inasmuch as the DOJ raised objections to his cooperation with the Senate.

The disconnect between Mr. Birkenfeld's desire to "blow the whistle" on the UBS tax fraud and SEC violations, and the DOJ's refusal to consider Mr. Birkenfeld a whistleblower, harmed the interests of the United States and federal law enforcement.

First is the issue of Mr. Olenicoff. At the August 2009 sentencing hearing the DOJ prosecuting attorney stated that if Birkenfeld had disclosed information related to Mr. Olenicoff when he met with the DOJ, the United States would have recommended no jail time in this matter. During the sentencing hearing the DOJ prosecutor, Mr. Downing, stated that Mr. Birkenfeld did not disclose his relationship with Olenicoff. On page 32, lines 12-16 the prosecutor insinuates that Mr. Birkenfeld withheld information on Olenicoff because he wanted to "continu[e] aiding and assisting Mr. Olenicoff committing tax evasion." On page 33, lines 14-21 of the transcript the prosecutor is more specific in his criticism of Mr. Birkenfeld, and states that "Mr. Olenicoff would be in jail had Mr. Birkenfeld come in, in 2007 and disclosed that information." The prosecutor concludes by stating that Mr. Birkenfeld's failure to disclose information on Olenicoff was key to "why the U.S. government seeks jail time for Mr. Birkenfeld." Page 33, lines 19-21.

Dieser Brief von Bradley Birkenfelds Anwaltsteam, Stephen Kohn und Dean Zerbe, war eine Dankesbekundung an Senator Levin, in der auch das Verhalten von Kevin Downing, dem Staatsanwalt im Justizministerium, zur Sprache kam.

Interview mit dem Autor

Mr. Birkenfeld, Glückwunsch zu diesem spannenden Buch. Warum haben Sie sich entschieden, die Geschichte vom Des Teufels Banker zu erzählen?

Ich habe dieses Buch geschrieben, um die wahre Geschichte darüber zu verbreiten, wie ich das Schweizer Bankgeheimnis zu Fall brachte. Wenn man an Schweizer Private Banking denkt, kommen einem Bilder von Reichtum, Privilegien und ausschweifendem Luxus in den Kopf. In *Des Teufels Banker* bringe ich die dunkle Seite davon ans Licht und beschreibe meine qualvolle Reise, mit der ich letztlich das jahrhundertealte Schweizer Bankgeheimnis zu Fall gebracht habe. Ohne den Schleier der Geheimhaltung ist es für Terroristen, korrupte Politiker, Strippenzieher, andere einflussreiche Personen und reiche Menschen heute schwieriger, wahllose Angriffe auf Unschuldige zu finanzieren, gewählte Politiker zu bestechen und sich ihren Steuerpflichten zu entziehen.

Ich bin immer noch stolz auf meinen erfolgreichen Kampf darum, dem Schweizer Bankgeheimnis ein Ende zu setzen. UBS und das US-Justizministerium aber haben in jeder Phase aggressiv versucht, mein historisches Whistleblowing zu verhindern. Darüber hinaus habe ich *Des Teufels Banker* geschrieben, um öffentlich zu machen, wie UBS und das Justizministerium die Öffentlichkeit fast ein Jahrzehnt lang in die Irre geführt und getäuscht haben. Sie haben das Justizsystem pervertiert, um ihre eigenen Interessen zu verfolgen und um mächtige und

einflussreiche Profiteure, die selbst geheime Nummernkonten hatten, vor der Justiz und vor öffentlicher Ächtung zu schützen.

Zwar wurde mein Einsatz mit der höchsten je ausgezahlten Prämie für einen Whistleblower belohnt – 104 Millionen Dollar. Aber die Welt muss die Wahrheit über diesen Skandal erfahren. Ich bin sehr froh darüber, mit *Des Teufels Banker* aufdecken zu können, was die US-Regierung nicht aufdecken konnte, und dass meine Offenbarungen zu einem der Auslöser für noch immer laufende Ermittlungen gegen korrupte Praktiken im Privatebanking in ganz Europa und weltweit wurden.

Viele Leser mögen Bücher mit schonungslosen Beichten, aber als Autor haben Sie wahrscheinlich große Risiken auf sich genommen, indem Sie so viel verraten. Macht es Ihnen Sorgen, dass Sie so viele intime Details über Ihren eigenen Fall und über die finanziellen Verhältnisse anderer Menschen preisgegeben haben?

Ich mache mir keine Sorgen darüber, dass ich verrate, was wirklich passiert ist und warum. Sorgen machen sollten sich lieber UBS, das US-Justizministerium und die vielen reichen Amerikaner mit geheimen Konten in der Schweiz. Sie haben allen Grund dazu. Ich freue mich jetzt auf die Gelegenheit, die Korruption auf der anderen Seite des Atlantiks und im Rest der Welt aufzudecken.

Sie sprechen sehr liebevoll über Ihren Vater, einen Arzt, und Ihre Mutter, ein ehemaliges Model, das zur Hausfrau wurde. Ganz offensichtlich haben sie einen starken, klugen Sohn großgezogen. Wie standen Ihre Eltern zu Ihrer Karriere, als Sie viel Geld bei UBS verdienten? Kannten sie irgendwelche Details, zum Beispiel, dass Sie Amerikanern dabei halfen, keine Steuern zu bezahlen?

UBS, Credit Suisse, Barclays und die vielen anderen Privatbanken, die aus der Schweiz heraus operieren, waren seit Generationen stolz darauf, diskrete Finanzdienstleistungen für wohlhabende Personen anzubieten. Viele angesehene und gesetzestreue Familien haben ihre Dienste genutzt. Meine Aufgabe bei diesen Banken war, diesen Kunden Zugang zu soliden und attraktiven Anlagemöglichkeiten zu verschaffen und dabei Diskretion zu gewährleisten. Es war nicht unsere Aufgabe und nicht unsere Verantwortung, uns um die Steuerpflichten unserer Kunden zu kümmern. Natürlich haben wir uns manchmal gefragt, ob die Kunden ihre Steuerpflichten in der Heimat beachten. Doch es war ähnlich, wie wenn man einen Taxifahrer oder anderen Dienstleister in bar bezahlt: Es lag nicht in unserer Verantwortung, dafür zu sorgen, dass die Kunden korrekte Angaben in ihrer Steuererklärung machen.

Um auf Ihre Frage zurückzukommen: Meine Eltern waren sicher froh darüber, dass ich bei so angesehenen Banken angestellt wurde, nachdem ich meinen MBA in der Schweiz gemacht hatte. In diesen Positionen kamen mir meine soziale Kompetenz und meine Freude am Reisen zugute. Beides war hilfreich dafür, die finanziellen Bedürfnisse von Kunden in aller Welt zu bedienen, also fanden meine Eltern, ich hätte die perfekte Karriere für mich gefunden. Ich war ein Bankdienstleister für meine Kunden, kein Steuerberater.

Der Niedergang des Schweizer Private-Banking-Modells begann, als die Banker anfingen, bei Kundenbesuchen in Ländern, in denen sie keine offizielle Zulassung oder Registrierung hatten, Finanzdienstleistungen anzubieten und Steuerhinterziehung durch die dortigen Kunden zu unterstützen. Gesetze und Vorschriften für

die Finanzbranche sind meist hochgradig technisch und komplex, vor allem wenn es um grenzüberschreitende Geschäfte geht. Weil wir auf so vielen unterschiedlichen Märkten tätig waren, haben wir uns darauf verlassen, dass interne und externe Experten dafür sorgen, dass unsere Geschäftspraktiken nicht gegen Gesetze auf irgendeinem dieser Märkte verstoßen. Dabei war uns nicht richtig bewusst, wie aggressiv zu ihren Gunsten unsere Banken lokale Vorschriften auslegten. In manchen Fällen wurde die Grenze zur Illegalität auch überschritten, so dass wir juristischen Risiken ausgesetzt waren. Der Auslöser dafür, dass ich bei UBS letztlich zum Whistleblower wurde, war, dass ich eine Richtlinie (das »dreiseitige Memo«) entdeckte, in der die Bank viele der Aktivitäten, mit denen wir Banker beauftragt waren und für die es Anreize gab, als *verboten* darstellte. Die Bank nutzte also die Früchte unserer Arbeit, war aber gleichzeitig bereit, unsere Aktivitäten zu verleugnen, falls es zu juristischen Schwierigkeiten kommen sollte. Sie hatte nicht vor, ihren »unlegitimierten« Bankern zur Seite zu stehen.

Ihre Schilderung, wie einfach es war, neues Geld einzuwerben, als Sie die Arbeit bei Credit Suisse begannen, ist unterhaltsam. Aber war es wirklich so einfach? Oder untertreiben Sie, wie viel Finanzwissen man für einen solchen Job braucht? Mit anderen Worten: War Ihr MBA wichtig für diese Arbeit?

Finanzdienstleistungen sind eine sehr wettbewerbsintensive Branche, die um eine begrenzte Summe an Anlegergeldern kämpft. Letztlich liegt die Differenzierung dabei in der Qualität der Kundenbetreuung. Mein MBA war zwar wichtig, um die Funktionsweise der vielen komplexen Produkte und

Dienstleistungen zu verstehen, die wir anboten, aber er reichte nicht aus, um sich in dieser Hinsicht abzuheben. Wahrscheinlich habe ich die Arbeit als so einfach beschrieben, weil sie das für mich tatsächlich war, denn ich habe eine natürliche Begabung dafür, eine Verbindung zu den meisten Menschen aufzubauen, die ich kennenlerne. Ich mag Menschen wirklich gern, und auf der anderen Seite schätzten meine Kunden meine positive und professionelle Herangehensweise, und sie genossen meine Gesellschaft.

Der Wendepunkt für Sie war also der Tag, an dem Sie das »dreiseitige Memo« entdeckten, das im Prinzip verbot, Geld in den USA einzuwerben. Aber als Sie bei Credit Suisse waren, haben Sie dort selbst die Idee eingebracht, reiche Menschen einzuladen und zu unterhalten – das klingt so, als sei das bis dahin nicht üblich gewesen. War Credit Suisse nur spät dran in einem Spiel, das UBS bereits perfekt beherrschte?

Credit Suisse hatte zu dieser Zeit tatsächlich noch kein so raffiniertes Programm zur Kapitalakquise entwickelt wie UBS. Ein Großteil der Geschäfte kam dort von Kunden, die schon andere Beziehungen zu der Bank hatten (Konten, Geschäftskredite, Wertpapierhandel, Akkreditive usw.). Schon in meiner Zeit bei State Street hatten wir Banker reichlich Gelegenheiten, unseren Kunden auch andere Dienstleistungen zu verkaufen. Bei meiner Initiative bei Credit Suisse ging es schlicht darum, bestehenden und prospektiven Bankkunden neue Geschäftsmöglichkeiten vorzuschlagen. Wie später bei UBS war dieser Einsatz vollkommen transparent und fand unter dem Rechts- und Compliance-Schirm der Bank statt.

Nach Ihrem Abschluss an der Norwich University, einer Militärakademie im US-Bundesstaat Vermont, haben Sie über eine Karriere beim Militär nachgedacht. Letztlich sind Sie dann aber in der Finanzbranche gelandet, in der Sie schon während der Sommerferien gearbeitet hatten. Welche Auswirkungen hatte Ihre akademische und militärische Ausbildung in Norwich auf Ihr Leben? Hat Sie vielleicht sogar geprägt, wie Sie später in den Kampf als Whistleblower gezogen sind?

Meine Erfahrungen an der Norwich University, der ältesten privaten Militärakademie der USA, haben mich abgehärtet für die Herausforderungen und Schwierigkeiten, die meine Zukunft mir präsentieren würde. Den Kadetten in Norwich wird Sorgfalt, Hartnäckigkeit und Selbstvertrauen beigebracht, und von diesem Umfeld habe auch ich profitiert. All diese Eigenschaften – und mehr – brauchte ich am Ende für den Kampf gegen UBS und das Justizministerium.

Apropos Militär – war das, was Sie getan haben, patriotisch? Und was ist mit den Jahren, bevor Sie die Banker an die Behörden verraten haben – als Sie immer mehr reiche Leute dazu brachten, Nummernkonten in der Schweiz zu eröffnen: War das auch patriotisch?

Schwierige Frage. Ich denke nicht, dass Patriotismus irgendeine Bedeutung für das hat, was ich vielleicht getan habe oder nicht. Konten für amerikanische und andere ausländische Kunden bei einer Schweizer Bank zu eröffnen, war mein Job, genau wie jahrzehntelang für hunderte andere Privatbanker in der Schweiz auch. Ich habe meine Arbeit gemacht und bin dabei davon

ausgegangen, dass die Bank von uns nicht verlangt, in ihrem Namen Gesetze zu brechen.

Auch die Frage, ob Kunden, die sich ihren Steuerpflichten entziehen, unpatriotisch sind, finde ich interessant. Es gibt in den USA und anderswo viele Dienstleistungsbranchen, die hauptsächlich auf Bargeld basieren und in denen große Teile der Umsätze nicht bei den Steuerbehörden angegeben werden. Sind all diese »Nicht-Deklarierer« unpatriotisch? Sind die Kunden unpatriotisch, weil sie diese Dienstleister nicht dafür »outen«, dass sie ihre Einnahmen nicht vollständig angeben, oder sind sie vielleicht sogar Komplizen, weil sie Barzahlungen nicht selbst an die Behörden melden? Oder haben diese Menschen ein moralisches Recht dazu, sich zu weigern, Steuern an eine Regierung mit laxen Ausgabenkontrollen und wenig Haushaltsdisziplin zu bezahlen? Das sind komplizierte Fragen, in denen viele Werturteile stecken.

Meine Ansichten zu diesen Themen haben sich mit der Zeit verändert. Wie ich in dem Buch erkläre, war es leicht, bei fragwürdigen Aktivitäten nicht allzu genau hinzusehen, als ich noch dachte, sie wären von meiner Bank genehmigt und überprüft. Ohne Frage war es auch einfach, wegzuschauen, wenn man jung ist, sich unbesiegbar fühlt und das Geld haufenweise hereinkommt. Im Lauf der Jahre aber ist mir klar geworden, dass etwas unmoralisch sein kann, egal ob es legal oder illegal ist. War es richtig von unseren Kunden, sich vor ihren Steuerpflichten zu drücken, so dass weniger raffinierte und weniger wohlhabende Menschen einen größeren Teil der Steuerlast tragen mussten? Sie könnten fragen, warum ich diesen moralischen Instinkten nicht früher gefolgt bin. Das ist eine gute Frage, aber ich bin nicht der

Einzige, für den sie sich stellt: Viele von uns haben schon mal in einer moralischen Zwickmühle gesteckt und solche Situationen sind schwierig zu handhaben – und zu bereinigen erst recht.

Letztlich löste sich das Problem für mich, als ich von dem dreiseitigen Memo bestätigt bekam, dass viele meiner beruflichen Aufgaben die Grenze zur Illegalität überschritten hatten. An diesem Punkt wurde mir klar, dass das Spiel vorbei war. Ich hätte einfach gehen können, aber stattdessen hatte ich den Mut, mich mit der mächtigsten Bank der Welt anzulegen, indem ich ihre illegalen und unmoralischen Praktiken ans Licht brachte.

Wenn Sie auf Ihre Zeit bei State Street zurückblicken, wo Sie entlassen wurden, weil Sie sich weigerten, rechtswidrig Gespräche mit Ihren Kunden aufzuzeichnen: Was halten Sie von Ihren Kollegen dort, die weitergemacht haben, als wenn nichts geschehen wäre? Fanden Sie es schwierig, den Kontakt zu Ihren Freunden aufrechtzuerhalten, die in aller Stille auf der (illegalen) Linie des Unternehmens blieben?

Mein Fokus bei der State Street Bank lag mehr auf den Verantwortlichen für das Fehlverhalten als auf den Mitwissern, die nichts dagegen unternommen haben. Mir ist klar, dass manche der Leute bei State Street, wie viele andere, die für Finanzinstitute arbeiten, nicht ihre Zukunft aus Spiel setzen wollten, indem sie sich gegen unerlaubte Handlungen ihres Unternehmens auflehnen. Sie haben ihre Entscheidung getroffen, und meine war eben, mich an die Behörden zu wenden.

Es gibt eine merkwürdige Parallele zwischen dem Fall State Street und der Art und Weise, wie Schweizer Banker bei der Erfüllung ihrer Pflichten gegen Gesetze der Länder verstießen, in denen sie tätig waren. Die Händler bei State Street haben das Mitschneiden

vielleicht unter der Annahme oder in der Hoffnung akzeptiert, dass das Unternehmen die rechtlichen und Compliance-Fragen sorgfältig geprüft hatte. Sie fanden nicht, dass es ihre Sache sei, das zu klären. Aber bei mir war es genau wie später in der Schweiz: Sobald ich wusste, dass dieses Verhalten nicht zulässig war, habe ich die Gesetzesverstöße gemeldet.

Bei UBS waren Sie ein hoch bezahlter Star und verdienten deutlich mehr als Ihre Kollegen, dank eines Deals, den Sie als Bedingung für Ihren Wechsel dorthin ausgehandelt hatten – Sie bekamen einen Anteil vom Netto-Neugeld, also dem Geld, das Sie von neuen Kunden ins Haus holten. Wusste irgendeiner Ihrer Freunde von dieser vorteilhaften Vereinbarung? Haben Sie mehr Geld verdient als Ihr Chef mit den Einbruchswerkzeug-Zähnen? Und wenn das so war, glauben Sie, es hat eine Rolle dafür gespielt, dass er Sie nicht mochte? Oder beruhte seine Abneigung auf der Art und Weise, wie Sie die Vereinbarung durchgesetzt hatten?

Fast ohne Frage hat mein Vergütungsvertrag so gut wie jede Führungskraft bei UBS verärgert, die davon wusste – nicht, weil irgendetwas daran ungehörig gewesen wäre, sondern schlicht, weil ich effektiver arbeitete, als dies irgendjemand für möglich gehalten hätte. Für einen Schweizer Privatbanker war diese Regelung beispiellos, und dann galt sie auch noch für einen von »denen« – einen Amerikaner. Das war ihnen ein weiterer Dorn im Auge.

Was wurde aus Valerie, Ihrer loyalen Sekretärin, die Ihnen von Bovay weggenommen wurde und dann nicht das vereinbarte Gehalt samt Bonus bekam?

Valerie ist jetzt glücklich verheiratet, hat zwei Kindern, und lebt weiter in der Schweiz.

Sie scheuen sich nicht, die Wahrheit zu sagen, selbst wenn Sie dadurch selbst in einem wenig idealen Licht erscheinen. Also verzeihen Sie bitte die Frage, aber können Sie uns sagen, was Ihre Hauptmotivation dafür war, gegen die Praktiken von UBS und das Schweizer Bankgeheimnis vorzugehen? War es Rache an Christian Bovay, der es eindeutig auf Sie abgesehen hatte?

Es ist sehr wichtig, bei den Ereignissen, die mich letztlich zum Whistleblower machten, das Gesamtbild im Auge zu behalten. Natürlich war mir Christian Bovay ein Dorn im Auge, aber er war einfach nur ein verbitterter Mensch, rachsüchtig und neidisch auf meinen Erfolg, aber gerne bereit, die Lorbeeren dafür einzuheimsen. Ich hatte einen klaren Vertrag, so dass er nur über begrenzte Möglichkeiten verfügte, mir zu schaden. In der Vergangenheit hatte ich ganz bestimmt schon mit niederträchtigeren Persönlichkeiten zu tun gehabt.

Wie zuvor erwähnt, gab es auch zunehmendes Unbehagen über die Motivationen, mit denen viele Kunden der Bank ihre Konten eröffneten. Weil ich hauptsächlich mit Amerikanern mit legitimen Geschäftsinteressen zusammenarbeitete, ging es bei meinem nagenden ethischen Dilemma vor allem um Steuerpflichten. Aber um es sehr deutlich zu sagen: Ich war Banker, kein Steuerberater und verantwortlich für seine Steuerpflichten war immer der Kunde selbst. Steuervermeidung könnte man zu den ältesten Berufen der Welt zählen. Sie bringt viele moralische Zwickmühlen mit sich und ich habe mich nicht vorgedrängelt, um in diesen Fragen zum Musterknaben zu werden.

Der Auslöser für mein historisch beispielloses Tun war die Entdeckung des dreiseitigen Memos, verborgen in den Tiefen des USB-Intranets, wo es normalerweise ein Banker finden würde. Das Memo stellte die wichtigsten Aktivitäten unseres Teams als verboten dar. Die Bank war also auf der einen Seite bereit, weiterhin die Früchte unserer Arbeit einzufahren. Auf der anderen Seite bereitete sie sich darauf vor, falls sie je Schwierigkeiten mit Behörden bekommen sollte, auf das Memo zu verweisen und zu argumentieren, unser Einsatz sei von ihr nicht genehmigt gewesen. Sie wollte sich also nicht hinter uns »unlegitimierte Banker« stellen, sondern uns im Regen stehen lassen. Das war kein philosophisches Dilemma. Die Bank wusste, dass sie uns in rechtliche Gefahr brachte. Sie hat uns nicht darüber informiert und sie sorgte dafür, dass sie ihre Hände in Bezug auf unsere Aktivitäten in Unschuld würde waschen können.

Als ich das Memo entdeckt hatte, wendete ich mich als Erstes mit Fragen direkt an die Rechts- und Compliance-Abteilung von UBS. Nachdem ich auf meine wiederholten schriftlichen Anfragen keine Antwort bekommen hatte, wurde mir klar, dass die Bank nicht bereit war, den Ernst der Lage anzuerkennen. Sie wollte einfach weitermachen wie schon immer, was uns Banker schweren juristischen Risiken aussetzte. Nach einer Beratung durch meinen Schweizer Anwalt reichte ich dann meine Kündigung ein und brachte mein Anliegen direkt vor das Führungsteam und den Verwaltungsrat der Bank und berief mich dabei auf die UBS-eigenen Whistleblower-Richtlinien. An diesem Punkt leitete der Chefjurist der Bank eine interne Ermittlung ein und kam nach oberflächlichen Nachforschungen zu dem Schluss, dass meine Bedenken hauptsächlich auf Missverständnissen beruht hätten.

UBS gab also nie zu, dass unsere Einheit den Auftrag hatte, illegale Aktivitäten zu betreiben. Das war meine Motivation, mich dann an die US-Behörden zu wenden und letztlich zum Whistleblower in den USA zu werden.

Andere haben behauptet, mein Whistleblowing sei von der Aussicht auf eine hohe Prämie motiviert gewesen. Was sie dabei praktischerweise vergessen, ist, dass das Whistleblower-Gesetz, auf dessen Grundlage ich später eine Belohnung bekam, noch gar nicht existierte, als die ganze Geschichte begann. Selbst als ich in den USA Informationen offenlegte, lange nach meinem ersten Versuch in der Schweiz, waren die Chancen, jemals dafür belohnt zu werden, äußerst gering – dafür sprachen die Regelungen im Gesetz und die Schwierigkeiten, mit denen andere Whistleblower in anderen Programmen zu kämpfen hatten. Und nicht zu vergessen: Nach meinem ersten Kontakt zum Justizministerium war dessen Reaktion sehr feindselig. Aber ich hielt durch und lieferte weitere Informationen, obwohl ich wusste, dass ich mit meinen beispiellosen Aussagen eher ein sehr reales Risiko für eine Gefängnisstrafe auf mich nahm, als mir eine Belohnung zu sichern. So kam es dann natürlich auch: Dafür, dass ich den größten und am längsten betriebenen Steuerbetrug in der US-Geschichte aufgedeckt hatte, verbrachte ich 31 Monate in einem Bundesgefängnis. Und bis heute ist kein einziger anderer UBS-Banker für diesen Betrug zu einer Haftstrafe verurteilt worden.

Also nein, mein Whistleblowing war nicht davon motiviert, dass ich meine Meinung über mögliche Steuervermeidung bei meinen Kunden geändert hatte. Der Grund dafür war, dass UBS einen illegalen Geschäftsplan verfolgt, mich und meine Kollegen als ahnungslose Mitspieler eingestellt und dann seine Absicht deutlich

gemacht hatte, jegliche Verantwortung für unsere Aktivitäten abzustreiten. So einfach war das. Ein Nebeneffekt meiner Aussagen war, dass das US-Finanzministerium bis heute 12 Milliarden Dollar an Steuern, Strafen, Zinsen und Geldbußen von UBS-Kunden eintreiben konnte, die sich jahrelang ihren Steuerpflichten entzogen hatten. Die Steuervermeidungspraktiken meiner Kunden hatten also an meinem Gewissen genagt. Letztlich aber führten meine Whistleblower-Aktivitäten gegen UBS direkt dazu, dass von Steuerhinterziehern und ihren Helfern hohe Summen kassiert werden konnten.

Man kann Ihr Buch kaum lesen, ohne es sich als Film vorzustellen – unter anderem, weil Sie die Szenen so gut beschreiben und weil es so interessante Charaktere darin gibt. Wenn das Buch verfilmt wird, wen würden Sie dann im Kino gern als Bradley Birkenfeld sehen? Und welche Schauspieler sollten die anderen Personen in der Geschichte spielen?

Ich habe noch nicht richtig darüber nachgedacht, wer die Rollen in einem möglichen Film spielen könnte. Aber mit Sicherheit würde ich nicht zulassen, dass ich von jemandem mit einem falschen, unnatürlichen Bostoner Akzent dargestellt werde. Ein echter Bostoner Akzent ist wie Ausstrahlung: Entweder man hat sie oder man hat sie nicht. Doch nachdem ich als erster Schweizer Privatbanker diese unglaubliche Geschichte aufgedeckt habe, ist die Grundlage für ein knallhartes Drehbuch auf jeden Fall vorhanden.

Was haben Sie bei all dem gelernt? Wenn Sie noch mal von vorn beginnen müssten, würden Sie dann wieder zum UBS-Whistleblower werden? Würden Sie es früher tun? Höchstwahrscheinlich hätten Sie

sich vom Justizministerium fernhalten sollen – oder vielleicht doch nicht, obwohl Sie dadurch unter anderem die Härten einer Einzelhaft ertragen mussten?

Ich würde mit Sicherheit alles noch mal machen, wenn ich Gelegenheit dazu hätte. Mein Einsatz hat dem US-Finanzministerium 12 Milliarden Dollar (und es werden immer mehr) eingebracht und Tausende von Steuerbetrügern entlarvt, die dachten, sie würden über dem Gesetz stehen. Als direkte Folge meiner Aktivitäten als Whistleblower wurden neue Steuergesetze verabschiedet und neue Steuerabkommen ratifiziert. Ich habe das Schweizer Bankgeheimnis zerstört, das viele Jahre lang als undurchdringlich galt. Eine Sache, die ich jetzt anders machen würde, wäre tatsächlich, dass ich das Justizministerium umgehen würde. Was auch immer die Staatsanwälte dort gesucht haben, Gerechtigkeit war es mit Sicherheit nicht.

Haben Sie sich die vor kurzem entdeckten »Panama Papers« mit Angaben zu Offshore-Konten angesehen? Kamen Ihnen manche Namen darin bekannt vor? Wird es Ihrer Meinung nach noch mehr solcher Enthüllungen aus anderen Ländern weltweit geben?

Die Berichte über den Skandal um die Panama Papers sind mir bekannt. Ein Name, der in Zusammenhang mit dieser Geschichte fiel, war kein anderer als der des verurteilten Steuerkriminellen Igor Olenicoff. Ich muss schon sagen, Olenicoff kommt wirklich viel rum!

Die Panama Papers waren Unterlagen von einer einzigen Kanzlei, Mossack Fonseca, einem bedeutenden Mitspieler in der Welt der Offshore-Trusts. Mit Sicherheit wird es in Zukunft andere Enthüllungen dieser Art bei anderen Kanzleien, Wirtschaftsprüfern

und Banken geben. Ein ähnlicher, aber etwas anders gelagerter Fall war Lux Leaks (ebenfalls aufgedeckt von ICIJ, dem International Consortium of Investigative Journalists): Hier wurde enthüllt, dass sich große multinationale Unternehmen von Luxemburg aus eine Vorzugsbehandlung sichern konnten, um weniger Steuern in Europa zu bezahlen. Offensichtlich haben nicht nur Privatpersonen eine Aversion gegen Steuern.

Aber sind die USA, obwohl gegen UBS und die Offshore-Konten, dank derer Reiche keine Steuern bezahlen mussten, hart durchgegriffen wurde, nicht immer noch ein Land, dessen Steuergesetze Wohlhabende bevorzugen? Warren Buffett kritisiert sehr deutlich, dass er als Multimilliardär prozentual gesehen weniger Einkommenssteuern bezahlt als seine Sekretärin mit ihrem niedrigeren Einkommen. Wie viel näher sind die USA echter Steuergerechtigkeit gekommen, also dem Ziel, den hart arbeitenden Bürgern zu helfen, an die Sie gedacht haben, als Sie sich entschlossen, zum Whistleblower zu werden?

Für reiche und mächtige Menschen gelten, in und außerhalb der USA, eindeutig andere Regeln als für die meisten anderen. Ich unterstütze das nicht, ich erkenne es nur als Realität an. Mein Einsatz als Whistleblower hat viele dieser Leute gezwungen, ihre Deckung aufzugeben, und viele von ihnen wurden später zur Rechenschaft gezogen. Zumindest in dieser Hinsicht habe ich dafür gesorgt, dass das Spiel fairer wird – und gleichzeitig mehr Offshore-Geld zurück in das US-Bankensystem geholt als jede andere Einzelperson in der Geschichte.

Haben Sie noch ein paar abschließende Worte für Ihre Leser?

Es ist eine bekannte historische Tatsache, dass es noch nie eine erfolgreiche Invasion der Schweiz gegeben hat – bis ich gekommen bin.

Über den Autor

Bradley C. Birkenfeld ist ein Finanzexperte im Ruhestand, der als wichtigster Whistleblower seiner Branche bekannt geworden ist.

Seine Karriere als Banker begann Birkenfeld in Boston. Später zog er nach Europa, wo er erfolgreich als Privatbanker bei Credit Suisse, Barclays Bank und UBS arbeitete. Im Jahr 2005 protestierte er beim UBS-Management gegen illegale Praktiken der Privatbank, deren Mitarbeiter amerikanische Kunden mit hohem Vermögen beim Hinterziehen von Steuern unterstützten. Als er bei UBS nicht weiterkam, wendete sich Birkenfeld an amerikanische Behörden. Damit begann ein Prozess von explosiven Enthüllungen, die dem US-Finanzministerium dabei halfen, mehr als 15 Milliarden Dollar an Steuernachzahlungen, Bußgeldern und Strafen von amerikanischen Steuerhinterziehern einzunehmen.

Der Fall Birkenfeld bildete den Auftakt zu einem allgemeinen Durchgreifen europäischer Regierungen gegen Steuerhinterziehung. Diese späteren Schläge gegen das Schweizer Bankgeheimnis waren der Auslöser für massive Veränderungen bei Regulierung und Strafverfolgung, die vor der »Affaire Birkenfeld« undenkbar gewesen wären. Die Schweiz erklärte sich nach Druck aus den USA und Europa bereit, strengere Vorschriften für ihre Banken einzuführen. Als Folge von Birkenfelds beispiellosen Enthüllungen haben die Risiken und Kosten für Finanzinstitute, die Steuerhinterziehung, Betrug, Korruption und terroristische Aktivitäten unterstützen, drastisch zugenommen.

Birkenfeld hat einen Bachelor-Abschluss in Wirtschaftswissenschaften von der Norwich University und einen internationalen Master of Business Administration (MBA) von der American Graduate School of Business in der Schweiz. Heute widmet er sich der Unterstützung von Whistleblower-Initiativen, die Betrug aufdecken und bekämpfen sollen. Er ist glühender Fan des Eishockey-Teams Boston Bruins und sammelt leidenschaftlich Devotionalien des Vereins. Unterstützung für das Engagement der Bruins für benachteiligte Kinder steht auf der Liste seiner wohltätigen Aktivitäten weit oben.

Mehr Informationen zum Autor finden Sie unter www.lucifersbanker.com

This file was downloaded from Z-Library project

Your gateway to knowledge and culture. Accessible for everyone.

z-library.sk z-lib.gs z-lib.fm go-to-library.sk

Official Telegram channel

Z-Access

https://wikipedia.org/wiki/Z-Library